

HEYNE  
BÜCHER

JOHN NORMAN

# Die Bestien von GOR

FANTASY







Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen folgende Bände in der Reihe

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

1. Band: GOR - die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3433)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)
13. Band: Die Erforscher von GOR (06/4045)
14. Band: Kampfsklave auf GOR (06/4102)
15. Band: Der Schurke von GOR (06/4158)
16. Band: Der Leibwächter von GOR (06/4179)
17. Band: Die Wilden von GOR (06/4195)
18. Band: Die Blutsbrüder von GOR (06/4224)
19. Band: Kajira von GOR (in Vorb.)
20. Band: Die Spieler von GOR (in Vorb.)

JOHN NORMAN

# DIE BESTIEN VON GOR

12. Band des GOR-Zyklus

*Fantasy Roman*

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 06/3875  
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
BEASTS OF GOR  
Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück  
Das Umschlagbild schuf Oliviero Berni

2. Auflage  
Redaktion: F. Stanya  
Copyright © 1978 by John Norman  
Copyright © 1982 der deutschen Übersetzung by  
Wilhelm Heyne Verlag, München  
Printed in Germany 1983  
scanned by romuluz ~ corrected by F451  
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz, München  
Gesamtherstellung: Elsnerdruck GmbH, Berlin  
ISBN 3-453-30761-5

»Es gibt keinerlei Hinweise«, hatte Samos gesagt.

Hellwach lag ich auf der breiten Couch und starrte zur Decke des Zimmers empor. Aus einer durchlöcherten Lampe flackerte schwaches Licht. Die Pelze waren tief und weich. Neben mir lagen die Waffen. Zu meinen Füßen lag angekettet eine Sklavin.

Es gab keinerlei Hinweise.

»Er kann überall sein«, hatte Samos gesagt und die Achseln gezuckt. »Wir wissen nur, daß er sich irgendwo aufhält, mitten unter uns.«

Über jene Spezies, die wir Kurii nennen, ist nur wenig bekannt. Wir wissen, daß ein Kur blutrünstig ist daß er Menschenfleisch frißt und Ruhmestaten im Sinn hat.

»Ein Kur ist dem Menschen nicht unähnlich«, hatte Priesterkönig Minsk einmal zu mir gesagt.

Auf ihre Weise hat diese Geschichte keinen eindeutigen Anfang. Vermutlich hatte sie ihren Ursprung vor mehreren tausend Jahren, als die Kurii in langen Stammeskriegen ihre Heimatwelt unbewohnbar machten. Sie waren aber technisch schon soweit fortgeschritten, daß sie kleine Stahlwelten bauen konnten, die den Planeten in einer Kreisbahn umliefen – jede dieser Welten hatte einen Durchmesser von mehreren Pasangs. Während die Urwelt verbrannte, wandten sich die Überreste einer zerstrittenen Spezies den Jagdgründen der Sterne zu.

Wir wissen nicht, wie lange diese ihre Jagd dauerte, doch uns ist bekannt, daß die Stahlwelten vor langer Zeit das System eines mittelgroßen gelben Sterns in einer Randzone der zahlreichen schimmernden Spiraluniversen erreichten. Und dort harten sie ihr Opfer gefunden, eine Welt.

Sogar zwei Welten – den Planeten Erde und jene andere Welt, die Gor genannt wird.

Eine dieser Welten war im Begriff, sich selbst zu vergiften, eine verrückt gewordene, kurzsichtige Welt, bestimmt von Gier und einem Willen zur Selbstzerstörung. Die andere war eine natürliche Welt, jungfräulich in ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit, eine Welt, die nach dem Willen ihrer Herren und Meister, der Sardar oder Priesterkönige, dem Beispiel der unglücklichen Schwester nicht folgen durfte. Die Priesterkönige gestatteten es den Menschen nicht. Gor zu vernichten. Sie sind nicht großzü-

gig, sie lassen Völkermord nicht zu. Darin sind sie vernünftig, und Vernunft kann man an den Tag legen, ohne schwach zu sein. Und die Priesterkönige sind nicht schwach.

»Halb-Ohr ist mitten unter uns«, hatte Samos gesagt.

Ich starrte an die Decke und beobachtete die sich verschiebenden Schatten.

Viele tausend Jahre lang hatten die Priesterkönige das System des gelben Sterns gegen die Pläne der umherziehenden Kurii verteidigt. Dabei hatte das Kriegsglück wohl viele Dutzendmal die Seiten gewechselt, doch war es den Kurii niemals gelungen, an den Küsten dieser wunderschönen Welt einen Brückenkopf zu bilden. Vor einigen Jahren jedoch, zur Zeit des großen Nestkriegs, war die Macht der Priesterkönige erheblich beschnitten gewesen. Ich glaube nicht, daß die Kurii diesen Umstand bereits erkannt haben oder wissen, wie groß dieser Machtverlust wirklich ist.

Wüßten sie die Wahrheit, so würden zwischen den Stahlwelten die Losungsworte gewechselt, die Luken würden sich öffnen, und Schiffe würden Kurs auf Gor nehmen.

Aber der Kur ist ein vorsichtiges Tier, wie der Hai und der Sleen. Er schleicht herum, er wittert in den Wind und schlägt erst zu, wenn er seiner Sache ganz sicher ist.

Samos war beunruhigt darüber, daß sich der hohe Kur mit Namen Halb-Ohr neuerdings auf dieser Welt aufhielt. Diese Information war in einer verschlüsselten Botschaft enthalten gewesen, die in Form eines Halsbands zu uns gekommen war. Daß Halb-Ohr nach Gor gekommen war, stellte für Samos und die Priesterkönige den Beweis dar, daß die Invasion bald stattfinden sollte.

Vielleicht rasten die Schiffe der Kurii bereits auf Gor zu, zielstrebig und lautlos wie Haie im Wasser des dunklen Weltraums.

Aber ich nahm es nicht an. Ich war nicht davon überzeugt, daß die Invasion bevorstand. Vielmehr vermutete ich, daß Halb-Ohr gekommen war, um die Invasion vorzubereiten.

Und daran mußte er gehindert werden.

Wenn er die Schwäche der Priesterkönige entdeckte und es darüber hinaus schaffte, ein Depot für Treibstoff und sichere Wartung der landenden Schiffe zu errichten, gab es wenig Grund für die Annahme, daß die Invasion nicht erfolgreich ablaufen würde.



Halb-Ohr war auf Gor. Daraus war zu schließen, daß die Kurii nun endlich handelten, wohlüberlegt, gefährlich.

Aber wo war er?

Beinahe hätte ich diese Frage ärgerlich ausgerufen, die Hände zu Fäusten geballt.

Die Sklavin zu meinen Füßen bewegte sich, erwachte aber nicht.

Ich stemmte mich auf einen Ellbogen hoch und betrachtete sie. Wie unglaublich schön und anschmiegsam war dieses Wesen, eingerollt in die Pelze, halb bedeckt. Ich zog die weiche Bedeckung fort, um sie ganz zu sehen. Sie bewegte sich, strich ein wenig über das Fell, sie zog die Beine an und bewegte die Hände, als wolle sie die Felle wieder hochziehen, doch die Finger griffen ins Leere; daraufhin zog sie die Beine noch mehr an und kuschelte sich ein. Auf der Welt gibt es wohl nichts Schöneres als eine nackte Sklavin, bekleidet mit einem schweren Eisenkragen mit Kette; diese Kette lief zu einem Ring am Fußende der Liege. Das Mädchen hatte eine helle Haut und dunkles Haar, im Augenblick rötlich beschienen von der schwach brennenden Lampe. Ich fand das Geschöpf unglaublich schön. Und sie gehörte mir. Welcher Mann möchte nicht eine wunderschöne Frau besitzen?

Sie drehte sich halb um und tastete wieder nach den Fellen; ihr wurde kalt. Ich packte sie am Arm, zerrte sie energisch neben mich und warf sie auf den Rücken. Zusammenfahrend öffnete sie die Augen. »Herr!« schrie sie leise. Ich drängte mich zwischen ihre Schenkel und drang in sie ein, nahm sie mit kurzen, kräftigen Stößen. »Herr! Herr!« flüsterte sie und klammerte sich an mir fest. Nach ein paar Minuten war ich mit ihr fertig. »Herr«, flüsterte sie. »Ich liebe dich! Ich liebe dich!« Man nimmt eine Sklavin, wann und wie oft es einem beliebt.

Sie drängte sich an mich, preßte ihre Wange gegen meine Brust. Mit Sex läßt sich eine Sklavin oft so gut lenken wie mit Ketten und einer Peitsche.

»Ich liebe dich«, flüsterte sie.

Das Geschlechtsleben einer Frau ist nach meiner Ansicht ein komplizierteres Phänomen als beim Mann. Wird sie richtig behandelt – und damit meine ich nicht, zuvorkommend und sanft, sondern wie es ihrer Natur entspricht –, dann ist sie dem Sex noch hilfloser ausgeliefert als ein Mann. Eine Frau ist aufwüh-

lender, anhaltender Wonnen fähig, um die man sie beneiden kann. Diese Wonnen lassen sich natürlich durch einen Mann dazu einsetzen, sie zur hilflosen Gefangenen, eben zur Sklavin zu machen. Vielleicht liegt hier ein Grund, warum die freien Frauen sich so energisch dagegen wehren. Die Sklavin hat dagegen keine Möglichkeit sich zu schützen, denn sie ist ihrem Herrn ausgeliefert, der sie behandelt, wie es ihm gefällt, und ihren Willen dabei außer acht lassen kann.

Ich spürte ihre Lippen an meiner Brust.

»Erfreue mich!« gebot ich ihr.

»Ja, Herr«, flüsterte sie und begann meinen Körper zu küssen und zu liebkosen.

Nach einer Weile gebot ich ihr Einhalt und befahl ihr, sich wieder auf den Rücken zu legen.

»Oh«, sagte sie leise, als ich sie von neuem bestieg und in sie eindrang. Mit tränenerfüllten Augen blickte sie zu mir auf. Wie hilflos sie in meinen Armen lag! Ich unterwarf sie dem hinhalten-den Akt einer Sklavinnenerniedrigung, hilflos in den Armen ihres Herrn, der nicht gewillt ist, ihr gegenüber Rücksicht zu zeigen. Ich nahm sie als das, was sie war – als Sklavin.

Nach einer Viertel-Ahn zuckte ihr Körper hilflos, meine Arme bluteten von den Attacken ihrer Fingernägel, ihr Blick war wild. Sie warf den Kopf zurück und schrie zuckend: »Ich bin deine Sklavin! Ich gebe mich dir hin!« Wie schön eine Frau in einem solchen Moment ist! Ich wartete, bis sie sich etwas beruhigt hatte und bebend zu mir aufblickte. Dann schrie auch ich auf vor Lust. Sie klammerte sich an mich und küßte mich. »Ich liebe dich, Herr!« rief sie weinend.

Ich streifte ihr das Haar aus dem Gesicht. Ein Herr mußte sich in acht nehmen seine Sklavin nicht zu sehr ins Herz zu schließen.

Dann mußte ich daran denken, daß sie die Priesterkönige verraten hatte – und mich an meine Feinde. Sie hatte den Kurii in der Tahari gedient. Vor dem Gericht an den Neun Brunnen hatte sie falsch gegen mich ausgesagt. Zu einer anderen Zeit hatte sie sich an einem Fenster in der Kasbah des Salz-Ubars gezeigt und mir spöttisch ein parfümiertes Tuch zugeworfen, während ich in Ketten vorbeigeschleift wurde, auf meinem Weg in die Salzbergwerke von Klima. Ich war aus Klima zurückgekehrt und hatte sie versklavt. Ich hatte sie aus der Tahari entführt und in das Haus

Bosks gebracht, eines Kapitäns und Handelsherrn in Port Kar. Als Sklavin hielt ich sie in diesem Haus. Sie mußte viel arbeiten. Manchmal durfte sie angekettet zu meinen Füßen liegen, wie in dieser Nacht.

Bebend lag sie in meinen Armen.

Plötzlich hob ich den Kopf. Es roch nach Sleen.

Die Tür zu meiner Kammer, die ich in meinem Haus nicht verschließen mußte, öffnete sich langsam.

Sofort sprang ich von meinem Nachtlager auf, und das angekettete Mädchen fuhr zusammen. Ich duckte mich neben die Liege und bewegte mich nicht.

Langsam schob sich die Schnauze des Ungeheuers durch die Tür, die weiter aufgedrückt wurde.

Ich hörte, wie dem Mädchen der Atem stockte.

»Still!« sagte ich, ohne mich zu rühren.

Das Tier war freigelassen worden. Der breite dreieckige Kopf war schon ganz im Zimmer. Plötzlich spiegelte sich das Licht der Lampe in seinen Augen, die kurz in Flammen zu stehen schienen. Dann erlosch das Feuer, das Wesen hatte den Kopf weiter gedreht und beobachtete mich.

Es war ein gezähmter Waldsleen, etwa zwanzig Fuß lang und ungefähr elfhundert Pfund schwer. Das Geschöpf besaß doppelte Reihen von Reißzähnen und sechs Beine. Geduckt schob es sich weiter vor, das Bauchfell mußte den Boden berühren. Um den zottigen Hals lag ein lederner Sleenkragen, doch an der Schlaufe war keine Leine befestigt.

Ich hatte geglaubt, der Sleen wäre auf die Tabukjagd trainiert, doch im Augenblick war das Ungeheuer nicht auf Tabuk aus. Ich kannte den Anblick eines jagenden Sleen. Dieses Tier hatte es auf Menschen abgesehen – auf einen Menschen.

Es rückte einige Schritte vor und hielt wieder inne.

Als ich den Sleen am Nachmittag mit seinem Trainer Bertram aus Lydius gesehen hatte, hatte er in keiner Weise ungewöhnlich auf mich reagiert. Damals war er noch nicht auf meine Spur angesetzt gewesen.

Das Biest rückte wieder ein Stück vor.

Ich nahm nicht an, daß es seinen Käfig schon lange verlassen hatte, denn als bester Fährtensucher Gors hätte ein Sleen nur wenige Sekunden gebraucht, um sich durch die leeren Korridore zu diesem Zimmer vorzuarbeiten.

Das Monstrum nahm den Blick nicht von mir.

Ich sah, daß es die hinteren vier Beine zum Sprung krümmte. Es atmete schneller. Daß ich mich nicht bewegte, erstaunte es.

Der Sleen hatte genau die richtige Entfernung zum Angriff. Ich tat nichts, was ihn hätte aufregen können.

Der Schwanz zuckte hin und her. Wäre der Bursche meiner Spur längere Zeit gefolgt hätte ich wohl weniger Zeit gehabt; das Jagdfieber wäre größer gewesen.

Langsam, beinahe unmerklich bewegte ich die Hand zur Liege und ergriff eines der großen Felle mit der rechten Hand.

Das Ungeheuer beobachtete mich aufmerksam. Zum erstenmal fauchte es drohend.

Dann hörte der Schwanz auf zu peitschen und wurde beinahe starr. Die Ohren lagen flach an.

Der Sleen griff an, seine Krallen kratzten über den Kachelboden und rutschten aus. Das Mädchen schrie auf. Der nach oben geschleuderte Pelz schirmte mich wie ein Cape ab und legte sich um das springende Tier. Ich hechtete auf die Couch, wälzte mich darüber und kam wieder auf die Füße. Ich hörte das Tier fauchen und knurren. Mit einer energischen Körper- und Kopfbewegung schleuderte es den Pelz zur Seite. Dann stand es erzürnt zischend und fauchend auf der anderen Seite des Bettes, das zerrissene Fell unter den Klauen. Es blickte zu mir empor. Ich stand auf der Couch, eine Torvaldsland-Axt in der Hand.

Ich stimmte das Lachen des Kriegers an.

»Komm, mein Freund!« rief ich. »Wir wollen kämpfen!«

Es war ein wahrhaft mutiges, edles Tier. Wer den Sleen verachtet, kennt ihn nicht. Die Kurii respektieren den Sleen, was so einiges über ihn aussagt, über seinen Mut und seine Wildheit und Unbezwingbarkeit.

Das Mädchen schrie entsetzt auf.

Die Axt traf das Tier seitlich, und der mächtige Kopf, der von der Klinge abglitt, traf mich an der Flanke. Das Tier lag schon am Boden, als ich ein zweitesmal zuhieb und dabei fast den Kopf vom Rumpf trennte.

»Ein wunderschönes Tier«, sagte ich. Ich war blutverschmiert. Draußen auf dem Flur regten sich Männer. Thurnock und Clitus, Publius, Tab und andere stürmten herein. Sie hielten Waffen, in den Händen.

»Was ist geschehen?« fragte Thurnock aufgeregt.

»Nehmt Bertram aus Lydius fest«, sagte ich.

Männer eilten davon.

Ich ging zu meinen Waffen, die neben und hinter der Couch lagen, und nahm ein Messer zur Hand.

Ich teilte Stücke des Sleen-Herzens mit meinen Männern, und mit zusammengelegten Händen tranken wir das Blut des Tieres nach dem Ritual der Sleenjäger.

»Bertram aus Lydius ist geflohen!« rief Küchenmeister Publius.

Damit hatte ich gerechnet.

Ich hatte in das Blut geschaut, das ich mit den Händen umschloß. Es heißt, man wird an einer Krankheit dahinsiechen, wenn man sich darin schwarz und ausgemergelt sieht; sieht man sich aber blutig und zerrissen, wird man im Kampf untergehen, und spiegelt man sich alt und grau, wird man in Frieden sterben und Kinder hinterlassen.

Aber der Sleen übermittelte mir keine Botschaft.

Ich hatte in das Blut geschaut und nur Blut gesehen. Das Tier sprach nicht zu mir, oder es konnte mir nichts mitteilen.

Ich stand auf und wischte mir die blutigen Hände an den Schenkeln ab. Dann wandte ich mich um und betrachtete das nackte Mädchen in den Fellen. Sie wich vor mir zurück, die Hand an den Mund gehoben.

»Bertram aus Lydius hat sich einem Wächter genähert«, meldete Publius, »der natürlich nichts ahnte. Bertram aus Lydius war immerhin Hausgast. Er schlug den Mann bewußtlos. Mit Seil und Haken ist er dann an der Mauer zur Flußmündung hinabgestiegen.«

»Dann erledigen ihn die Tharlarion«, bemerkte ein Mann.

»Nein«, sagte ich. »Bestimmt hat ein Boot auf ihn gewartet.«

»Er kann noch nicht weit sein«, meinte Thurnock.

»Und in der Stadt steigt er auf einen Tarn um«, wandte ich ein.

»Wir verfolgen ihn nicht.«

Ich blickte mich im Kreis der Männer um. »Legt euch wieder schlafen!« befahl ich.

»Und das Tier?« fragte Clitus.

»Laßt es liegen. Und laßt mich allein!«

Dann war ich mit der Sklavin allein. Ich schloß die Tür, verriegelte sie und wandte mich zu ihr um.

Sie sah sehr klein und verängstigt aus.

»Du stehst also noch immer in den Diensten der Kurii, meine Kleine«, sagte ich.

»Nein, Herr!« rief sie. »Nein!«

»Wer hat heute früh mein Zimmer gemacht?« fragte ich.

»Ich, Herr.«

Es ist üblich, daß das Mädchen, das die Nacht zu Füßen ihres Herrn verbringen soll, am vorhergehenden Tag das Zimmer säubert. Sie schrubbt und räumt auf und putzt. Damit ist sie beinahe den ganzen Tag lang beschäftigt, und in diesen Stunden wird sie körperlich wie seelisch auf den Akt der Unterwerfung vorbereitet, den mit Freuden zu ertragen sie gelehrt worden ist, weil sie keine andere Wahl hat. Zu diesen Vorbereitungen gehören auch kleine Dienste wie die Reinigung der Tarnstiefel. Sie ist schließlich mehr als bereit, wenn der Mann sie auf die Felle schickt, wo sie die angenehmste und intimste ihrer Aufgaben erfüllen muß, die einer Liebessklavin.

»Knie nieder!« befahl ich ihr.

Wortlos nahm sie die Haltung der Vergnügungssklavin ein – auf den Fersen hockend, die Knie gespreizt, die Hände auf den Knien, den Kopf gehoben. Sie war außer sich vor Entsetzen.

Ich hockte mich vor ihr nieder und faßte sie an den Armen. Das Blut des Sleen bedeckte mich. »Herr?« fragte sie. Ich drückte sie im Sleenblut rücklings auf den Boden und drang in sie ein. Mit tiefen Stößen bearbeitete ich sie. Die warme Enge ihres Körpers, so schön, so hilflos, umschloß mein Glied. Sie begann angstvoll zu reagieren.

»Du arbeitest noch immer für die Kurii«, sagte ich.

»Nein, Herr!« schluchzte sie. »Nein!«

Ich spürte sie haltlos zucken. Ihre Schenkel bebten.

»Doch«, gab ich zurück. »Das Tier muß mir irgendwie auf die Spur gesetzt worden sein.«

»Ich bin unschuldig!« sagte sie und wand sich unter mir.

»Sprich!« forderte ich.

»Ich brachte die Tunika zu den Waschbottichen«, stöhnte sie und richtete sich unter mir auf, die Augen weit aufgerissen und ekstatisch in die Ferne gerichtet. Sie war kräftig für ein Mädchen. Ich stieß sie zurück. Schultern und Haar lagen im Blut. Wie sinnlos war ihre Gegenwehr!

»Sprich weiter!« forderte ich.

»Ich bin getäuscht worden!« rief sie. »Bertram aus Lydius

folgte mir. Ich dachte mir nichts dabei. Ich dachte nur, er wolle mich eine Weile beobachten, wie es Männer zuweilen mit Sklavinnen tun.«

»Und das schmeichelte dir, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie. »Ich bin eine Sklavin.«

»Weiter!« forderte ich.

»Ja, Herr. Oh! Oh!« rief sie. »Ja, es freute mich. Er sah gut aus und war kräftig und ein Goreaner, und ich eine Sklavin. Ich dachte mir, er würde dich um eine Nacht mit mir bitten, was du ihm in goreanischer Höflichkeit gewähren würdest.«

Damit hatte sie recht. Wäre ein Mann an Vella, Elizabeth, einer ehemaligen Sekretärin von der Erde und jetzt meine Sklavin, interessiert gewesen, hätte ich sie ihm für eine Nacht gern überlassen. Und hätte sie gestraft, wenn er sich nicht voll befriedigt über sie geäußert hätte.

»Er sprach mich an«, fuhr sie fort, »und ich drehte mich um und kniete vor ihm nieder, die Kleidungsstücke in den Armen. ›Du bist hübsch«, sagte er, und das freute mich.« Sklavinnen lieben Komplimente. »›Dein Herr war nett zu mir«, sprach er weiter. ›Ich möchte ihm gern ein Geschenk machen.« ›Wie kann ich dir helfen?« fragte ich. ›In Lydius«, antwortete er, ›wird oft der Pelz des Schnee-Sleen angeboten, frisch und wunderschön und warm. Außerdem haben wir geschickte Schneider, die Kleidungsstücke mit goldenen Fäden und Geheimtaschen daraus machen. Ein solches Stück, einen kurzen Mantel oder eine Jacke, möchte ich deinem Herrn schenken, geeignet für den Tarnsattel.«

»In Port Kar sehen nur wenige in mir den Tarnkämpfer«, sagte ich. »Ich habe Bertram aus Lydius nichts davon erzählt.«

»Ich habe nicht nachgedacht, Herr«, sagte das Mädchen.

»Fandest du das Geschenk nicht seltsam für einen Kaufmann und Seemann?«

»Verzeih mir, Herr«, sagte sie. »Es muß aber in Port Kar Leute geben, die wissen, daß du Tarnkämpfer bist, außerdem erscheint mir das Geschenk für einen Mann aus dem nördlichen Lydius nicht ungewöhnlich.«

»Von dem echten Bertram aus Lydius kann man nicht erwarten, daß er mich als Tarnkämpfer kennt«, entgegnete ich.

»Dann war er also nicht das, was er zu sein vorgab.«

»Richtig«, sagte ich. »Ich glaube, er war ein Agent der Kurii.«

Heftig stieß ich mein Glied in sie. Sie schrie auf und starrte mich an. Schweiß bedeckte ihre Haut.

»Hier hätten wir dann wohl noch einen Agenten der Kurii – dich!« sagte ich.

»Nein!« rief sie. Dann brachte ich sie dazu, auf meine Bewegungen zu reagieren.

»Oh!« schluchzte sie. »Oh, oh.«

»Er wollte meine Tunika haben«, sagte ich zu ihr. »Er wollte daran Maß nehmen, damit die Jacke aus Schnee-Sleen-Fell mir auch paßte. Nicht wahr?«

»Ja«, antwortete sie mit erstickter Stimme. »Ja! Aber doch nur kurz! Nur kurze Zeit!«

»Dummkopf!« sagte ich.

»Man hat mich hereingelegt«, schluchzte sie.

»Entweder wurdest du hereingelegt – oder du bist eine Agentin der Kurii«, meinte ich.

»Das bin ich nicht!« Sie versuchte sich aufzurichten, doch ich drückte sie auf den Boden, die schmalen Schultern fest auf die blutverschmierten Kacheln. Gegen meine Körperkräfte hatte sie keine Chance.

»Aber selbst wenn du eine Agentin der Kurii bist«, fuhr ich leise fort, »mußt du erkennen, daß du in erster Linie meine Sklavin bist.«

»Ja, Herr.« Sie drehte den Kopf auf die Seite. »Er hat das Kleidungsstück nur kurze Zeit gehabt«, sagte sie.

»Hattest du es immer vor Augen?« fragte ich.

»Nein. Er befahl mir, im Haus zu bleiben und auf ihn zu warten.«

Ich lachte. »Das genügt, um den Stoff zwischen den Stangen eines Käfigs hindurchzuschieben und dem Sleen die Witterung zu geben.«

»Ja!« schluchzte sie.

Und ich stieß immer heftiger in sie, in dem kraftvollen, sich steigernden Rhythmus eines ungezügelten Sklavenherrn, bis das versklavte Wesen unter mir schrie und erbebt und würdelos unter mir erschlaffte, eine barbarische Sklavin in meinen Armen.

Dann stand ich über ihr und blickte sie finster an.

»Ich weiß wenig über Sleen«, sagte sie leise. »Ich dachte, es wäre ein Sleen, der auf die Tabukjagd abgerichtet war, ein gezähmtes Tier.«



»Als gezähmt wurde uns das Tier auch geschenkt«, sagte ich. Trotzdem hätte die Bitte nach dem Kleidungsstück meine Sklavin mißtrauisch machen müssen.

Erschöpft schloß sie die Augen.

Ich hörte die Schiffsglocke im großen Saal anschlagen. Draußen auf dem Korridor regten sich Schritte.

»Es ist Morgen«, sagte ich.

Thurnock erschien an der Tür. »Aus dem Haus des Samos ist Nachricht gekommen«, meldete er. »Er möchte mit dir sprechen.«

»Macht das Langboot fertig«, antwortete ich. »Wir werden durch die Kanäle zu seinem Haus fahren.«

»Ja, Kapitän«, antwortete er, machte kehrt und ging.

Ich säuberte mich mit dem Wasser aus einer Schale und legte eine frische Tunika an. Die Sandalen band ich mir selbst zu. Dann schnallte ich mir das Admiralsschwert auf die rechte Schulter.

»Du hast mich nicht deine Sandalen binden lassen«, sagte das Mädchen.

»Du hast Pflichten«, sagte ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie erstickt. Weinend rief sie: »Er hat mich getäuscht!«

»Es ist ein neuer Tag in Port Kar«, sagte ich und verließ das Zimmer.

## 2

»Mag sein, daß die Kurii eines Tages an ihrer eigenen Arroganz scheitern«, sagte Samos. Mit untergeschlagenen Beinen saß er hinter dem niedrigen Tisch. Darauf standen frisches Brot, gelb und warm, heißer schwarzer Wein mit Zucker, daneben lagen geröstetes Boskfleisch in Scheiben, gebratene Vulo-Eier und köstliche Backwaren mit Krem und Sahne.

»Das wäre zu einfach gesehen«, meinte ich. Mit vollem Mund ließ meine Aussprache zu wünschen übrig.

»Für sie ist dieser Krieg ein Sport«, gab er zurück und musterte mich ernst. »Wie anscheinend auch für manche Menschen.«

»Auf einzelne mag das zutreffen«, sagte ich, »auf die Soldaten, aber gewiß nicht auf die Kurii im allgemeinen. Wie ich die Dinge

verstehe, betreiben sie den Kampf mit allem Ernst und mit größter Konzentration.«

»Ich wünschte, alle Menschen wären so ernsthaft bei der Sache«, meinte Samos.

Ich grinste und spülte die Eier mit einem guten Schluck heißen schwarzen Weins hinab. Der schwarze Wein aus den Thentisbergen ist ziemlich teuer; und schon so mancher, der Reben aus Thentis schmuggeln wollte, mußte dafür sein Leben lassen.

»Es gab schon einmal einen Augenblick, da die Kurii – oder eine Gruppe der Kurii – bereit waren, Gor zu vernichten, den Weg zur Erde freizumachen, einer Welt, die ihnen bestimmt weniger liegt als dieser Planet, Die Bereitschaft, so etwas zu tun, paßt meines Erachtens nicht besonders gut zu der Vorstellung von eitlen, stolzen Ungeheuern.«

»Seltsam, daß du sie eitel und stolz nennst«, sagte Samos.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte ich.

»Das hatte ich auch nicht angenommen«, meinte Samos und trank einen Schluck schwarzen Wein. Ich fragte nicht weiter. Er schien amüsiert zu sein.

»Ich halte die Kurii für zu schlau und zu entschlossen«, sagte ich, »als daß man sie in dieser Sache nach dem äußeren Anschein beurteilen darf. Ein solches Vorgehen, die Übersendung einer solchen Botschaft ist sicher kaum mehr als eine Herausforderung, ein Bluff, der uns auf die falsche Fährte locken soll.«

»Aber können wir das Risiko eingehen?« fragte er.

»Vielleicht nicht«, gab ich zurück. Mit einer turianischen Gabel spießte ich eine Scheibe Fleisch auf.

Aus seiner Robe zog Samos ein langes Seidenband von der Art, die sich Sklavinnen ins Haar binden. Auf dem Stoff waren scheinbar sinnlose Zeichen sichtbar. Er winkte einen Wächter herbei. »Hol das Mädchen!« befahl er.

Ein blondes Mädchen in einer kurzen Sklaventunika wurde hereingeführt. Sie war sichtlich wütend.

Wir befanden uns in Samos' großem Saal, in dem ich so manches Festessen mitgemacht hatte. Es war der Saal mit dem riesigen Mosaikfußboden, der eine Landkarte darstellte.

Sie schien keine Sklavin zu sein. Das amüsierte mich.

»Sie spricht eine Barbarensprache«, meinte Samos.

»Warum haben Sie mich so herausgeputzt?« fragte sie zornig. Sie sprach englisch.

»Ich verstehe sie«, sagte ich.

»Das ist vielleicht kein Zufall.«

»Vielleicht nicht«, sagte ich und wandte mich an sie. »Ich spreche englisch.«

Sie blickte mich überrascht an. Dann schrie sie zornig auf und zupfte gleichzeitig am Saum des knappen Gewands, das man ihr übergestreift hatte, als könne sie mit dieser Geste ihre Beine verhüllen, die einen prächtigen Anblick boten. »Ich mag nicht so gekleidet sein«, sagte sie. »Man hat mir nicht einmal Schuhe gegeben! Und was soll das?« Sie zerrte an einem schlichten Eisenring, der ihr um den Hals geschmiedet worden war. Ihr Hals war schmal und weich und hübsch anzuschauen.

Samos reichte einem Wächter das Haarband und machte dem Mädchen ein Zeichen. »Leg es an!« befahl er auf goreanisch.

Ich wiederholte den Befehl auf englisch.

»Wann darf ich hier wieder fort?« wollte sie wissen.

Sie bemerkte Samos' Blick und griff zornig nach dem Band. Sie wand es sich um den Kopf und band das Haar zurück. Heftig errötete sie in dem Bewußtsein, daß sich mit der anmutigen Arm-bewegung auch ihre Brüste hoben, deren zarte Rundung von dem dünnen Stoff kaum verdeckt wurde.

»So ist sie zu uns gekommen«, sagte Samos, »außer daß sie eine merkwürdige, barbarische Kleidung trug.« Er gab einem Wächter ein Zeichen, der ein Bündel Kleidung auf den Tisch fallen ließ. Ich sah blaue Hosen, ein langärmeliges Flanellhemd, flache Schuhe und Socken.

Das Mädchen versuchte vorzutreten, doch die Spitzen zweier Speere hinderten sie daran.

»Äußerlich kleidest du dich wie ein Mann«, sagte ich zu ihr. »Aber darunter hast du dich auf weibliche Dinge besonnen.« Ich deutete auf den Büstenhalter und das kurze Seidenhöschen, das ebenfalls auf dem Tisch lag.

Sie errötete. »Gebt mir meine Sachen zurück!« forderte sie.

Samos winkte einen Wächter herbei, der die Kleidung auf dem Tisch zusammenschnürte.

»Du kannst selbst sehen, wie sie ausgesehen hat«, sagte Samos.

Damit meinte er natürlich das Band im Haar. Er streckte die Hand aus, eine Geste, die keine Übersetzung erforderte. Sie nahm den Stoffstreifen aus dem Haar und reichte ihn einem Gar-

disten, der ihn an Samos weitergab. Ich bemerkte die Blicke der Wächter und lächelte. Sie konnten es nicht abwarten, sie im Sklavengehege für sich zu haben. Sie war ein törichtes Mädchen von der Erde, denn sie bemerkte nichts davon.

»Hol deinen Speer!« wandte sich Samos an einen Wächter. »Natürlich eine Wickelbotschaft«, sagte ich. »Ja«, stimmte mir Samos zu, »und der Text ist in Goreanisch.«

Er hatte mir den Text der Botschaft bereits mitgeteilt und mit mir durchgesprochen. Nun schaute ich mir interessiert an, wie das Band um den Speer gewickelt wurde. Bei der Zubereitung wird das Band diagonal um einen Zylinder gewickelt, wobei die Ränder sich sauber berühren müssen. Anschließend wird die Nachricht in parallel zur Zylinderachse verlaufenden Zeilen geschrieben. Die Buchstabenfolge verläuft auf diese Weise über mehrere aneinanderstoßende Kanten des schräg verlaufenden Bandes. Wird die Seide abgenommen, zerfällt der Text in ein Gewirr von zerrissenen Zeilen, in Wort- und Buchstabenbruchstücke; die klare Nachricht wird durch ein Band abgelöst, auf dem sich bedeutungslose, nicht entzifferbare Wortfragmente reihen. Will man den Text lesen, muß man das Band um einen zylindrischen Gegenstand wickeln, der genauso groß ist wie das Original. Die Sicherheit einer solchen Übermittlung liegt weniger in dem Umstand, daß man einen Zylinder von gleichen Umfang finden muß, um den Text wieder lesbar zu machen, als in der Tatsache, daß ein solches Wickelband oft nicht als verschlüsselte Botschaft erkannt wird. Wer nicht gerade danach sucht, würde in dem unauffälligen Muster allenfalls ein Ornament, nicht aber eine bedeutsame oder gar schicksalhafte Botschaft vermuten.

Die Reaktion des Mädchens verriet mir, daß sie nun begriff, was es mit dem Band auf sich hatte.

»Was steht dort?« fragte sie.

»Das geht dich nichts an«, antwortete ich.

»Ich möchte es aber wissen.«

»Möchtest du Prügel beziehen?«

»Nein.«

»Dann halt den Mund!«

Sie schwieg mit geballten Fäusten.

Ich las den Text. »Grüße an Tarl Cabot. Ich erwarte dich am Ende der Welt. Zarendargar. Kriegsgeneral des Volkes.«

»Das ist Halb-Ohr«, sagte Samos, »hoher Kur, Kriegsgeneral der Kurii.«

»Das Wort Zarendargar«, sagte ich, »ist der Versuch, einen kurischen Ausdruck ins Goreanische zu übertragen.«

»Ja«, meinte Samos. Die Kurii sind keine Menschen, sondern Ungeheuer. Ihre Lautsprache entzieht sich der Übertragung in ein menschliches Alphabet. Ebenso hätte man versuchen können, Tieflaute niederzuschreiben. Unsere Buchstaben reichten einfach nicht aus.

»Bringt mich zur Erde zurück!« verlangte das Mädchen.

»Ist sie noch Jungfrau?« wollte ich von Samos wissen.

»Ja. Sie ist noch nicht einmal gebrandet worden.«

»Welches Brandzeichen willst du ihr geben?« fragte ich.

»Das einfache Kajira-Zeichen.« Er wandte sich an die Wachen.

»Bringt sie in die Gehege und verkauft sie.«

»Was hat er gesagt?« wollte sie wissen. Ihr Ton verriet, daß sie es von der Erde gewöhnt war, ihren Willen durchzusetzen. Auf der Erde mochten die Männer darauf reagieren, sie waren dazu erzogen worden. Doch ein Georeaner würde so nicht mit sich sprechen lassen.

Zwei Wächter packten sie an den Armen und machten Anstalten, sie aus dem Saal zu führen. Entsetzt starrte sie mich an. »Was hat man vor?«

»Du wirst in die Gehege gebracht und dort entkleidet und mit einem Brandzeichen versehen.«

»Brandzeichen?« Sie schien mich nicht zu verstehen. Was ich ihr gesagt hatte, überstieg ihr irdisches Vorstellungsvermögen. Sie hatte noch keinen Begriff von goreanischer Realität. Sehr schnell würde sie sich darauf einstellen müssen. Eine andere Wahl hatte sie nicht. So ging es allen Mädchen, die auf der Erde übertölpelt und nach Gor in die Sklaverei verschleppt wurden.

»Soll sie unter roter Seide verkauft werden?« fragte ich Samos.

Er betrachtete das Mädchen mit Wohlgefallen. »Ja«, entschied er. »Ich werde es selbst besorgen.« Die Wächter grinsten. Wenn sie auf den Verkaufsblock kam, war sie kein Mädchen mehr.

»Du hast doch nicht etwa gesagt, man würde mich entkleiden und mit einem Brandzeichen versehen?«

»Doch«, sagte ich. »Anschließend wirst du vergewaltigt und zur Frau gemacht. Wenn du weißt, was es mit deiner Fraulichkeit auf sich hat, kommst du in die Gehege. Später wirst du verkauft.«

»Nein!« rief sie. »Das ist doch unmöglich! Nein!«

»Bringt sie fort!« befahl Samos.

»Wartet!« schrie sie und wand sich im Griff der Wächter. »Was ist dies für ein Ort?« fragte sie verzweifelt.

»Diese Welt heißt Gor«, gab ich zur Antwort. »Du befindest dich nicht mehr auf der Erde. Hier herrschen andere Gesetze. Auf Gor bist du rechtlos.«

»Nein!« rief sie. »So etwas gibt es doch nur in Romanen«

Ich lächelte.

»Nein!« rief sie. Mit hektischen Blicken sah sie sich um, betrachtete die Männer, die sie nicht losließen. Ächzend warf sie den Kopf in den Nacken und spürte dabei den Stahlring um ihren Hals. »Nein, nein!« schluchzte sie. »Ich möchte nicht auf Gor sein! Nicht als Frau auf Gor.«

Ich zuckte die Achseln.

»Sie machen doch nur einen Spaß mit mir!« sagte sie hoffnungsvoll.

»Nein«, gab ich zurück.

»Und was ist das für eine Sprache, die hier gesprochen wird?«

»Goreanisch«, antwortete ich lächelnd. »Du solltest sie schleunigst lernen. Es ist die Sprache deiner Herren.«

»Meiner Herren?«

»Ja, dir dürfte doch inzwischen klar sein, daß du Sklavin bist.«

»Nein!« schrie sie. »Nein! Nein! Nein!«

»Bringt sie fort!« sagte Samos ungeduldig.

Das Mädchen kreischte und schluchzte, doch sie wurde aus dem Saal geschleppt. Wie weiblich sie plötzlich war! Sie hatte nichts mehr von einem männlichen Wesen an sich, wie es ihre irdische Kleidung hatte andeuten wollen. Sie war, was sie war, eine Sklavin, die in die Gehege gebracht wurde.

Samos hatte das abgewickelte Band in der Hand und betrachtete es. »Arrogante Ungeheuer!« brummte er.

Ich zuckte die Achseln.

»Bis jetzt hatten wir keinerlei Hinweise«, fuhr er fort. »Jetzt haben wir dies.« Zornig hob er das Band. »Eine klare Botschaft, eine Aufforderung.«

»Sieht so aus«, sagte ich.

Wir wußten nicht, wo das Ende der Welt lag, konnten uns aber vorstellen, wo es zu suchen war. Das Ende der Welt befand sich angeblich zwischen Cos und Tyros, am Ende des Thassa, am

Rand der Welt. Bisher war noch niemand zum Rand der Welt gesegelt und hatte diesen Vorstoß überlebt. Was sich dort ereignet hatte, war nicht bekannt. Manche behaupteten, das Thassa wäre endlos, und es gäbe kein Ende der Welt, das grüne Wasser erstreckte sich in unermeßlich schimmernder Weite, Seemann und Helden immer weiter lockend, bis die Männer einer nach dem anderen zugrundegegangen waren und die leeren Schiffe mit festgezurrt Rudern stumm weiterfuhren, bis die Planken verrotteten und auch das widerstandsfähigste Holz eines Tages unter der Wasseroberfläche versank.

»Das Schiff ist bereit«, sagte Samos und blickte mich an. Ein Schiff war für die Reise zum Ende der Welt vorbereitet worden, das Werk Tersites', eines halb blinden und leicht verrückten Schiffsbauers, der auf Gor sehr umstritten war. Samos hielt ihn für ein Genie. Ich wußte, daß er den Verstand verloren hatte; ob er zugleich auch ein Genie war, vermochte ich nicht zu sagen. Es war ein ungewöhnliches Schiff mit tiefem Kiel und quadratischen Segeln, ganz im Gegensatz zu den meisten goreanischen Schiffen. Obwohl es als Rammschiff konzipiert war, besaß es einen Fockmast. Es war mit langen Rudern ausgerüstet, die von mehreren Männern bedient werden mußten. Anstelle zweier seitlich angebrachter Steuerruder hatte es ein langes Heckruder, das nach hinten ausgerichtet war. Der Rammsporn befand sich oberhalb der Wasserlinie und würde den Schaden beim feindlichen Schiff daher sehr weit oben anrichten. Im Hafen von Port Kar wurde viel über diesen Bau gelacht, doch Tersites beachtete seine Kritiker nicht. Er arbeitete fleißig, wenig essend, am Arbeitsplatz schlafend. Er überwachte das große Werk in jeder Einzelheit. Es wurde behauptet, der tiefe Kiel würde das Schiff langsam machen, die beiden Masten würden im Notfall nur mühsam umzulegen sein, das lange Steuerruder würde sich als unhandlich erweisen und nicht von einem Mann bedient werden können. Es hieß, nicht alle Ruderer könnten ihre Arbeit im Sitzen verrichten, und wenn sie zu mehreren am Ruder säßen, würden manche ihre Anstrengung nur vortäuschen.

Ich war kein Schiffsbauer, ich war Kapitän. Auch ich hatte den Eindruck, daß ein solches Schiff zu schwerfällig und langsam sein würde, daß es sich besser für Frachtdienste eignete, beschützt im Rahmen eines Konvois, anstatt auf dem schimmernden Thassa den Angriffen der schmalen Lateinersegler ausge-

setzt zu sein. Wäre es meine Aufgabe, das Ende der Welt zu suchen, so hätte ich das lieber an Bord der *Dorna* oder *Teseptom* getan, schmalen, wendigen Schiffen, deren Eigenschaften und Launen ich bestens kannte.

Andererseits war Tersites' Schiff sehr widerstandsfähig. Es ragte zu ehrfurchtgebietender Höhe auf, mit stolz emporgeschwungenem Bug, der dem Hafenkanal zugewandt war. Wenn ich so neben dem Schiff stand und an seiner hohen Bordwand entlangschaute, hatte ich zuweilen das Gefühl, daß vielleicht nur ein solches Schiff die gefährliche und vielleicht unmögliche Reise zum Ende der Welt wagen konnte.

Tersites hatte den Bau so angelegt, daß der Bug nach Westen, wies – damit zeigte er nicht nur auf den Hafenkanal zum Meer, sondern zugleich zwischen Cos und Tyros hindurch – auf das Ende der Welt.

»Die Augen sind noch nicht aufgemalt«, sagte ich zu Samos.  
»Das Schiff lebt noch nicht.«

»Dann male die Augen auf«, sagte er zu mir.

»Das muß Tersites tun«, meinte ich. Er war der Schiffsbauer. Wie sollte ein Schiff ohne Augen sehen können? Für den goreanischen Seemann sind seine Schiffe Lebewesen. Dies mag man als Aberglauben abtun, viele sehen darin aber eine Art unerklärliche Realität, die ein Seemann zu spüren vermag, die er aber anderen Menschen nicht erklären kann und vielleicht auch nicht erklären sollte. Auch ich habe dieses Gefühl manchmal erfahren, spätnachts, auf dem Deck liegend, zu den Monden Gors emporschauend. Es ist eine seltsame Anwandlung. Es ist, als wären das Schiff und das Meer und die ganze Welt irgendwie am Leben. Im allgemeinen hat der Goreaner zu vielen Dingen eine viel intensivere und persönlichere Beziehung als der gebildete Erdenbürger. Vielleicht ist das darauf zurückzuführen, daß er das Opfer einer primitiveren Bewußtseinsstufe ist; andererseits mag es sein, daß wir längst Dinge vergessen haben, die ihm noch bewußt sind. Vielleicht teilt sich die Welt nur jenen mit, die zum Zuhören bereit sind. Wie die Wahrheit in dieser Frage auch aussehen mag, ob der Mensch grundsätzlich ein chemischer Mechanismus ist oder mehr als das, ein bewußtes Lebewesen, dessen Schmerz und Erkenntnis und Bewußtheit das Aufeinanderwirken von Kohlenstoff und Sauerstoff, den Austausch von Gasen, das Öffnen und Schließen von Ventilen übersteigen muß – es steht fest,



daß manche Menschen – und dazu gehören auch Goreaner – ihre Welt auf eine tiefgründige, vielschichtige Weise erleben, die von der Welterkenntnis der technisch orientierten Mentalität sehr entfernt ist. Der Erdenmensch stellt sich die Welt als im wesentlichen tot vor; der Goreaner sieht sie als durch und durch lebendig. Der eine gebraucht das Schlagwort von der blinden Maschine, der andere das des Lebewesens. Zweifellos übertrifft die Realität alle Metaphern, die nur dünne Strohhalme sind, mit denen wir mitleiderregende, staunende Wesen an den Toren granitener Rätsel zu kratzen versuchen. Aber wenn wir schon unseren Weg wählen müssen, auf dem wir letztlich doch versagen, haben die Goreaner in meinen Augen keine schlechte Entscheidung getroffen. Ihr Weg ist dem des Erdenmenschen zumindest nicht unterlegen. Dem Goreaner liegt seine Welt am Herzen; sie ist .sein Freund; er würde sie nicht töten.

Es mag die Bemerkung genügen, daß die goreanischen Seeleute ihre Schiffe wie Lebewesen behandeln. Anders hätten sie sie nicht so lieben können.

»Dieses Schiff ist weitgehend fertig«, sagte Samos. »Es kann bald zum Ende der Welt absegeln.«

»Findest du es nicht seltsam, daß ausgerechnet jetzt, da das Schiff vor der Vollendung steht, die Botschaft eintrifft?« fragte ich.

»Ja«, sagte Samos. »Seltsam, in der Tat.«

»Die Kurii möchten, daß wir jetzt zum Ende der Welt in See stechen«, meinte ich.

»Arrogante Ungeheuer!« rief Samos und schlug mit der Faust auf den kleinen Tisch. »Sie fordern uns damit auf, den Versuch zu machen, ihnen Einhalt zu gebieten!«

»Vielleicht«, räumte ich ein.

»Wir haben sie vergeblich gesucht. Wir waren hilflos. Wir wußten nicht, wo wir nach ihnen forschen sollten. In ungeduldiger Eitelkeit, in schändlichem Spott über unsere Unfähigkeit teilen sie uns jetzt mit, wo sie sich aufhalten!«

»Tun sie das wirklich?« fragte ich.

»Wir sind hier« – das steht doch in der Botschaft. »Kommt, sucht uns auf, ihr Dummköpfe, wenn ihr es wagt!«

»Mag sein«, sagte ich zögernd.

»Glaubst du nicht an die Botschaft?« wollte Samos wissen.

»Ich weiß nicht. Ich weiß es einfach nicht.«

»Sie machen sich über uns lustig. Für sie ist der Krieg ein Sport.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Wir müssen handeln. Du mußt sofort zum Ende der Welt reisen.« Samos blickte mich grimmig an. »Dort mußt du Halb-Ohr suchen und vernichten.«

»Vom Ende der Welt ist noch niemand zurückgekehrt.«

»Hast du Angst?« fragte Samos.

»Warum ist die Botschaft ausgerechnet an mich gerichtet?«

»Die Kurii kennen dich. Sie respektieren dich.«

Ich respektierte meinerseits die Kurii. Ich war ein Krieger. Es gefiel mir, mich mit diesem Gegner auf die grausamen und tödlichen Kriegsspiele einzulassen. Die Kurii waren schlau und kampfesfreudig und grausam. Ich war ein Krieger.

»Lastet dir das Schicksal zweier Welten nicht schwer auf den Schultern?« wollte Samos wissen.

Ich lächelte.

»Ich kenne dich«, sagte er mit bitterem Ton. »Du bist ein Krieger, ein Söldner, ein Abenteurer. Du kämpfst, weil es dir ein Hochgefühl bereitet. Du bist frivol. Auf diese Weise bist du so verachtenswert wie die Kurii.«

»Vielleicht bin ich ein Abenteurer«, sagte ich. »Ich weiß es nicht genau, Ich habe mich mit Kurii gemessen. Ich habe in Stahl gehüllte Männer bekämpft. Ich habe die Frauen von Feinden nackt zu meinen Füßen liegen gehabt.«

»Du bist ein Söldner«, sagte er.

»Das mag sein«, gab ich zurück, »aber ich suche mir meine Kriege sorgfältig aus.«

»Seltsam«, fuhr Samos fort, »daß wir für die Zivilisation kämpfen, gegen die Barbarei der Kurii.«

Ich lächelte über das Bild, das Samos von sich selbst hatte.

»Dabei gäbe es in der Welt, für die wir kämpfen, gar keinen Platz für uns«, fuhr er fort.

Ich schaute ihn wortlos an.

»Ist das nicht ein Widerspruch? Die Menschen brauchen Kämpfer wie uns, um eine Welt zu schaffen, in der wir mißachtet und verächtlich abgetan werden. Selten erinnern sich die Menschen an jene, die ihnen die Früchte des Sieges brachten.«

»Das stimmt«, sagte ich.

»Die zivilisierten Menschen«, sagte Samos, »die kleinen und

bleichen Kriecher, die Rechtschaffenen, die Gebildeten, die selbstgefälligen. Hochmütigen, die Schwächlinge und Eingebildeten – sie alle stehen auf den Schultern blutüberströmter Riesen, die rasch in Vergessenheit geraten. Du bist ein solcher blutüberströmter Riese.«

»Nein«, antwortete ich. »Ich bin nichts anderes als ein Tarnkämpfer, ein Nomade ungewöhnlicher Konflikte, ein Freund des Schwertes.«

»Manchmal weine ich«, sagte Samos und musterte mich. In einer solchen Stimmung hatte ich ihn noch nicht erlebt.

»Wenn unser Kampf erfolgreich verläuft – muß er dann unbedingt im Sieg des Trivialen und Unbeweglichen gipfeln, in der Verherrlichung des Mittelmäßigen? Soll unser Blut vergossen sein, nur um das kleine Glück zu erreichen, die Zufriedenheit der Herde, die zwischen den Dünen der Langeweile grast?«

»Auch diese Geschöpfe haben ihre Sorgen, die ihnen wichtig vorkommen«, wandte ich ein. »Und sie haben ihre Vergnügungen und suchen Anregungen. Ganze Industrien werden versuchen, ihre Langeweile zu vertreiben.«

»Aber wird nichts wirklich Bedeutung haben?« fragte er.

»Vielleicht müssen die Menschen schlafen, ehe sie erwachen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Dort draußen warten die Sterne«, sagte ich.

»Die Kurii stehen zwischen uns und den Sternen.«

»Vielleicht dienen unsere Mühen dazu, das Tor zu den Sternen aufzustoßen.«

»Die Menschen werden niemals danach greifen«, meinte Samos.

»Einige schon.«

»Aber die anderen werden ihnen nicht helfen, und dann muß das Abenteuer fehlschlagen.«

»Mag sein«, sagte ich. »Ich weiß es nicht. Viel hängt davon ab, was der Mensch darstellt.«

»Und der ist noch nicht ergründet worden.«

»Wozu es vielleicht auch niemals kommt. Vielleicht wäre so etwas auch unmöglich. Das wahre Maß des Menschen ist das Streben nach dem, was über seine augenblicklichen Grenzen hinausgeht.«

»Mag sein«, sagte Samos lächelnd.

»Ich habe gejagt und bin gejagt worden«, fuhr ich fort.

»Warum sagst du das?«

»Und im Jagen und Gejagtwerden habe ich voll gelebt. Begreifst du, was ich sagen will? Der Konflikt, die Auseinandersetzung, selbst wenn sie den Triumph der sanftmütigen Herde zur Folge hätte, deren Mitglieder einander gleich zu sein versuchen – dieser Kampf wäre dennoch unser, etwas, das uns nicht genommen werden kann.«

»Ja«, sagte Samos.

»Unser ist der Kampf. Unsere Hand hat den Griff des Schweres gepackt. Wir, nicht sie, haben dem Feind gegenübergestanden. Sollen sie doch darum jammern, daß sie nicht dabei waren!«

»Ja«, sagte Samos. »Ich möchte nicht anders sein als ich bin, und an keinem anderen Ort.«

»Die Bedeutung der Geschichte«, fuhr ich fort »liegt nicht in der Geschichte. Sie ist wie eine Bergkette mit vielen Gipfeln. Große Taten sind der Sinn der Geschichte. Es gibt viele Bedeutungen und viele Gipfel. Man kann zu verschiedenen Zeiten verschiedene Berge ersteigen, doch jeder Berg erstrahlt im Licht derselben Sonne.«

»Den Kurii müssen wir entgegentreten«, sagte Samos. »Du bist ein Krieger, du wirst diesen Kampf wählen. Morgen früh wird das Schiff vom Stapel laufen – mit gemalten Augen.«

Ich stand auf. »Wir wollen nichts überstürzen«, sagte ich.

Verblüfft schaute er zu mir empor.

»Wir müssen Proviant bereitstellen und außerdem eine Mannschaft anheuern. Außerdem müssen wir eine zufriedenstellende Probefahrt absolvieren, damit ich weiß, wie sich das Schiff manövrieren läßt und ob es seetüchtig ist.«

»Aber es kommt auf jede Stunde an!« sagte er. »Ich kann dir Vorräte und Männer überlassen.«

»Ich muß mich um diese Dinge kümmern«, sagte ich. »Und ich muß mir meine Männer selbst aussuchen, denn von ihnen würde ich abhängen.«

»Halb-Ohr wartet am Ende der Welt!« rief Samos.

»Soll er warten«, sagte ich.

Irritiert sah er mich an,

»Wenn er wirklich wartet«, sagte ich, »besteht kein Grund zur Eile. Außerdem mag es Monate dauern, bis ich am Ende der Welt bin, wenn ich überhaupt jemals hinkomme.«

»Damit hast du recht.«

»Außerdem haben wir En’Kara.«

»Na und?«

»Auf dem En’Kara-Markt am Sardargebirge rückt die Zeit der großen Kaissa-Spiele heran.« Es fiel mir schwer zu glauben, daß Samos das nicht wußte. »Centius aus Cos verteidigt seinen Titel gegen Scormus aus Ar.«

»Wie kannst du dich in einem solchen Augenblick um Kaissa kümmern?« fragte er.

»Das Spiel ist wichtig! Der Planet hat jahrelang darauf gewartet.«

»Ich nicht«, knurrte Samos.

Das große Finale war wegen des Krieges zwischen Ar und Cos verschoben worden; bei der Auseinandersetzung ging es um Piratenumtriebe und gegenseitige Ansprüche auf den Vosk. Der Krieg war zwar nicht beendet, doch inzwischen waren beide Spieler unter Bewachung zum Sardargebirge gebracht worden. Lurius aus Jad, der Ubar von Cos, und Marlenus aus Ar, auch Ubar aller Ubars genannt, hatten dafür einen besonderen Waffenstillstand ausgehandelt. Für die meisten Goreaner ist das Kaissaspiel eine ernsthafte Angelegenheit. Es ärgerte mich ein wenig, daß Samos die Bedeutung dieser Konfrontation nicht zu begreifen schien.

»Wie haben alle unsere Schwächen«, sagte ich.

»Stimmt. Kaissa ist eine Krankheit.«

»Oh«, antwortete ich. Wenn es sich um eine Seuche handelte, dann war aber die Mehrheit der Goreaner davon betroffen. Ich rechnete damit, für einen Stehplatz im Amphitheater, in dem der Kampf stattfand, eine goldene Tarnscheibe zahlen zu müssen. Mit einer goldenen Tarnscheibe konnte man einen trainierten Kriegstarn kaufen oder mehrere Frauen.

»Wenn eine entscheidende Aktion durchzuführen wäre, von dem das Schicksal zweier Welten abhinge«, sagte Samos, »und wenn gleichzeitig ein wichtiges Kaissaspiel stattfände – wie würdest du dich entscheiden?«

Ich grinste ihn an. »Darüber müßte ich erst einmal gründlich nachdenken. Wer wären denn die Spieler?«

Irritiert seufzend erhob sich Samos. Er lächelte. »Komm mit!« forderte er mich auf.

Er führte mich an eine bestimmte Stelle im Saal und deutete auf jenen Bereich des Landkartenmosaiks, der Cos und Tyros

zeigte. Bis auf einige kleine, dicht zusammenliegende Inseln, die keine große Bedeutung hatten, war das Mosaik hier zu Ende. Niemand wußte, was hinter Cos und Tyros lag, im fernen Westen.

»Deine Gedanken sollten sich nicht mit Kaissa beschäftigen«, sagte Samos; »sondern mit dem Ende der Welt.« Er deutete auf eine Stelle, die nur kleine, glatte Fliesen enthielt.

»Vielleicht befindet sich das Ende der Welt auf der anderen Seite jener Mauer?«

Wir wußten nicht, wo die Welt im Maßstab des Bodenmosaiks enden würde.

»Möglich, möglich«, sagte Samos lachend. Er schaute sich auf dem Mosaik um. Einen Augenblick lang verweilte sein Blick zögernd auf einer Stelle im hohen Norden.

»Was ist?« fragte ich. Sein Zögern – eine kleine Schulterbewegung – war mir nicht entgangen.

Er winkte einem Wächter, uns eine Lampe zu bringen, denn wir befanden uns abseits des Lichtscheins aus dem Kohlebecken und der Fackeln an den Wänden.

Langsam schritten wir in die Tiefe des Saals. Der Wächter hob die Lampe.

»Wie du weißt«, setzte Samos an, »ist dieses Haus ein Informationszentrum. Viele Berichte treffen hier ein. Viele Nachrichten, die wir empfangen, sind unwichtig, bedeutungslos. Aber wir versuchen informiert zu bleiben.«

»Daran zweifle ich nicht«, sagte ich. Aus solchen Details mochte sich doch einmal etwas Wesentliches ableiten lassen.

»Zwei Informationen kamen uns irgendwie seltsam vor. Sie haben uns zu unterschiedlichen Zeiten erreicht und gehören im Grunde nicht zusammen. Dennoch stellen sie, jede für sich, eine Provokation dar.«

»Worum handelt es sich?« fragte ich.

»Schau!« sagte Samos. Er duckte sich und hielt die Lampe etwa einen Fuß hoch über den Boden. »Hier ist Kassau, und dort das Riff von Vars.«

»Ja.«

»Und nördlich davon Torvaldsland«, fuhr er fort, »und der Axtgletscher.«

»Ja«, warf ich ein.

»Hast du schon mal von der Herde von Tancred gehört?«

»Nein.«

»Es handelt sich um eine Tabukherde, Tiere, die im nördlichen Klima überleben können. Eine Riesenherde, eine von mehreren. Die Herde von Tancred überwintert in den Randgebieten der Nordwälder südöstlich von Torvaldsland. Im Frühling kommen die Tiere mit dünnem Fell und hungrig aus den Wäldern und ziehen in Richtung Norden.« Er deutete auf die Karte. »Dabei folgt die Herde diesem Weg: Hier aus dem Wald heraus, um Torvaldsland herum, in Richtung Osten, dann oberhalb von Torvaldsland in Richtung Westen, zum Meer. Dort folgen die Tiere der Küste des Thassa nach Norden, überqueren hier den Axtgletscher wie dunkle Wolken auf dem Eis und wandern weiter an der Küste entlang, bis sie schließlich nach Osten auf die Tundra der polaren Niederung einbiegen, um dort den Sommer über zu grasen. Rückt der nächste Winter heran, kehren sie rund und mit zottigem Fell auf demselben Weg in die Wälder zurück. Diese Wanderung findet in jährlichem Rhythmus statt – wie es in der Tierwelt üblich ist.«

»Ja und?«

»In diesem Jahr scheint die Herde ausgeblieben zu sein.« Ich musterte ihn verwirrt.

»Rote Jäger aus dem polaren Becken, die Tee und Zucker eintauschten, haben gemeldet, daß die Herde dieses Jahr nicht aufgetaucht sei.«

»Das ist in der Tat seltsam«, stellte ich fest.

»Nicht nur das – die Angelegenheit ist viel ernster«, widersprach er. »Wenn die Herde nicht kommt, geht es den Bewohnern der Polregion schlecht. Die Herde liefert ihnen die Nahrung. Sie müssen verhungern, wenn sie ausbleibt.«

»Können wir irgend etwas unternehmen?« fragte ich.

»Ich glaube nicht«, antwortete Samos. »Natürlich haben die Menschen dort auch im Winter gejagt und gewisse Vorräte angelegt, die eine Zeitlang reichen werden. Anschließend müssen sie woanders jagen. Vielleicht können sie sich bis zum Herbst auch durch Fischfang durchschlagen, bis der schwarze Meeres-Sleen zurückkehrt. Aber viele werden sterben.«

Die rothäutigen Jäger führten ein Nomadenleben, das von den Wanderungen verschiedener Tierarten abhing, insbesondere des Nord-Tabuk und vier verschiedener Arten Meeres-Sleen. Dementsprechend richtete sich ihre Jagdbeute nach den Jahreszeiten.

Manchmal fingen sie den nördlichen Hai, manchmal sogar den zahnbewehrten Hunjerwal oder den weniger verbreiteten Karlwal. Trotzdem war ihre Versorgung von unsicheren Faktoren abhängig. Wenig war über die einzelnen Stämme bekannt. Wie es bei vielen einfachen primitiven Völkern der Fall ist, lebten und starben sie in ihrer Einöde, ohne daß Notiz davon genommen wurde.

»Sende ein Schiff nach Norden«, sagte ich. »Mit Vorräten.«

»Das Meer nördlich des Axtgletschers ist tückisch«, wandte Samos ein.

»Schick es trotzdem los.«

»Na schön.«

»Aber da war doch noch etwas«, sagte ich.

»Hier«, sagte er und rückte ein Stück zur Seite. Er beugte sich über das Mosaik, wo es einen Bereich des Thassa darstellte, einen Meeresarm, der halbkreisförmig in nordöstlicher Richtung der Kontur der Polarküste folgte. Dort oben war das Meer gut die Hälfte des Jahres zugefroren. Stürme und Gezeiten ließen das Eis aufbrechen, warfen es auf und türmten es zu fantastischen Gebilden, wilde, weglose Formationen, Lust und Launen einer schrecklichen Natur ausgeliefert, das gefährliche Packeis des Nordens.

Samos stellte die Lampe auf den Boden. »Hier«, sagte er. »Irgendwo hier liegt er.«

»Wer denn?« fragte ich. Auf der Karte war nichts eingezeichnet.

»Der Berg, der sich nicht bewegt«, antwortete er.

»Das haben Berge so an sich.«

»Die Eisberge des Polarmeeres treiben nach Osten«, stellte er fest.

»Ich verstehe.«

»Es gibt hier einen Eisberg, der der Parsitströmung nicht folgt.«

Die Parsitströmung ist die vorherrschende östliche Strömungsrichtung des nördlichen Meeres. Ihren Namen hat sie von den Parsits, das sind verschiedene Arten von Fischen, kleine, schmale und unauffällig gestreifte Tiere, die diesen Strom für ihre Wanderungen benutzen. In ihrem Gefolge kommen die Sleen, die sich im wesentlichen von ihnen ernähren.

»Ein Eisberg, der sich nicht in der Strömung bewegt, der nicht mit seinen Brüdern treibt«, sagte ich, »das gibt es doch nur in



den Legenden.«

»Da hast du wohl recht.«

»Deine Verantwortung macht dir zu schaffen, Samos«, fuhr ich fort. »So etwas kann es nicht geben.«

Samos nickte und grinste mich an. »Du hast recht«, räumte er ein.

»Wo hast du davon gehört?« fragte ich.

»Von einem Mann aus der Polniederung, der in den Süden gekommen war, um am Sardargebirge Felle zu verkaufen.«

»Hat er diesen Berg selbst gesehen?«

»Nein.«

»Wie konnte er dann davon berichten?« fragte ich lächelnd.

»Man gab ihm eine Münze«, antwortete Samos, »damit er von seltsamen oder ungewöhnlichen Dingen berichte, von denen er erfahren hatte.«

»Das Geld hat er sich verdient«, stellte ich fest.

»Heimtückischer Sleen«, sagte Samos.

Ich lachte auf. Samos fiel in mein Lachen ein.

»Schlaue Burschen gibt es im Norden«, sagte ich.

»Ich lasse mich nicht oft hereinlegen«, erwiderte Samos.

Wir standen auf und kehrten an den kleinen Tisch zurück. Er stellte die Lampe darauf.

»Du machst dich also bald auf den Weg zum Ende der Welt?« fragte Samos.

»Die Absicht habe ich.« Ich wandte mich zum Gehen.

»Kapitän.«

Ich drehte mich noch einmal um. »Ja?«

»Wenn sich das Tor zu den Sternen jemals öffnen sollte«, sagte er, »meinst du, daß dann sich die Menschen des Namens Tarl Cabot erinnern werden?«

»Nein.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte er.

»Auch ich wünsche dir alles Gute, Samos, Erster Kapitän von Port Kar.«

»Wer wird siegen – Centius aus Cos oder Scormus aus Ar?«

»Natürlich Scormus aus Ar«, gab ich zurück. »Er ist unbesiegbar. Centius ist ein guter Spieler, doch er hat seinen Höhepunkt überschritten. Er ist müde geworden. Seine großen Siege liegen hinter ihm. Er wird Scormus nicht widerstehen können.«

Ich erinnerte mich an Scormus aus Ar, den ich vor einigen Jahren im Hause des Cernus von Ar getroffen hatte. Er war ein unglaublich gutaussehender junger Mann, überaus klug, arrogant,

herablassend – und gehbehindert. Er war viel allein. Es hieß, er habe noch nie eine Frau berührt. Er herrschte über das strahlende Ar mit seinem Kaissabrett. Er spielte schnell, entschlossen, gnadenlos, genial; mehr als ein Spieler hatte den Sport aufgegeben, nachdem Scormus' Genie ihm einen Streich gespielt hatte. Für ihn war Kaissa eine Waffe. Er konnte damit seine Gegner vernichten. Centius aus Cos dagegen war schon älter; niemand wußte, wie alt. Angeblich hatten die Stabilisationsseren bei ihm erst zu wirken begonnen, als er fünfzig Winter hinter sich hatte. Er war klein und grauhaarig und unterschied sich an Persönlichkeit und Charakter sehr von dem jungen Scormus; er war ruhig, zurückhaltend und sanft; er liebte das Kaissa und seine Schönheit. Oft saß er stundenlang stumm allein am Brett und suchte nach einer außergewöhnlichen Kombination. Einmal war er im Tharna-Turnier von Sabo aus Turia besiegt worden und hatte seinen Gegner weinend vor Freude umarmt und ihm dafür gedankt, daß er an einem so schönen Spiel teilnehmen durfte. »Siegen oder verlieren sind nicht wichtig«, hatte er einmal gesagt. »Wichtig ist das Spiel – und die Schönheit.« Viele hielten ihn für verrückt. »Ich möchte lieber als der Verlierer eines wunderschönen Spiels in Erinnerung bleiben«, sagte er, »denn als Sieger von tausend mißlungenen Wettstreiten.« Er war stets aus auf der Suche nach dem vollkommenen Spiel, ohne es jemals zu finden. Schönheit gibt es wohl überall. Der Handwerker mag sie in einem Stück Leder finden, für einen anderen unsichtbar, ein Musiker in einer besonderen Tonfolge, die dem Ungeschulten entgeht. Und ein Kaissaspieler mag solche Schönheit im Arrangement der winzigen Holzstücke auf einem Brett mit roten und gelben Quadraten sehen.

»Wann kehrst du zurück?« fragte Samos.

»Nach den Spielen.«

Er begleitete mich zum äußeren Tor seines Hauses, wo ich mir den Admiralsmantel um die Schultern legte.

Kurz darauf saß ich am Steuer des Langboots und wurde zu meinem Haus gerudert. Ich sah den seidigweichen Kopf einer Urt wenige Fuß entfernt im Kanal auftauchen – ein großes Tier, etwa vierzig Pfund schwer. Diese Geschöpfe ernähren sich von

dem Unrat, der in die Kanäle geworfen wird – und von ertränkten Sklaven, die ihren Herren mißfallen haben. Ich dachte an die rätselhafte Botschaft: »Grüße an Tarl Cabot. Ich erwarte dich am Ende der Welt. Zarendargar. Kriegsgeneral des Volkes.«

Ich lächelte vor mich hin.

Der Bug von Tersites' Schiff deutete bereits auf das Ende der Welt. Bisher war noch niemand von dort zurückgekehrt.

Ich steuerte das Boot um eine Biegung des Kanals. Dabei warf Ich einen letzten Blick auf Samos' Haus, das hoch und dunkel über dem Kanal aufragte, das Bollwerk eines Sklavenhändlers, eine düstere, abschreckende Festung.

In den Kellerverliesen dieses Hauses gab es jetzt eine neue Sklavin, ein schlankes, blondes Mädchen von der Erde, gebrandet und brutal entjungfert. Sie hatte sich in die großen Dinge der Welt eingemischt und war jetzt versklavt worden. Ich fragte mich, ob sie begriffen hatte, was mit ihr geschehen war. Und ob sie schnell genug begreifen würde, daß sie ihrem Herrn gefallen mußte, wenn sie nicht gefesselt in einem der Kanäle enden wollte.

Dann dachte ich an das bevorstehende Spiel zwischen Centius aus Cos und Scormus aus Ar.

Ich würde eine große Summe auf Scormus aus Ar setzen. Allerdings rechnete ich nicht damit, daß ich eine gute Quote bekommen würde.

### 3

»Platz! Platz!« lachte der stämmige junge Bursche. Er trug ein nacktes Mädchen über der Schulter, das an Händen und Füßen gefesselt war. Er hatte sie beim Mädchenfangen gewonnen, einem Wettbewerb, der aus der wirtschaftlichen Rivalität zweier kleiner Städte hervorgegangen war. »Platz!« rief er. »Platz!« Die Menschenmenge, durch die ich mich bewegte, wich ihm aus.

Der junge Mann drängte sich an mir vorbei. Das Haar des Mädchens war noch auf dem Kopf verknotet. Um den Hals trug sie einen schmalen grauen Sklavenkragen, an dem mit Draht ein kleines Schild befestigt war, das sie als sein Eigentum kennzeichnete. Der Mann schien ein junger Flußfischer zu sein; das Mädchen war ausgesprochen hübsch.

Ich blickte ihm nach, wie er sich einen Weg durch die Menge bahnte, dem hohen Palisadenzaun entgegen, der zum Sardargebirge hin lag, dessen schneebedeckte Gipfel dahinter aufragten.

Der junge Mann würde auf die Palisaden steigen und dort im Angesicht des Sardar das Haar des Mädchens lösen und sie freudig in die Arme nehmen, den Priesterkönigen dankend, daß sie nun ihm gehörte.

»Wo sind die Tische der Kaufleute, die die Wertquoten für die Kaissaspiele ausgeben?« fragte ich einen Burschen aus Torvaldsland. Er trug das blonde Haar zu Zöpfen geflochten, war in eine struppige Felljacke gekleidet und kaute an einem Riesenstück Boskfleisch herum.

»Keine Ahnung«, sagte er. »Kaissa wird doch nur im Norden gespielt.«

»Vielen Dank, guter Mann«, sagte ich. Es stimmte, daß sich das Kaissa des Nordens in mancher Hinsicht vom Turnierkaissa unterschied, wie es im Süden gespielt wurde. Doch waren die Regeln sehr ähnlich. Kaissa gab es fast überall auf dem Planeten, in verschiedenen Formen, wenn auch eine gewisse Vereinheitlichung auf die Turnierregeln des Südens festzustellen war – Unterschiede, die teilweise nur in der verschiedenen Bezeichnung von Spielsteinen bestanden hatten.

Der Mann aus Torvaldsland biß energisch ab. »Wo sind die Sklavenmärkte?« erkundigte er sich.

»Da gibt es viel Auswahl«, gab ich zurück. Auf dem Jahrmarkt von En’Kara konnte man in der Tat an vielen Orten öffentlich wie auch privat Sklaven kaufen. Auf dem Territorium dieser Jahrmärkte, die viermal im Jahr stattfinden, darf nicht gekämpft, getötet oder versklavt werden, doch im Hinblick auf den Handel mit mitgebrachten Waren gibt es keine Beschränkungen – Im Gegenteil, eine Hauptfunktion dieser Veranstaltungen war es, den Handel mit Gütern aller Art zu erleichtern; dazu gehören natürlich auch die Sklaven. Selbstverständlich haben die Jahrmärkte noch so manchen anderen guten Zweck. Zum Beispiel finden hier viele Kastentreffen statt, außerdem werden Erfindungen und Forschungsergebnisse ausgetauscht und veräußert. So können Physiker und Architekten und Handwerker zum Sardargebirge kommen und Ideen und Fertigungstechniken besprechen. Hier werden auch die Handelsvorschriften erweitert und vertieft. Hier werden Lieder vorgetragen und Gesangsdramen. Dichter

und Musiker, Jongleure und Zauberer werben um die Aufmerksamkeit der Menge. Hier findet man kleine Hausierer ebenso wie mächtige Handelsherren. Die einen verkaufen billige Andenken, die anderen Schuldscheine großer Städte. Die Veranstaltung hilft zugleich, die goreanische Sprache zu vereinheitlichen. Die Jahrmärkte sind außerdem neutraler Boden für so manche Auseinandersetzung. Angehörige verfeindeter Städte können hier unbesorgt zusammentreffen. Natürlich gibt es auch politische Intrigen und heimliche Verhandlungen aller Art. Nicht selten wird über Krieg und Frieden und damit zusammenhängende Verträge in Zelten auf dem Jahrmarktsgelände entschieden. Organisiert werden die Jahrmärkte von der Kaufmannskaste.

»Der nächste Markt«, sagte ich zu dem Mann aus Torvaldsland und deutete in einen Gang zwischen Zelten und Buden, »ist etwa eine Viertel-Pasang entfernt, hinter den Buden der Teppichhändler. Der größte dagegen, die Plattformen der Sklavenschau und das große Verkaufszelt, befinden sich links von dir, zwei Pasang entfernt, hinter den Schmieden und Kettenhändlern.«

»Für einen Mann aus dem Süden äußerst du dich sehr klar«, gab er zurück und hielt mir den Boskschinken hin. Ich packte den Knochen mit beiden Händen und biß kräftig ab. Seit meiner Ankunft am frühen Morgen hatte ich noch nichts zu mir genommen.

»Vielen Dank«, sagte ich.

»Ich heiße Oleg.«

»Man hat mich im Norden Jarl Rothaar genannt«, antwortete ich.

»Jarl!« rief er. »Verzeih mir. Das wußte ich nicht!«

»Das Fleisch ist gut.« Ich gab ihm den Knochen zurück.

»Ich hab mit dir gekämpft«, sagte er, »im Lager der Ungeheuer. einmal sah ich dich bei den Zelten Thorgards aus Scagnar.«

»Ein guter Kampf.«

»Und ob!« rief er und schnalzte mit den Lippen.

»Herrscht Ruhe im Norden?« fragte ich. »Oder stiften die Kurii in Torvaldsland viel Unheil?«

»Nein«, sagte er. »Es gibt nur wenige Zwischenfälle. Der Norden ist ruhig.«

»Gut.« Die Kurii waren in Torvaldsland also nicht aktiv. Sie waren von den Männern mit den hochgebauten Versammlungshäusern aus ihrem felsig-öden Land vertrieben worden.

Er grinste mich an.

»Gute Jagd auf den Sklavenmärkten«, sagte ich.

»Ja, Jarl«, antwortete er grinsend und wandte sich dem nächsten Sklavenmarkt zu. Im Gehen warf er den großen Knochen zur Seite und wischte sich die Hände an der Jacke ab. Auf seiner Schulter hing die mächtige Torvaldsland-Axt.

Es hatte in der Nacht geregnet, und die Straßen des Jahrmarkts waren verschlammt. Ich bog in eine feuchte Gasse ein, an der Töpfer und Weber ihre Stände aufgeschlagen hatten. Ich nahm mir vor, mein Heil in der Straße der Münzen zu versuchen, wo die Buchmacher vielleicht ihre Tische aufgestellt hatten.

Ich bog um die nächste Ecke.

»Kauft Silber aus Tharna!« rief ein Mann. »Das beste Silber auf ganz Gor.«

Er stand in einer Bude hinter einem Tresen. Wie in Tharna üblich, trug er zwei gelbe Schnüre als Gürtel, jeweils achtzehn Zoll lang. Im Hintergrund kniete eine nackte Sklavin.

Ich trat zur Seite, um einer Prozession der Kaste der Wissenden Platz zu machen. Die Kaste der Wissenden ist eine reiche Kaste. Mit Glockenklang und qualmenden Weihrauchgefäßen marschierten die Reihen der Männer an mir vorbei. Sie waren auf dem Weg zum Palisadenzaun. Der Wissende, der die Gruppe anführte, trug eine Standarte mit dem Zeichen der Priesterkönige, einem goldenen Kreis – ein Symbol ohne Anfang oder Ende, das Zeichen der Ewigkeit. Die Männer trugen weiße Roben und hatten sich die Köpfe kahlgeschoren.

»Wo werden Wetten auf die Kaissaspiele angenommen?« fragte ich den Silberhändler aus Tharna.

»Das weiß ich nicht.«

»Ich danke dir.« Gleich darauf wandte ich mich mit meiner Frage an einen kleinen Mann in der Kleidung der Lederarbeiter. An seiner Mütze trug er die Farben von Tabor.

»Das würde ich auch gern wissen«, gab er zurück.

»Bist du für Scormus aus Ar?«

»Und ob!«

Ich nickte und nahm mir vor, nach einem Kaufmann zu suchen, der zu den Organisatoren gehörte, oder mich an einem der Informationsstände zu erkundigen.

Wieder trat ich zur Seite. Durch den Gang zwischen den Zelten kamen vier Männer in der weiten Kleidung der Tahari. Sie

waren verschleiert. Der erste führte eine gemächlich ausschreitende Sand-Kaiila am Zügel, auf der eine geschlossene seidene Kurdah-Sänfte festgeschnallt war. Die Männer hatten die Hände an den Griffen ihrer Krummschwerter. Ich wußte nicht, ob die Kurdah eine hochstehende freie Frau enthielt oder vielleicht eine kostbare Sklavin, nackt und juwelenbehängt, die zu einem Privatverkauf gebracht wurde.

Zwei Angehörige der Wagnvölker gingen vorbei, dichtauf gefolgt von einem Mann in einer weiten turianischen Robe. Auf dem Jahrmarkt herrscht wahrhaftig Waffenstillstand.

Gleich darauf kamen mir sechs junge Leute in weißer Kleidung entgegen. Ich wußte, was sie vorhatten: sie würden vor dem Palisadenzaun stehen und den geheimnisvollen Bewohnern des Sardargebirges, den Priesterkönigen, ihre Ehrerbietung darbringen.

Von jedem jungen Goreaner wurde vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr eine solche Pilgerwanderung zum Sardargebirge erwartet, zur Ehre der Priesterkönige, der eigentlichen Herrscher von Gor. Die meisten haben damit keine Probleme, einige jedoch fallen Banditen und Sklavenhändlern in die Hände. Mehr als eine Schönheit, die eigentlich nur auf den Plattformen vor dem Gebirge hatte beten wollen, landete statt dessen als hilflos gefesselte Sklavin auf den Auktionsblöcken dieses Jahrmarkts.

Neben mir kreischten bunte Vögel auf ihren Stangen. Sie wurden von Kaufleuten aus Schendi feilgeboten, die diese Tiere in den Regenwäldern des Landesinneren fingen. Die Männer trugen schwarze Gesichtsmasken und bunte Tuniken.

In der Menge bewegten sich zahlreiche Sklavinnen im Dienste ihrer Herren.

Ich verweilte einen Augenblick lang und verfolgte eine Puppenaufführung. Auf der Bühne stritten sich zwei Gestalten und droschen mit Knüppeln aufeinander ein.

Zwei Bauern schoben sich an mir vorbei. Sie trugen primitive knielange Tuniken aus der weißen Hurt-Wolle. In den Händen hielten sie Stäbe und über den Schultern Kornsäcke. Ein dritter Angehöriger der Kaste führte zwei Milch-Verr durch die Ladenstraße; offenbar hatte er die Tiere neu erworben.

Ich wandte mich wieder der Puppenbühne zu. Dort lief die Geschichte des Ubar und des Bauern ab. Die beiden, erschöpft von

ihren Aufgaben, beschließen die Rollen zu wechseln. Natürlich erweist sich das für keinen der beiden als angenehm. Der Ubar muß feststellen, daß er den Bosk nicht lenken kann, während der Bauer entdeckt, daß auf den Steinen der Städte kein Korn wächst. Beide können aus ihrer Haut nicht heraus. Schließlich kehrt der Ubar dankbar auf seinen Thron zurück, während der Bauer dankbar seine Felder wiedersieht und noch Zeit zur Frühlingsaussaat hat. Bei seiner Rückkehr beginnen die Felder voller Freude zu singen. Goreaner lieben solche Geschichten, die Kasten sind ihnen heilig.

Weiter vorn in der Menge bewegte sich ein untersetzter Mann, breitschultrig und muskulös, offenbar sehr kräftig. Obwohl der Winter gerade erst vorbei war, war er bis zur Hüfte unbekleidet. Seine Haut war dunkel, rötlich wie Kupfer, das Haar blauschwarz und einfach getrimmt, seine Augen waren geschlitzt. Über einer Schulter lag ein zusammengerolltes geflochtenes Seil aus Sleenleder, und in seiner Hand hatte er einen Sack und ein zusammengeschnürtes Bündel Felle. Auf seinem Rücken bewegten sich ein Köcher mit Pfeilen und ein kurzer Bogen aus aufeinandergeschichtetem Horn, mit Sehnen zusammengebunden.

Solche Männer sind auf Gor nur selten zu sehen – Bewohner des Polarbeckens.

Die Herde von Tancred war nicht in den Norden zurückgekehrt. Ich fragte mich, ob er davon wußte.

Ich hatte dafür gesorgt, daß Samos ein Schiff mit Proviant in den Norden schickte.

Im nächsten Augenblick war der Fremde in der Menge untergetaucht. Dafür entdeckte ich einen Kaufmann mit dem Zeichen der Jahrmarktsorganisatoren an der Mütze. Hinter ihm standen zwei Wächter mit Peitschen.

»Wo finde ich die Tische der Buchmacher für das Kaissaspiel?« fragte ich.

»Man hat sie erst heute früh aufgestellt«, antwortete er. »Du findest sie in der Nähe der Schlafzelte nahe dem Amphitheater.«

»Vielen Dank, Offizier«, sagte ich.

»Es stehen dort schon lange Schlangen.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich und wandte mich ab. Eine Sklavin, die sich an mir vorbei drängte, lächelte mir einladend zu.



Ich bog in die Gasse der Andenkenhändler und Kunsthändler ein. Mein Ziel waren die Hotelzelte nahe bei dem Amphitheater.

Gleich darauf fiel mein Blick auf den Mann aus der Polarregion. Er verhandelte mit einem korpulenten Händler, dem einer der Stände gehörte. Hinter dem Tresen stand außerdem ein hagerer Schreiber. Anscheinend sprach der Mann aus dem Norden kaum Goreanisch. Er nahm Gegenstände aus dem Fellsack, den er bei sich führte. Der dicke Mann hinter dem Tresen untersuchte sie. Die Gebilde ließen sich nicht hinstellen, denn sie waren am Fuß gerundet, Formen, wie man sie in der Natur findet. Sie waren dazu bestimmt, in einem Beutel mitgeführt und von Zeit zu Zeit herausgenommen und betrachtet zu werden. Alle Details müssen vollkommen sein, aus jedem Blickwinkel – wie in der Natur. Es handelte sich um Darstellungen von Meeres-Sleen und Fischen und Walfischen und Vögeln und anderen großen und kleinen Lebewesen des Nordens. Die Kunstwerke waren aus einem weichen bläulichen Stein geschnitzt, und aus Elfenbein und Knochen.

Ich setzte meinen Weg fort.

Wenige Minuten später hatte ich die Zone der Hotelzelte erreicht und fand ohne Mühe die Schlangen vor den Tischen der Kaissabuchmacher. Es gab Dutzende von Tischen, vor denen ein großer Andrang herrschte.

Die Nacht wollte ich in einem solchen Zelt verbringen. Für fünf Kupfertarsks konnte man sich Felle und ein Plätzchen mieten. Das ist viel Geld, aber schließlich herrschte auf dem Jahrmarkt von En’Kara Hochbetrieb. In solchen Zelten kann es vorkommen, daß einfache Bauern dicht neben Kapitänen und reichen Kaufleuten schlafen. Während des En’Kara gehen manche Unterschiede zwischen den Kasten unter.

Leider werden in den Zelten keine Mahlzeiten serviert. Nach dem Preis zu urteilen, hätte man eigentlich ein Festessen erwarten können. Es gibt aber auf dem Gelände zahlreiche öffentliche Küchen und Tische. Außerdem bieten ambulante Händler Suppe, Gebäck oder Süßigkeiten an.

Ich stellte mich an eine der langen Schlangen.

Einen gewissen Ausgleich findet man allerdings in den Hotelzelten. Man kann Paga und Wein bestellen, die von Sklavinnen serviert werden, die gleich mit im Preis enthalten sind. Aber so

angenehm das scheinen mag, man ist die ganze Nacht von kopulierenden Paaren umgeben und findet kaum Ruhe.

»Suppe! Suppe!« rief ein Mann.

»Suppe!« rief ich und hob die Hand. Für einen Kupfertarsk erstand ich eine Schale mit Suppe, in der heiße Boskstücke und poröse Brocken Sul schwammen.

»Für wen bist du beim großen Spiel?« fragte ich.

»Für Scormus aus Ar«, sagte er.

Ich nickte. Als ich gegessen hatte, reichte ich ihm die Schale zurück. Ich fürchtete, daß sich zu viele Leute für Scormus entscheiden würden. Trotzdem würde ich auf ihn setzen. Allerdings gefiel mir nicht, daß ich einen Gold-Tarn ausgeben mußte, um einen Silbertarsk dazuzugewinnen.

Auf Hügeln zu beiden Seiten des Amphitheaters waren goldene Zelte aufgestellt. In einem residierte Scormus aus Ar, in dem anderen, das sich auf der anderen Seite der großen Anlage befand, sollte Centius aus Cos einziehen.

»Haben Sie schon um das Gelb gezogen?« fragte ich.

»Nein«, antwortete der Mann.

Normalerweise würden viele Leute ihre Wetten zurückhalten, bis bekannt war, welcher Spieler das Gelb hatte, das über den ersten Zug entschied – und dieser erste Zug bestimmte natürlich die Eröffnung.

Doch es wurde bereits lebhaft gewettet.

Ich machte mir meine Gedanken über die Auswirkungen, die das Ziehen des Gelb auf die Quoten haben würde. Wenn Centius anfangen durfte, so sagte ich mir, würden sich die Quoten zu Gunsten Scormus' etwas reduzieren, aber vermutlich nicht viel; sollte jedoch Scormus das Gelb ziehen, mochten die Quoten dermaßen zu seinen Gunsten steigen, daß sich eine vernünftige Wette nicht mehr plazieren ließ. Nur wenige Leute würden unter solchen Umständen eine Wette von zwanzig zu eins annehmen. Ich vermutete ohnehin, daß ich mindestens zehn zu eins auf Scormus setzen mußte, der als absoluter Champion galt. Mein Blick fiel auf einen Mann aus Cos, der einige Plätze vor mir in der Schlange stand. »Auf wen setzt du?« fragte ich ihn.

»Auf Centius aus Cos«, antwortete er herausfordernd.

Ich lächelte vor mich hin. Das würden wir sehen. Ich fragte mich, ob sein Patriotismus bis zum Wettisch anhalten würde.

»Schaut!« rief jemand.

Ich war noch etwa zwanzig Mann vom Tisch entfernt.

Zwei Gruppen von Männer lösten sich von den goldenen Zellen und näherten sich dem Amphitheater von beiden Seiten. In diesen Gruppen befanden sich Scormus aus Ar und Centius aus Cos. Der Vorsitzende der Kaste der Spieler erwartete die beiden Meisterspieler sicher jetzt im Amphitheater, wo unter Beobachtung von Abgesandten aus Cos und Ar die Farbe der Spielsteine bestimmt werden sollte. Zwei Speerträger wurden in einen Helm gelegt, der mit einem Tuch zugedeckt wurde.

Ich atmete auf. Es sah so aus, als würde ich meine Wette vor dem großen Ereignis plazieren können. Sollte Scormus das Gelb ziehen und ich meine Wette noch unterbringen müssen, würde ich kaum noch etwas gewinnen können, selbst wenn ich viel einsetzte.

»Beeilung!« rief jemand. »Beeilung!«

Die beiden Gruppen waren im Amphitheater verschwunden.

»Jeden Augenblick wird die Standarte von Ar oder Cos aufgezogen!« rief ein Mann.

Noch zwei Männer waren vor mir.

Dann nur noch einer.

»Der nächste!« rief der Buchmacher ungeduldig.

Ich stand am Tisch.

»Vierzehn zu eins für den Champion aus Ar«, sagte er.

»Vierzehnhundert Gold-Tarn auf Ars Champion.«

»Wer bist du?« fragte der Buchmacher. »Hast du den Verstand verloren?«

»Ich bin Bosk aus Port Kar«, antwortete ich.

»Die Wette gilt«, sagte er. »Kapitän!«

Ich signierte das Blatt mit dem Zeichen des Bosk.

»Seht!« rief ein Mann. »Seht!«

Über dem Amphitheater, am obersten Rand der Tribünen, stand ein Mann und hob die Standarte von Ar.

Ich trat zur Seite. Lautes Gebrüll wurde laut. Männer aus Ar fielen einander in die Arme.

»Der nächste!« rief der Buchmacher. »Sechsenddreißig zu eins zugunsten des Champions aus Ar.«

Der Mann hinter mir ächzte leise.

Ich grinste und entfernte mich. Ich hätte mir eine noch bessere Quote gewünscht, doch ich hatte mein Geld gesetzt, ehe sich die Wetten gegen den armen Centius aus Cos mehr als verdoppelt

hatten. So hatte ich nun die Chance, hundert Gold-Tarn zu gewinnen. Meine Stimmung war gut.

Ich wandte mich dem Hauptmarkt zu. Dort wollte ich mir die Waren ansehen. Vielleicht konnte ich mir für die Nacht ein Mädchen kaufen und sie am Morgen wieder veräußern.

Minuten später entdeckte ich die seidige Spitze des riesigen Verkaufszelts, das blau und gelb im Wind wogte und dessen bunte Wimpel lebhaft flatterten.

Männliche Sklaven schoben vor mir einen Karren, der mit Pflastersteinen gefüllt war. Das Fahrzeug hinterließ in der regenfeuchten Erde tiefe Spuren.

Ich roch Verr, die gut eine Meile entfernt in engen Gehegen eingeschlossen waren. Die Luft war klar und frisch.

Ich erreichte das große Verkaufszelt; es war jedoch mit Seilen abgesperrt und lag stumm da. Um so mehr Betrieb herrschte zwischen den Plattformen. Da und dort wurde Essen an Sklavinnen ausgegeben.

Ich mischte mich unter die Menge, die zwischen den Plattformen herumschlenderte; es gab sie zu Hunderten, Podeste, etwa einen Fuß hoch, von einzelnen Sklavenhändlern gemietet.

Ein Mädchen, das in schweren Ketten auf ihrer Plattform kniete, streckte mir die Hände entgegen und flehte: »Kauf mich, Herr!« Weiter hinten sah ich zwei Mädchen Rücken an Rücken stehen, sie waren an den Händen gefesselt. Die meisten Sklavinnen aber knieten oder saßen auf den Plattformen.

»Süßigkeiten! Süßigkeiten!« rief ein Händler hinter mir in der Menge. »Köstliche Leckereien aus Ar!«

»Kauf lieber diese Süßigkeit aus Ar!« lachte mich ein angeketetes Mädchen an. Ich fuhr ihr über den Kopf, und sie ergriff meine Hand mit gefesselten Händen und küßte mir verzweifelt die Finger. »Bitte!« flehte sie schluchzend. »Bitte!«

Auf einer anderen Plattform wurden die Sklavinnen gerade mit Essen und Wasser versorgt.

Die Verkäufe fanden in der Regel abends im großen Zelt statt, bei Fackelschein, doch viele Mädchen gingen auch tagsüber direkt von den Plattformen an ihre neuen Herren. Das Angebot ist eben zu groß, als daß alle in der Auktion vorgestellt werden konnten.

»Wo sind die neuen Sklaven?« wandte sich ein Mann vor mir an seinen Begleiter.

»Auf den Plattformen am Westende«, antwortete dieser. Dort wurden die frisch ankommenden Mädchen gewöhnlich vorbe-reitet und sortiert, ehe sie zu den eigentlichen Verkaufsständen Ihrer Besitzer gebracht wurden.

Da ich etwas Zeit hatte, machte ich mich auf den Weg zu den Plattformen am Westende des Geländes. Sollte ich dort eine Ent-deckung machen, konnte ich vielleicht feststellen, auf welcher Plattform sie später verkauft werden sollte.

Nach kurzer Zeit hatte ich mein Ziel erreicht.

Es macht keine Mühe festzustellen, welche Mädchen sich mit ihrem Schicksal abgefunden haben und welche sich noch einge-wöhnen müssen. Sobald ein Mädchen erst begreift, daß sie Skla-vin ist, daß sie keinerlei Fluchtmöglichkeit mehr hat, sobald sie das mit dem Gefühl wie mit dem Intellekt richtig begreift, mit je-der Zelle ihres schönen Körpers – dann geht eine erstaunliche Veränderung in ihr vor. Sie weiß und erkennt, daß sie eine Skla-vin ist. Sie verliert Hemmungen, sie entwickelt ein ganz neues und freies Verhältnis zur Sexualität; es macht ihr nichts mehr, daß die freien Frauen sie wegen ihrer elenden Lebensumstände oder ihrer hilflosen Gelüste verachten. Sie weiß, daß ihr Ge-schick unausweichlich ist, daß sie keine andere Wahl hat – daß sie Sklavin ist. Tief im Innern sehnen die Frauen sich nach Unter-werfung; und Unterwerfung ist die Grundlage für das Leben ei-ner Sklavin. Sie muß ihren Willen zurückstellen oder sterben. In der Unterwerfung erlebt sie Wonnen bis ins Innerste, sie lebt für die Liebe und das Dienen, gebunden an den Willen ihres Herrn. Einem freien Menschen mögen die Freuden einer Sklavin unver-ständlich sein, doch sie sind Tatsache.

Ich hörte die Klagerufe der Angeketteten.

Natürlich muß deutlich gesagt werden, daß das Leben einer Sklavin oft alles andere als freudenvoll ist. Schließlich ist sie eine Sklavin. Ihr Wille ist ohne Bedeutung. Sie kann gekauft oder ver-kaufte werden. Sie weiß nicht, wer sie kaufen wird. Objektiv gese-hen führt sie ein Leben der Erniedrigung. Oft muß sie sich ab-mühen, einem strengen Herrn zu gefallen, dem sie nichts bedeu-tet. Die Wonne der Sklavin ist ihr Dasein als Sklavin – aber auch ihr Elend.

Ich schaute mir die Gruppen der frisch eingetroffenen Mäd-chen an. Einige waren noch ungeschickt und verkrampft, noch nicht befreit, noch nicht Frau.

Von Tharlarion gezogene Wagen standen bereit, ihre hübsche Fracht loszuwerden. Die Jahrmärkte am Sardargebirge sind groß und stellen in der goreanischen Wirtschaft einen spürbaren Faktor dar. So rollte ständig Nachschub herbei.

Ich wollte den West-Plattformen schon den Rücken kehren, als mein Blick auf eine Gruppe von Sklavinnen fiel, die mich interessierten. Es waren vier zusammengekettete Mädchen. Unauffällig näherte ich mich der Plattform, hielt mich aber ein wenig im Hintergrund.

Drei waren dunkelhaarig, die vierte blond. Sie trugen Kettenreifen um die Handgelenke, aber auch um die Fesseln. Sie knieten auf der Plattform. Mit ihren Halskragen waren sie aneinandergekettet. Sie waren mir aufgefallen, weil sie Kleidung von der Erde trugen.

Das blonde Mädchen an einem Ende trug kurze Jeanshosen mit ausgefranstem Saum. Die blaue Arbeitsbluse war unter den Brüsten verknotet, so daß ihr Bauchnabel freilag. Sie war gebräunt und blauäugig. Das dunkelhaarige Mädchen neben ihr trug schwarze Frauenhosen aus irgendeinem synthetischen Material; ihr roter Rollkragenpullover war zerrissen und legte die rechte Brust frei; als ich sie anschaute, senkte sie erschrocken den Kopf und zog mit angeketteter Hand ein Stück Stoff darüber. Ich lächelte. Wie sinnlos diese Geste war! Wußte sie denn nicht, wo sie war? Sie befand sich auf Gor, sie stand auf einer Sklavenplattform. Die beiden Mädchen neben ihr waren ebenfalls dunkelhaarig, hatten dunkle Augen und waren ähnlich gekleidet; beide trugen blaue Jeanshosen und Flanellblusen, beide hatten kleine goldene Ohrringe angesteckt. Ich dachte natürlich an das Mädchen in Samos' Haus und an die Kleidung, die sie getragen hatte. Auch diese Mädchen hatten sich im Grunde auf Männerart herausstaffiert, eine Mode, die bei solchen Mädchen beliebt zu sein schien, Mädchen die einer Männlichkeit nachstrebten, die ihnen von den Hormonen und nach der Anatomie verwehrt war. Sie schienen lieber die Männer zu imitieren, als sich als das auszugeben, was sie waren, als Frauen. Ich fragte mich, ob die Mädchen das Drängen ihres Geschlechtes fürchteten, die Regungen einer Natur, die seit Jahrtausenden ihr Leben bestimmt hatten, die es schon bestimmt hatten, bevor der Mensch in Höhlen lebte. Doch vielleicht war diese Imitation des Männlichen nur etwas Unbewußtes, eine kaum erfaßte Phase, Element der möglicher-

weise unausweichlichen Dynamik einer Maschinenkultur, ein Schritt oder eine Phase, die zur wahren Erfüllung von Maschinenbedürfnissen führen würde – geschlechtslose, emotionslose, überall anwendbare Einheiten, passende Bausätze, bei denen Funktionalität und das Neutrum dominierten. Maschine und Tier, so vermute ich, müssen wohl ewig im Kampf stehen – es sei denn, eines erringt den absoluten Sieg. Auf Gor wissen die Sklaven, wem sie gehören.

Ich betrachtete die Mädchen auf der Plattform. Wie unverständlich würde ihnen eine rein von der Biologie bestimmte Welt sein, wie Gor sie darstellte!

»Ich muß mit jemandem sprechen!« sagte das Mädchen am Ende zu einem Sklavenwächter, der an der Plattform vorbeiging. Er blieb stehen, überrascht, daß sie es gewagt hatte, ihn anzusprechen.

»Schicken Sie mir Jemanden, der Englisch versteht!« forderte sie.

Er versetzte ihr einen Schlag mit dem Handrücken. »Halt den Mund!« befahl er auf Goreanisch. Das Mädchen sank verblüfft zusammen. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie den Mann an. Sie hob die Finger an den Mund. Ihre Lippen bluteten.

»Er hat mich geschlagen!« sagte sie tonlos.

Die Mädchen blickten sich erschrocken um. Das blonde Mädchen in den kurzen Shorts neigte sich in kniender Position zurück, um nicht aufzufallen.

Das Mädchen mit der blutenden Lippe blickte fassungslos dem Mann nach, der sie geschlagen hatte. In ihren Augen stand so etwas wie Erstaunen. Die Mädchen blickten sich erschrocken an. Vermutlich hatten sie noch nie gesehen, wie eine Frau geschlagen wurde. Sie begannen sich klarzumachen, daß jeder von ihnen etwas Ähnliches widerfahren konnte.

Das Mädchen in den Shorts, von der ich angenommen hatte, sie würde wohl am wenigsten Angst vor ihrer natürlichen Sexualität haben, fragte bestürzt: »Was ist, wenn sie uns befehlen, sie zu küssen? Was wollen wir dann tun? Ich darf gar nicht daran denken!«

»Sie küssen?« antwortete das Mädchen mit dem zerrissenen roten Pullover.

»Glaubst du, man will so etwas von uns?« fragte das dunkelhaarige Mädchen mit der grauen Flanellbluse.

»Wer weiß schon, was die von uns wollen!«

»Es muß sich doch irgendwann jemand um uns kümmern. Sie können doch nicht einfach mit uns machen, was sie wollen!«

»Wir haben unsere Rechte!« sagte das blonde Mädchen bestimmt.

»Ach?« gab das Mädchen im Pullover zurück. Von den vier schien sie mir die weiblichste zu sein.

Die Mädchen schwiegen einen Augenblick lang. Dann sagte das Mädchen in den Shorts: »Wessen Gefangene sind wir?«

»Wollen wir hoffen, daß wir nur Gefangene sind.«

»Was soll das heißen?« fragte das Mädchen in den Shorts.

»Kannst du es dir nicht vorstellen?«

»Nein«, gab das blonde Mädchen zurück.

»Vielleicht sind wir Sklaven«, sagte das Mädchen im roten Pullover.

»Mach keine Witze!«

Das andere Mädchen zuckte die Achseln und wandte den Kopf ab.

»Mach keine Witze!« flüsterte das blonde Mädchen. »Das ist doch nicht dein Ernst. Man hat uns entführt. Vielleicht will man Lösegeld erpressen oder sowas.«

Wieder kam ein Mann mit Peitsche vorbei. Die Mädchen senkten ergeben die Köpfe.

Ich fragte mich, ob diese Mädchen gleichzeitig mit dem nach Gor gekommen waren, das ich in Samos' Haus gesehen hatte. Vielleicht hatten auch diese Geschöpfe in ihrer ersten Bewußtlosigkeit am linken Bein den stählernen Identifikationsreif eines Kur-Sklavenhändlers getragen. Sklavinnen von der Erde sind dank der regelmäßigen Expeditionen der Kurii zur Erde auf Gor nicht mehr so selten wie früher. Irdische Mädchen gelten als vorzügliches Sklavenmaterial, und goreanische Männer geben gern viel Geld dafür aus. Übrigens gelten irdische Mädchennamen auf Gor als Sklavennamen, die selbst Mädchen goreanischer Herkunft gegeben werden. Dies zeigt, wie sehr Goreaner irdische Mädchen als Sklavinnen schätzen; sie gelten als natürliche Sklavinnen.

Ich wandte mich zum Gehen, denn ich war hungrig geworden. Ich nahm mir vor, eines der Jahrmarktsrestaurants aufzusuchen. Einen letzten Blick warf ich auf die vier Mädchen. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, die beiden am Ende der Kette zu kaufen,



die Blonde und die Dunkelhaarige im roten Pullover. Aber dann hatte ich mich doch dagegen entschieden. Sie waren noch nicht an ihr Sklavenschicksal gewöhnt und mochten ihre zweifellos vorhandenen Qualitäten nicht entwickeln können, wenn sie zu früh verkauft wurden.

Ich leerte den Krug Calda. Seit Tharna hatte ich solchen Wein nicht mehr getrunken. Unter Zeltplanen standen etwa zweihundert Tische. An vielen saßen Männer und sangen Lieder aus Ar. Ich hatte meine Mahlzeit beendet und stand auf,

»Ich freue mich auf das Spiel«, hatte Centius aus Cos zu Scormus aus Ar gesagt.

»Ich werde dich vernichten«, hatte Scormus aus Ar geantwortet.

Ich fragte mich, welchen Gedanken diese Riesen des Kaissa am Vorabend ihres Zusammenstoßes nachhängen würden. Scormus, so wurde erzählt, wanderte allein über die Tribünen, unruhig, eifrig, energiegeladen wie ein hungriges Raubtier. Centius aus Cos saß angeblich in seinem Zelt und ließ sich nichts anmerken. Er war in seine Gedanken versunken und studierte eine Spielstellung, die es vor einer Generation zwischen zwei unbedeutenden Meistern gegeben hatte. Aus irgendeinem Grund aber erweckte das Spiel Centius' Interesse. Nur wenige Meister des Kaissa teilten seine Begeisterung.

Einige Tische entfernt verließ ein Mann den Zeltbereich; er drehte mir den Rücken zu. Irgend etwas an ihm erregte vage meine Aufmerksamkeit, doch ich wußte nicht, was es war. Sein Gesicht bekam ich nicht zu sehen. Ich nahm nicht an, daß er mich gesehen hatte.

Ich verließ das Zelt. Bezahlt wird vor der Mahlzeit. Dafür erhält man eine Wertscheibe, die man mit an den Tisch nimmt. Das Essen wird dann von einer Sklavin an den Tisch serviert; ihr gibt nun die Wertscheibe. Das Mädchen trägt nur eine Lederschürze und einen Eisengürtel.

Draußen mischte ich mich wieder unter die Menge. Ich hatte bis zum Mittag des nächsten Tages, wenn das große Spiel beginnen würde, nichts Dringendes vor.

Der Gesang der Männer aus Ar verhallte hinter mir.

Hin Sklavenhelfer marschierte durch die Zeltgassen, hämmerte mit einem Stab gegen eine Metallstange und verkündete, daß die

Sklavenauktionen im großen Zelt in einer Ahn beginnen würden.

Am Wegrand führten Jongleure ihre erstaunlichen Kunststücke vor. Ich kam an Buden vorbei, in denen Ballen von Rep-tuch verkauft wurden. Bauersfrauen schacherten mit den Verkäufern.

In einem anderen Teil des Marktes hing frisches Fleisch an langen Leinen. Insekten schwirrten durcheinander.

Ich wollte mir die Sklavenverkäufe ansehen. Ich brauchte einige Mädchen für meine Männer.

Mir ging der Gedanke an den Burschen durch den Kopf, den ich das Restaurant hatte verlassen sehen. Die Erinnerung an seine Gestalt erfüllte mich mit Unruhe, Aber dann wies ich den Gedanken von mir.

Langsam näherte ich mich den Sklavenplattformen. Dabei fiel mein Blick erneut auf den Mann aus der Polarregion, der Mann mit den Pelzstiefeln, dem Seil über der Schulter und dem kurzen Hornbogen. Ich dachte daran, daß er seine Schnitzarbeiten an einen Händler verkauft hatte.

Immer wieder kehrten meine Gedanken zu den Mädchen von der Erde zurück. Ich hatte Lust, mir anzusehen, wie sie sich auf der Verkaufsplattform machen würden.

»Wo befindet sich der Verkaufsstand von Tenalion aus Ar?« fragte ich einen Mann. Die Mädchen hatten ihm gehört.

Der Mann wies mich auf die Zweihunderter-Nummern hin.

»Vielen Dank, mein Herr«, sagte ich. Tenalion ist ein bekannter Sklavenhändler.

Tenalions Stände trugen die Nummern zweihundertvierzig bis einschließlich zweihundertundachtzig. Meine vier Schönheiten waren noch immer am Hals zusammengekettet, doch trugen sie keine irdische Kleidung mehr, sondern goreanische Sklaventuniken, weiß, mit tiefem Ausschnitt, ärmellos und äußerst kurz. Die Mädchen knieten auf der Plattform.

»Ich kann mich kaum bewegen«, sagte das blonde Mädchen.

»Ich auch nicht. Was geht hier mit uns vor?« fragte das Mädchen am anderen Ende.

»Keine Ahnung! Aber wir haben unsere Rechte.«

»Meinst du wirklich?« fragte das dunkelhaarige Mädchen, das schwarze Hosen und einen roten Pullover getragen hatte.

»Ja!« rief die Blondine.

»Schau dir doch die Augen der Männer an«, sagte das dunkelhaarige Mädchen. »Kannst du dann ehrlich glauben, daß wir noch Rechte haben?«

Das blonde Mädchen schwieg.

»Was für ein Ort ist das?« rief das Mädchen am Ende und zerrte hilflos an ihren Fesseln.

»Müh dich ruhig ab«, sagte das dunkelhaarige Mädchen. »Die Männer haben dafür gesorgt, daß du nicht fliehen kannst. Wohin wolltest du auch fliehen?« fragte sie.

»Ich hasse dich!« rief das andere Mädchen.

Zwei Männer gingen vorbei und beäugten ungeniert die Mädchen.

Die Mädchen wichen sichtlich zurück.

»Ich mag es nicht, wie die uns anschauen!« sagte das blonde Mädchen.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte das dritte Mädchen an der Kette.

»Liegt das nicht auf der Hand?« fragte die Dunkelhaarige. »Diese Männer tun mit den Frauen, was sie wollen. Sieht man das nicht schon an ihrem Blick? Sie bekommen, was sie wollen.« Sie lachte verbittert auf. »Und wir sind Frauen.«

»Aber...«

»Wir befinden uns auf einem Sklavenmarkt«, fuhr die Dunkelhaarige fort, »wir sind Sklaven! Man wird uns verkaufen, dich, mich, uns alle.«

Die Mädchen schwiegen.

»Wie es wohl ist, Sklavin zu sein«, sagte das dunkelhaarige Mädchen nach einiger Zeit. »Habt ihr schon mal solche Männer gesehen? Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß es solche Männer gibt.«

»Sieh dich vor!« rief das Mädchen am Ende der Kette.

»Ich sage euch eins«, fuhr das dunkelhaarige Mädchen fort. »Wenn ich sie mir nur anschau, wird mir ganz anders. Ich könnte für nichts garantieren.«

»Was für Worte!« rief das Mädchen am anderen Ende.

»Ich habe solche Gefühle noch nie gehabt«, sagte die Dunkelhaarige. »Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn einer mich anfaßt.«

»Wenn mich nur einer anfaßt, schreie ich los«, sagte das blonde Mädchen.

Aber sie hatte keinen Grund zur Sorge, denn in der Nähe gab es viel attraktivere Waren zu erwerben. Ich hatte mich im Hintergrund gehalten und dem Gespräch der Mädchen von der Erde gelauscht. Jetzt wollte ich weitergehen. Es war Zeit, das große Zelt aufzusuchen. Da entdeckte ich einige Plattformen entfernt den Mann aus der Polarregion. Er beschaute sich die zur Schau gestellten Mädchen. Über seiner Schulter trug er das grob geflochtene Seil.

»Schaut«, hörte ich einen Mann sagen, »dort kommt Tabron aus Ar.«

Ich drehte mich um. Ein Tarnkämpfer, der in das rote Leder seiner Kämpferkaste gekleidet war, schritt energisch durch den Gang. Beiläufig blieb er vor den vier Mädchen stehen.

Die Blondine fuhr zurück, als sein Blick sie musterte. Das dunkelhaarige Mädchen richtete sich zu meiner Überraschung auf und bot sich ungeniert seinen Blicken dar. Dann schaute er an ihr vorbei auf die anderen beiden Mädchen und ging weiter.

»Ich habe gesehen, was du getan hast!« rief das vierte Mädchen an der Kette.

»War das nicht ein Prachtkerl?« fragte die Dunkelhaarige und setzte nach kurzem Zögern hinzu: »Und ich bin Sklavin.«

»Er hat dich aber nicht gekauft!« höhnte das dritte Mädchen.

»Dich aber auch nicht«, gab die andere energisch zurück.

Ich lächelte. Beide waren nur Sklavinnen.

Es freute mich zu sehen, daß das dritte Mädchen sich ihrer Weiblichkeit schon viel mehr bewußt zu sein schien als vorher, denn sie sagte jetzt: »Ich bin schöner als du.«

»Ich glaub, ich hör nicht richtig«, sagte die Blondine.

»Das werden letztlich unsere Herren entscheiden«, fügte die Dunkelhaarige hinzu.

»Herren?«

»Ja, die Herren, die Männer dort, die uns kaufen werden.«

Ein stämmiger Mann in der Kleidung eines Tarnhüters blieb vor der Plattform stehen und betrachtete das blonde Mädchen.

»Die Sklavinnen sind neu?« wandte er sich an den Sklavenaufseher.

»Ganz frisch in den Kragen haben wir sie bekommen«, antwortete der Mann mit der Peitsche.

»Ich brauche ein Mädchen«, sagte der Mann, »die mich wenig kostet, die ich bei Tage im Gehege halten kann, wo sie mir die

Verrställe mistet, und die mir meine Unterkunft in Ordnung hält und nachts mein Bett warm.« Er lachte meckernd.

»Diese vier«, sagte der Aufseher, »sind dafür bestens geeignet – zum Beispiel diese hier.« Er griff nach der Tunika der Blondin.

»Faß mich nicht an!« kreischte sie und wich zurück.

»Eine Barbarin«, sagte der Tarnhüter.

»Ja.«

»Und die anderen?«

»Ausschließlich Barbarinnen, Herr.«

Der Tarnhüter machte kehrt und ging weiter. Die Mädchen blickten sich erleichtert an. Doch der Aufseher war zornig geworden. »Rückt vor!« sagte er zu den Mädchen. Sie verstanden die Worte nicht, dafür war die Geste, die er mit der fünfschwänzigen Peitsche unterstrich, klar und deutlich. Der Mann schien sein Geschäft zu verstehen. Die Mädchen mußten am vorderen Rand der Plattform niederknien.

»Nicht!« rief das blonde Mädchen. Ein Passant hatte ihr eine Hand auf den Schenkel gelegt und schob die Tunika hoch. Mit tränenfeuchten Augen blickte sie zu dem Aufseher empor, doch der Mann kümmerte sich nicht darum. Was kam es darauf an, daß jemand eine Sklavin berührt hatte, womöglich an intimer Stelle?

Die Blonde versuchte zurückzurutschen, doch der Mann ließ dies nicht zu. Zornig deutete er auf die Stelle, die sie einzuhalten hatte.

»Ich möchte mir dieses Mädchen anschauen«, sagte ein Lederarbeiter und deutete auf die Blonde.

»Eine Schönheit, nicht wahr?« fragte der Aufseher lächelnd. »Mach ihre Tunika auf. Schau dir an, was sie zu bieten hat.«

Der Mann streckte die Hand aus, doch das Mädchen krabbelte rückwärts und zog die anderen Mädchen mit. »Faß mich nicht an!« schrie sie. »Ich kreische los!« Mit lautem Aufschrei fiel das dunkelhaarige Mädchen, von der anderen an der Kette mitgezerrt, auf die Seite.

»Wartet Herr!« sagte der Aufseher. »Schaut doch, was für Freuden euch erwarten.«

Der Lederarbeiter zögerte. »Die scheinen mir an den Kragen noch nicht gewöhnt zu sein.«

»Prodicus!« rief der Sklavenaufseher. Gleich darauf erschien

ein Kollege von einer benachbarten Plattform. Der erste Mann deutete mit einer Kopfbewegung auf das blonde Mädchen.

Der Neuankömmling sprang auf die Plattform, umfaßte die Sklavin von hinten und drückte sie vor dem Lederarbeiter in die Knie. Der andere riß den Knoten ihrer Wickeltunika auf, die sich verlockend öffnete. »Nein!« kreischte das Mädchen. Der Mann riß ihr den Stoff von den Schultern und legte ihren Körper bloß. Er war tatsächlich wunderschön. Mit den Füßen zwängte er ihr die Knie auseinander, während der andere sie an den Oberarmen festhielt. Sie warf sich weinend hin und her und preßte die Knie zusammen. Das dunkelhaarige Mädchen begann sich zornig eines Mannes aus der Menge zu erwehren, der nach dem Gürtelknoten ihres Gewandes zu greifen versuchte. Sie bewegte sich so heftig, daß das dritte Mädchen das Gleichgewicht verlor. Der Lederarbeiter wandte sich kopfschüttelnd ab. Viele Männer waren stehengeblieben, zum Teil verständnislos starrend, zum Teil laut auflachend. Die Sklavenaufseher verloren die Beherrschung und ließen ihre Peitschen, herabsausen. Die Mädchen wanden sich wimmernd auf der Plattform.

Sklavenherr Tenalion aus Ar, Besitzer der vier Mädchen, tauchte an der Seite der Plattform auf. Er freute sich nicht über die Szene, die sich da abspielte.

»Diese vier sind wertlos«, sagte der erste Aufseher und rollte seine Peitsche ein.

Die Mädchen lagen schluchzend auf dem Holz. Ihre Körper waren von roten Streifen bedeckt.

»Nehmt für sie, was ihr bekommen könnt«, sagte Tenalion und wandte sich ab.

»Zwei«, sagte eine Stimme. »Zwei. Wieviel?«

Es war der Mann aus der Polarregion, der Mann mit dem nackten Oberkörper, dem Bogen auf dem Rücken und dem Seil über der Schulter. In der linken Hand trug er ein Bündel Felle, das kleiner geworden war, und einen Beutel, der ebenfalls geschrumpft zu sein schien. Anscheinend hatte er seine kleinen Kunstwerke an den Mann bringen können.

Ich trat einige Schritte vor in der Annahme, daß er Mühe haben würde, sich mit den Sklavenhändlern zu verständigen.

»Die«, sagte der kupferhäutige Mann und deutete auf das blonde und das dunkelhaarige Mädchen, die weinend in ihren Ketten lagen. »Billig?«

»Diese beiden?« fragte der Sklavenhändler.

Der Jäger nickte.

Der Aufseher ließ die beiden Mädchen vor dem Jäger niederknien. Sie blickten ihn voller Angst an. Sie hatten die Peitsche zu spüren bekommen.

»Ja, billig. Sehr billig«, sagte der Aufseher. »Hast du Geld?«

Der Jäger löste ein Fell von dem Bündel in seiner Hand. Es war schneeweiß und dick, der Winterpelz eines Schnee-Larts. Die Haarmatte schien zu funkeln. Der Lart ist nicht groß, nur etwa zehn Zoll hoch und zwischen acht und zwölf Pfund schwer. Als vierbeiniges Säugetier mit zwei Mägen, frißt er Vogeleier und den Leem, ein kleines arktisches Nagetier, das im Winterschlaf seine Beute wird.

»Reicht nicht«, sagte der Sklavenhändler. Der Jäger brummte vor sich hin. Damit hatte er gerechnet. Ich glaube nicht, daß der Sklavenhändler den Jäger betrügen wollte, Vermutlich wußte der Mann, der die weite Reise in den Süden gemacht hatte, was seine Felle hier wert waren. Der Mann aus dem Norden beugte sich erneut über sein Bündel und zog zwei winzige Leemfelle heraus – die braunen Sommerpelze.

»Schau doch«, sagte der Sklavenhändler und deutete auf die beiden Mädchen. »Zwei Schönheiten!«

Der Jäger zog zwei weitere Leempelze hervor.

»Das reicht noch nicht«, sagte der Sklavenaufseher,

Der Jäger brummte etwas, begann sein Bündel zu schnüren und machte Anstalten, sich zu entfernen.

»Warte doch!« rief der Sklavenhändler lachend. »Sie gehören dir!«

Die Mädchen reagierten sofort. »Er hat uns verkauft«, flüsterte das dunkelhaarige Mädchen. Ich mußte daran denken, daß sie enge schwarze Hosen getragen hatte und einen weichen roten Rollkragenpullover. Offenbar hatte sie sich teure Kleidung leisten können. Jetzt war sie die nackte Sklavin eines rothäutigen Jägers.

Der Sklavenhändler schob die Felle in einen Beutel, den er am Gürtel trug. Dann löste er die Fesseln der Mädchen.

Der Jäger zerrte seine Neuerwerbungen von der Plattform; sie waren noch an den Halskragen zusammengekettet.

Das dritte und vierte Mädchen verfolgten diese Vorgänge mit sichtlichem Entsetzen. Sie wußten, daß sie ebenfalls zum Gegen-

stand eines solchen beiläufigen Geschäfts werden konnten, der absoluten Macht ihres Erwerbers, ihres Herrn, unterworfen.

Der rothäutige Jäger band den Mädchen mit zwei Stücken Lederschnur die Handgelenke zusammen; er schien sich mit Sklavinnen auszukennen.

Die rothäutigen Jäger sind im Grunde freundliche, friedliche Menschen – nur nicht gegenüber Tieren. Im hohen Norden gibt es im wesentlichen zwei Arten von Haustieren – den Schnee-Sleen und die weißhäutige Frau.

»Ho!« sagte der rothäutige Jäger und stieg von der Plattform. Die beiden Geschöpfe, die er gekauft hatte, folgten ihm.

Ihnen stand sicher kein leichtes Leben bevor in der Kälte des Nordens.

Ich wandte mich von den Plattformen ab. Auch die anderen beiden Mädchen fanden sicher bald einen Käufer. Langsam schritt ich durch die Menge.

Bestimmt hatte im großen Zelt bereits die Auktion begonnen. Am Eingang bezahlte ich einen Tarsk Eintritt und schlug die Eingangsplane zur Seite.

Meine Nasenflügel bebten, das Blut fuhr mir schneller durch die Adern. Ein Sklavenmarkt hat etwas Elektrisierendes, eine Szene voller Farben und Bewegung, die aufgeregten Menschenmassen, das Bieten, die Intensität, die Konzentration, die schönen Frauen, die zum Verkauf stehen.

»Vier Kupfertarsk!« rief jemand aus der Mitte. Ein Mädchen stand auf dem Block, die rechte Seite dem Publikum zugewendet. Die Hände hatte sie hinter dem Kopf verschränkt, der Körper war zurückgeneigt. Sie bewegte herausfordernd die Hüften.

»Sechs!« bot ein anderer.

Das Mädchen wendete sich der Menge zu. Langsam schob ich mich weiter vor. Ich wollte die Auktion aus der Nähe verfolgen. Das Mädchen ging schließlich für fünfzehn Kupfertarsk an einen Metallarbeiter aus Tor.

Ich schaute mich in der Menge um.

Die nächste Sklavin war ein schlankes blondes Mädchen von der Erde. Sie erbrachte nur vier Kupfertarsks. Ich bekam nicht mit, wer sie kaufte. Ich glaube, es war ein Schlosser aus Ti.

Ich erstand eine Scheibe zusammengerolltes Fleisch, gefüllt mit Sauce.



In diesem Augenblick entdeckte ich ihn. Unsere Blicke begegneten sich. Er wurde bleich. Ich schleuderte das Wachspapier mit dem Fleisch zur Seite und schob mich energisch durch die Menge in seine Richtung. Er machte kehrt und kämpfte sich zum Seiteneingang durch.

Ich wußte, wer er war. Von hinten hatte ich ihn schon gesehen, im Restaurantzelt auf dem Jahrmarkt, aus der Ferne. Damals hatte ich nicht gewußt, warum er mir bekannt vorkam. Er trug nicht mehr die braunschwarze Kleidung, wie sie von berufsmäßigen Sleentrainern bevorzugt wird. Er hatte wie ich ein Kaufmannsgewand angelegt.

Ich sagte nichts, ich rief ihm auch nicht nach. Vielmehr konzentrierte ich mich darauf, ihn zu verfolgen. Er schaute hastig über die Schulter und begann Männer zur Seite zu stoßen. Gleich mußte er die Zeltplane erreichen.

Ich verfolgte den Mann, der sich Bertram aus Lydius genannt hatte, den Mann, der in meinem eigenen Haus einen Sleen auf mich gehetzt hatte.

Ich wünschte mir seine Kehle zwischen den Fingern!

Als ich mich durch die Zeltplane zwängte, die er an dieser Stelle aufgeschnitten hatte, war er verschwunden. Fluchend hieb ich mir die Faust auf den Schenkel. Er war fort.

Hinter mir ging das Bieten weiter. Ein neues Mädchen war auf den Block gestiegen.

Ich ließ meinen Blick über die Menge schweifen. Tausende von Menschen besuchten den Jahrmarkt am Sardargebirge. Ich hatte kaum eine Chance, in diesen Massen einen einzelnen Mann zu finden, noch dazu einen Mann, der genau wußte, daß ich ihn suchte. Zornig blickte ich mich um. Hinter mir schoben sich zwei Männer durch den Spalt in das Zelt. Ich hatte plötzlich keine Lust mehr, die Auktion zu verfolgen. So wandte ich dem Zelt den Rücken zu und wanderte unruhig und ohne besonderes Ziel über den Jahrmarkt. Nach einiger Zeit erreichte ich den Palisadenzaun zum Sardargebirge hin und erstieg eine der hohen Plattformen, die einen herrlichen Ausblick auf die Bergkette gewähren. Allein stand ich auf dieser Plattform und blickte auf die schneebedeckten Berge, die im vermischten Schein der drei weißen Monde funkelten. In der anderen Richtung bot mir die Plattform einen herrlichen Blick über den Jahrmarkt mit seinen Lichtern und Feuerstellen, Zelten und Buden und dem Amphitheater,

in dem sich tags darauf Scormus aus Ar und der sanfte Centius aus Cos gegenüberstehen würden, zwischen sich ein kleines Brett mit roten und gelben Quadraten. Der ganze Jahrmarkt bedeckte eine Fläche von mehreren Quadrat-Pasangs und bot bei Nacht einen prachtvollen Anblick. Ich stieg die Treppe hinab und wandte mich dem Hotelzelt zu, in dem ich mir zuvor einen Platz reserviert hatte.

4

»Ob er die Eröffnung mit den beiden Tarnkämpfern macht?« fragte ein Mann.

»Ich wette, er wagt das Cambit der Ärzte«, antwortete ein anderer.«

»Das gäbe aber den Weg frei für die turische Verteidigung«, warf ein dritter ein.

Ich war bei bester Laune. Eine herrliche Nacht lag hinter mir.

Die Sklavin, die zu mir in die Felle gekommen war, hatte sich als eine großartige Bettgenossin erwiesen. Als Zeltsklavin war sie den Weisungen aller Gäste unterworfen, und als ich sie bestieg, hatte sie als Sklavin mit sich geschehen lassen, was ich ihr zudachte. Ich war hocheifrig; ich hatte ihr Wonnen bereitet, die eine Ubara dazu gebracht hätten, den Sklavenkragen zu erflehen. Ich nahm nicht an, daß sie in der Nacht überhaupt ein Auge zugedreht hatte. Am Morgen hatte sie mit verweinten Augen zu meinen Füßen gelegen und mich angefleht, sie zu kaufen.

Es war ein kühler Tag, die Luft war hell und klar. Ein guter Tag für das große Spiel.

Ich hatte dafür gesorgt, daß das Mädchen nach Port Kar geschickt wurde. Sie war sicher eine lohnende Erwerbung, kostete sie mich doch nur einen Viertel-Silbertarsk,

»Auf wen hast du gewettet?« fragte ein Mann.

»Auf Scormus aus Ar«, antwortete ich.

»Ich auch.«

Mein Zorn, daß Bertram aus Lydius mir entwischt war, hatte sich etwas gelegt. Ich rechnete nicht damit, den Mann wiederzusehen. Wenn er sich blicken ließ, hatte ich immer noch Zeit, ihn vom Gelände des Jahrmarkts zu schaffen und umzubringen.

Ungeduldig wartete ich darauf, daß die Tore des Amphithea-

ters sich öffneten. Meinen Platz hatte ich mir bereits in Port Kar reserviert und zwei goldene Tarns dafür bezahlt.

Über den Jahrmarkt schlendernd, fand ich mich in der Nähe des Palisadenzauns wieder. Wissende und viele andere waren hier unterwegs. Zeremonien und Opferungen fanden statt. In einem Winkel wurde ein junger weißer Bosk geschlachtet. Weihrauch brannte, und Glöckchen erklangen, es wurde gesungen.

Schließlich hatte ich die hohen Plattformen am Zaun erreicht.

Die beiden verkauften Sklavinnen von der Erde knieten an einem der Pfosten, die die Plattformen stützten; sie waren nackt und trugen die Hände auf dem Rücken gefesselt. Sie sahen mich verstört an. Sie hatten ihre erste Nacht in der Gewalt eines Mannes hinter sich. Ihre Oberschenkel waren blutverschmiert, der Oberarm der Dunkelhaarigen war blau angelaufen. Die rothäutigen Jäger gehen mit ihren Haustieren nicht gerade sanft um.

Ich erstieg die Treppe zur Plattform, denn ich wollte mir das Sardargebirge im Morgenlicht anschauen. Besonders im Frühling, wenn die Sonne auf den schneebedeckten Gipfeln funkelt, kann das ein sehr schöner Anblick sein.

Ja, das Panorama war in der Tat atemberaubend, noch eindrucksvoller, als ich erwartet hatte. Wortlos stand ich im kühlen, sonnigen Morgen.

Ganz in meiner Nähe hatte sich der rothäutige Jäger aufgestellt. Auch er schien ungemein beeindruckt zu sein.

Plötzlich hob er die nackten Arme den Bergen entgegen.

»Möge die Herde kommen«, sagte er auf Goreanisch. Dann griff er in den Beutel, der zu seinen Füßen lag, und nahm vorsichtig eine kleine Skulptur aus blauem Stein heraus, die einen Nord-Tabuk darstellte. Ich wußte nicht, wie lange es dauerte, eine solche Figur zu machen – sicher viele Nächte im Licht der ovalen Lampen.

Er stellte den winzigen Tabuk auf die Planken zu seinen Füßen und breitete erneut die Arme aus. »Laßt die Herde kommen«, sagte er. »Ich gebe euch diesen Tabuk. Er hat mir gehört, jetzt gehört er euch. Gebt uns jetzt die Herde, die unser ist.«

Dann senkte er die Arme, bückte sich, schloß den Beutel und verließ die Plattform.

Mein Blick fiel auf die Kaissaflagge, rot und gelb kariert, die am oberen Rand des Amphitheaters aufgezogen worden war. Sie wurde von den Standarten Cos' und Ars flankiert.

Das Amphitheater war geöffnet. Ich eilte die Treppe hinab. Ich würde hundert Gold-Tarn gewinnen.

Im weiten Rund herrschte eine ausgelassene Stimmung. Männer standen auf ihren Sitzen, schwenkten die Mützen und brüllten durcheinander.

»Scormus aus Ar!« riefen sie. »Scormus aus Ar!«

Die Hymne Ars wurde gesungen, doch die Melodie ging im allgemeinen Getöse beinahe unter.

Man konnte kaum etwas erkennen.

»Er ist da!« rief der Mann neben mir.

Ich stellte mich auf den Rand unserer Sitzreihe und blickte in die Tiefe. Auf der Bühne entdeckte ich in der Robe der Spieler Scormus aus Ar, den temperamentvollen jungen Champion aus Ar. Er befand sich in Begleitung etlicher Männer aus seiner Heimatstadt. Der Tisch mit dem Kaissabrett stand in der Mitte der Bühne, zu Füßen des riesigen, schräg emporragenden halbkreisförmigen Amphitheaters. Er kam mir winzig vor, so weit entfernt.

Scormus hob der Menge die Hände entgegen, und die weiten Ärmel seiner Robe rutschten ihm über die Arme zurück. Das Cape wurde ihm von zwei anderen Spielern aus Ar abgenommen. Seine Mütze warf er in die Menge. Die Zuschauer raufte darum.

Wieder hob er die Arme.

Im gleichen Augenblick ertönte neues Jubelgeschrei, denn nun trat Centius aus Cos mit seinem Gefolge auf die Bühne. Die Hymne von Cos wurde angestimmt.

Centius aus Cos trat an den Rand der Steinbühne, etwa fünf Fuß über den unteren Reihen, und hob eine Hand. Er lächelte.

Das Amphitheater dient natürlich nicht nur der Präsentation von Kaissaspielen, sondern erlebt auch Dichterlesungen, Konzerte, Theateraufführungen und Opern. Genaugenommen ist so ein großer Rahmen für ein Kaissaspiel eher die Ausnahme. Die meisten Sardarspiele finden auf freiem Feld statt, vor sanft ansteigenden Zuschauerreihen auf den Flanken kleiner Hügel, und viele Kämpfe finden gleichzeitig statt. Hinter jedem Spielbrett steht eine große senkrechte Tafel, auf deren linker Seite die Züge nacheinander mit Kreide vermerkt werden, während der Hauptteil der Tafel die Quadrate des Spielbretts und die Stellung der

Spielsteine wiedergibt. Auf diese Weise hat man sowohl eine Liste der bisher gemachten Züge wie auch eine Darstellung des Spielstandes vor Augen. Junge Spieler nehmen diese Eintragungen und die Verschiebungen der Figuren-Nachbildungen vor. Die gültige Registrierung des Spiels obliegt drei Offiziellen, von denen mindestens einer der Kaste der Spieler angehören muß. Diese Männer sitzen an einem Tisch in der Nähe der Gegner. Wenn es nicht zur Eroberung eines Heimsteins kommt, wird über die Spiele von fünf Schiedsrichtern entschieden, die ausnahmslos der Kaste der Spieler angehören und von denen mindestens drei in der Meisterklasse spielen müssen.

»Scormus aus Ar wird ihn am Boden zerstören«, sagte ein Mann.

»Ja!« rief ein anderer.

Hinter dem Tisch, ein wenig seitlich versetzt, stand der Tisch für die Registratoren des Spiels. Dazu gehörten ein Mann aus Ar und ein Mann aus Cos und ein Spieler aus Turia namens Timor, der angeblich von großer Integrität war und der, so wurde vorausgesetzt, aus einer Stadt stammte, die weit genug von den Problemen von Cos und Ar entfernt war, um sich als echter Unparteiischer zu erweisen. Außerdem gab es natürlich in den Zuschauerreihen Hunderte von Männern, die gleichzeitig und inoffiziell das Spiel für sich aufzeichnen würden. Die Gefahr, daß ein Zug nicht richtig festgehalten wurde, war gering. Hätte ein Offizieller so etwas versucht, wäre er wohl von den Menschenmassen in Stücke gerissen worden. Die Goreaner nehmen ihr Kaissa ernst.

Auf der Bühne erschien Reginald aus Ti, der gewählte Vorsitzende der Kaste der Spieler. Ein Mann in seiner Begleitung trug die Sanduhren. Diese Uhren haben jeweils einen winzigen Sandausfluß, der geöffnet und geschlossen werden kann. Die Uhren sind so miteinander verbunden, daß nur jeweils ein Durchgang geöffnet ist; wenn ein Spieler an dem Hebelchen dreht, beendet der den Durchfluß seines Sandes und öffnet den seines Gegners. Müssen die Uhren angehalten werden, etwa bei einer Spielvertagung oder Unterbrechung, werden sie von dem Oberschiedsrichter des Spiels, in diesem Falle Reginald aus Ti, auf die Seite gelegt. In der Uhr jedes Spielers befindet sich Sand für zwei Ahn. Jeder Spieler muß vierzig Züge gemacht haben, ehe der Sand verbraucht ist, oder er wird als Verlierer gewertet. Die Uhren ver-

bessern das Turnierspiel, das sonst nicht als Kaissawettbewerb, sondern als Geduldsspiel ausgetragen würde: ohne Uhr mochte der Sieg dem Manne zufallen, der länger sitsitzen konnte als sein Gegner. Unter jüngeren Spielern war eine Bestrebung im Gange, den Sand so aufzuteilen, daß jedem Spieler eine Ahn für die ersten zwanzig Züge und eine weitere Ahn für die nächsten zwanzig Züge zustand. Damit sollte erreicht werden, die Qualität des Kaissaspiels in der zweiten Ahn zu verbessern. Es stimmte schon: oft kamen selbst Meister des Spiels in der zweiten Ahn unter Zeitdruck und hatten womöglich nur noch wenige Ehn Sand für acht oder zehn Züge. Andererseits war nicht damit zu rechnen, daß diese Neuerung sehr bald akzeptiert wurde. Zunächst stand die Tradition dagegen. Außerdem hielten es viele für besser, wenn ein Spieler die Dauer seiner Überlegungen ohne ein zweites Zeitlimit bestimmen konnte. Dieser Ansicht war ich auch. Zwar gibt es Präzisions-Chronometer auf Gor, die eine noch genauere Zeitbestimmung möglich gemacht hätten, aber die Sanduhren sind im Turnier-Kaissa ein Traditionsfaktor.

Auch Centius aus Cos schleuderte seine Kopfbedeckung in die Menge, und die Zuschauer raufteu darum. Er hob die Arme. Er schien guter Stimmung zu sein.

Er ging quer über die Bühne, vor dem Spieltisch vorbei, um Scormus aus Ar zu begrüßen. Er streckte ihm die Hand entgegen. Scormus aus Ar jedoch wandte sich arrogant ab.

Centius aus Cos schien dieser Affront nichts auszumachen. Er drehte sich um, hob noch einmal beide Hände dem Publikum entgegen und kehrte auf seine Seite zurück.

Zornig schritt Scormus aus Ar über die Bühne. Er wischte sich die Hände an seiner Robe ab.

Er vermied es, Centius aus Cos mit einer freundlichen Geste zu begegnen oder ihn auch nur anzuschauen. Das hätte die Intensität seiner Einstimmung, seines Hasses, seine Kampfbereitschaft schwächen können. Seine Geisteskraft, sein Können, sein Kampfgeist mußten auf dem Höhepunkt stehen. Scormus aus Ar erinnerte mich an die Angehörigen der Kaste der Attentäter; auch sie gebärden sich manchmal so, ehe sie auf die Jagd gehen. Ablenkung darf es nicht geben.

Die beiden Männer näherten sich dem Tisch.

Hinter ihnen erhob sich ein senkrechtes Brett, das gut vierzig

Fuß hoch und fünfzig Fuß breit war. Der größte Teil der Fläche war von einer riesigen Nachbildung des Kaissaspielfelds eingenommen. Auf den Quadraten hingen an Pflöcken die Spielsteine in ihren Ausgangsstellungen. Das Publikum würde den Kampf auf dieser Anzeigetafel verfolgen. Auf der linken Seite der Tafel waren zwei Spalten eingezeichnet, die eine gelb, die andere rot; hier würden die einzelnen Züge notiert werden. Ähnliche, wenn auch kleinere Tafeln standen überall auf dem Jahrmarkt, damit auch die Leute, die sich das Eintrittsgeld für das Amphitheater nicht leisten konnten, dem Spiel zu folgen vermochten. Die einzelnen Züge wurden durch Boten auf dem Jahrmarktsgelände bekanntgemacht.

Es wurde still in der Menge.

Wir setzten uns.

Der Schiedsrichter, hinter dem sich vier weitere Angehörige der Spielerkaste versammelt hatten, wandte sich von Scormus und Centius und den Registraturen ab.

Kein Laut war aus der Zuschauermenge zu hören.

Centius aus Cos und Scormus aus Ar nahmen ihre Plätze am Tisch ein.

Die Stille in dem weiten Rund war beinahe furchteinflößend.

Scormus aus Ar neigte leicht den Kopf. Reginald aus Ti drehte das Knöpfchen an Centius' Uhr, woraufhin in Scormus' Uhr der Sand zu fließen begann.

Scormus hob die Hand. Er zögerte nicht. Der Zug wurde gemacht. Dann drehte er den Knopf an seiner Uhr, unterbrach den Sandstrom, gleichzeitig strömten die Sandkörner in Centius' Uhr.

Der Zug war natürlich Ubaras Speerträger auf Ubara fünf.

In der Menge wurde Jubelgeschrei laut.

»Das Ubara-Gambit!« rief ein Mann in meiner Nähe.

Wir sahen zu, wie die große gelbe Scheibe, die den Ubara-Speerträger darstellte, vor Ubara fünf auf den Pflock gehängt wurde. Dies wurde von zwei jungen Männern, Lehrlingen in der Spielerkaste, erledigt, die sich auf einer Art Gerüst bewegten. Ein dritter Jüngling verzeichnete den Zug mit roter Kreide links an der Tafel.

Viele hundert Männer im Publikum machten sich ebenfalls eine Notiz. Einige hatten sogar kleine Pflockbretter bei sich, auf denen sie das Spiel verfolgen wollten. Sie hatten natürlich den

Vorteil, daß sie Variationen und mögliche Fortführungen des Spiels viel anschaulicher durchdenken konnten.

Das Ubara-Gambit gehört zu den bösesten und gnadenlosesten im Repertoire des Spiels. Von Turniermeistern wird es oft gespielt. Man kann ihm schwer begegnen, weil es keine klar definierte Gegenwehr gibt; man kann darauf eingehen oder sich zu wehren versuchen. Rot mußte die Hoffnung haben, diesen Angriff im mittleren Teil des Spiels zu neutralisieren; wenn es Rot gelang, um den zwanzigsten Zug den Gleichstand herzustellen, konnte er sich glücklich schätzen. Scormus aus Ar war zwar generell ein vielseitiger und sogar genialer Spieler, doch mit dieser Eröffnung zeigte er sich als besonders erfolgreich; im neunten Jahr des Ubarats von Phantias Thurmus hatte er damit bei den Turischen Turnieren gewonnen, ebenso bei den Wettbewerben von Anango, Helmutsport, Tharna, Tyros und Ko-ro-ba, und das alles im Verlauf der letzten fünf Jahre, außerdem hatte das Gambit ihm bei den letzten Winterspielen am Sardar sowie bei der Stadtmeisterschaft von Ar Erfolg gebracht, die knapp sechs Wochen zurücklag. Als Scormus in Ar den Heimstein seines Gegners eroberte, hatte Marlenus, Ubar dieser Stadt, das Spielbrett mit Gold überschüttet. Viele hielten die Stadtmeisterschaft von Ar für den zweitwichtigsten Kaissatitel auf Gor – nur die Meisterschaft auf dem Jahrmarkt von En’Kara war mehr.

Natürlich war auch Centius aus Cos ein Meister des Ubara-Gambits. Er war sogar so gut darauf eingestellt, sowohl aus der Perspektive des gelben als auch des roten Spielers, daß er jetzt zweifellos auf Patt spielen würde. Aber ich nahm nicht an, daß es ihm gelingen konnte. Die Meisterspieler kennen diese Eröffnung in hundert verschiedenen Variationen auf mehrere Züge im voraus.

»Warum reagiert Centius nicht?« fragte der Mann neben mir.

»Keine. Ahnung«, antwortete ich.

»Vielleicht will er aufgeben.«

»Jemand hat gesagt, Scormus würde die Eröffnung mit den beiden Tarnkämpfern wählen«, meinte ein anderer Mann.

»Dazu ist Centius aber zu stark«, meinte ein dritter.

»Er geht kein Risiko ein«, urteilte ein vierter.

Meine Überlegungen bewegten sich in ähnlichen Bahnen. Scormus aus Ar war kein Dummkopf; er wußte, daß er einen Meister vor sich hatte, einen der sieben oder acht besten Spieler



auf dem Planeten. Centius aus Cos hatte seine beste Zeit zweifellos hinter sich. In den letzten Jahren hatten seine Spiele weniger wie Kämpfe ausgesehen, weniger wie zielstrebig geführte, brutale Duelle. Vielmehr schien darin ein vages Bemühen zum Ausdruck zu kommen, auf dem Kaissabrett etwas zu erreichen, aber selbst die höchsten Mitglieder der Spielerkaste wußten nicht genau, was es war. Es gab sogar Spieler auf Gor, die höher eingeschätzt wurden als Centius aus Cos, doch irgendwie führte für Scormus aus Ar kein Weg an diesem Mann vorbei, wenn er an die Spitze wollte. Für viele war Centius aus Cos trotz seiner Siege oder Niederlagen oder Pattspiele der beste Kaissaspieler aller Zeiten. Und vor diesem strahlenden Ruf war Scormus' Stern doch ein wenig verblaßt. »Ich werde ihn vernichten«, hatte Scormus gesagt. Trotzdem würde er mit Vorsicht spielen. Daß er das Ubara-Gambit gewählt hatte, zeigte den Respekt, den er vor Centius aus Cos empfand, und die Ernsthaftigkeit, mit dem er dieses Spiel anging.

Scormus würde wie ein Attentäter spielen. Er würde gnadenlos agieren und kein Risiko eingehen.

Centius aus Cos betrachtete das Spielfeld. Er schien in Gedanken versunken, als beschäftige ihn irgend etwas, das gar nichts mit dem Spiel zu tun hatte. Er hatte die rechte Hand über seinen Ubara-Speerträger gehoben, sie dann aber wieder zurückgezogen.

»Warum zieht er nicht?« fragte jemand.

Die angemessene Reaktion bestand darin, den eigenen Ubara-Speerträger auf Ubara fünf zu ziehen. Damit ist der Kampf um die Mitte des Spielfeldes eröffnet, und der gegnerische Speerträger kann nicht weiter vorrücken. Daraufhin rückt Gelb seinen Ubaras Tarnkämpfer Speerträger auf Ubara-Tarnkämpfer fünf und greift damit den roten Speerträger an. Danach muß sich Rot entscheiden, ob er das Gambit akzeptiert oder abwehrt – er akzeptiert, indem er den Ubaras Tarnkämpfer Speerträger schlägt, damit aber die Mitte freigibt; oder die Eröffnung abwehrt, indem er seinen Speerträger verteidigt und auf diese Weise einengen läßt. Das Gambit läßt sich auf beide Arten spielen, doch ohne Hoffnung, den eingeschlossenen Speerträger noch zum eigenen Vorteil einsetzen zu können. Wir wünschten uns, Centius möge seinen Ubara-Speerträger auf Ubara fünf vorrücken, damit Scormus den Ubaras Tarnkämpfer Speerträger auf

Ubara-Tarnkämpfer fünf ziehen konnte. Und dann wollten wir sehen, wie Centius auf das Gambit reagierte.

»Weiß er nicht, daß seine Uhr offen ist?« fragte ein Mann.

Es schien mir seltsam, daß Centius in dieser Phase des Spiels nicht schneller reagierte. Wahrscheinlich brauchte er die Zeit; später viel dringender, wenn er sich im mittleren Teil des Spiels: der Angriffe und Kombinationen Scormus' erwehren mußte oder in der Schlußphase, wenn der Ausgang vielleicht von einem einzigen raffinierten Zug auf einem von Spielsteinen beinahe freien Feld abhing.

Aus Centius' Uhr strömte der Sand.

Hätte Centius seinen Ubaras Speerträger berührt, hätte er die Figur ziehen müssen. Und hatte er die Figur bewegt und losgelassen, mußte er sie dort stehenlassen – vorausgesetzt, der Zug paßte zu den Regeln des Spiels. Aber Centius aus Cos hatte den Ubaras Speerträger noch nicht berührt.

Eine Zeitlang musterte er das Spielbrett und bewegte dann einen Stein, ohne Scormus anzusehen.

Ich sah einen der Registraturen aufstehen. Scormus aus Ar musterte seinen Gegner. Die beiden jungen Männer, die bereits die Scheibe des Ubaras Speerträgers zur Hand genommen hatten, sahen sich verwirrt an. Dann legten sie die Plakette fort.

Centius aus Cos drehte den Knopf an seiner Uhr, womit er das Ventil in Scormus' Uhr öffnete.

Auf der großen Tafel wurde nicht der Ubaras Speerträger gezogen, sondern der Ubaras Speerträger auf Ubar fünf.

Diese Figur konnte nun vom gelben Ubaras Speerträger geschlagen werden.

Lähmendes Schweigen herrschte in der Arena.

»Will er gegen einen Mann wie Scormus die Mittelverteidigung spielen?« fragte jemand.

Das kam mir unglaublich vor. Ein Kind konnte die Mittelverteidigung einrennen. Seit Jahrhunderten waren die Schwächen dieser Taktik bekannt.

Mit der Mittelverteidigung soll der gelbe Speerträger aus der Mitte gelockt werden. Gelb kann den Angriff natürlich ignorieren und tiefer in das Gebiet der Roten eindringen. Andererseits läßt sich Gelb oft darauf ein, seitlich zuzuschlagen und den roten Speerträger zu schlagen. Daraufhin greift Rot mit seinem Ubar an. Leider wird dadurch der Ubar, eine sehr wertvolle Figur, die

wie die Ubara mit neun Punkte bewertet wird, zu früh in die Mitte gezogen. Gelb rückt nun den Ubaras Tharlalionreiter vor, womit der vorgerückte Ubar dem Angriff des Wissenden auf Wissenden eins ausgesetzt ist. Der Ubar muß zurückweichen und verliert Zeit. Inzwischen hält sich der gelbe Wissende zum Angriff bereit. Außerdem hat der Zug, der zum Schlagen des roten Speerträgers führte, den Weg für die gelbe Ubara freigemacht.

Nein, die Mittelverteidigung ist wirklich nicht zu empfehlen. Aber Centius aus Cos spielte sie.

Ich fand dies interessant. Zuweilen geschieht es, daß ein Meister aus alten, vernachlässigten Eröffnungen neue Variationen entwickelt. Alte Bergwerke bringen manchmal neues Gold hervor. So etwas belebt das Spiel. Oft genug sind Meisterspiele kaum mehr als Routine, besonders in den ersten zwanzig Zügen. Das liegt natürlich an der unglaublich detaillierten Analyse, denen alle Eröffnungen unterworfen worden sind. Auf eine Weise beginnen solche Spiele mit dem zwanzigsten Zug erst richtig.

Ich schaute auf die große Tafel.

Wie erwartet, eroberte Scormus den roten Speerträger.

Ja, einige der genialsten Spiele aller Zeiten haben sich aus Eröffnungen entwickelt, die als schwach oder unpassend galten.

Das Publikum war unruhig geworden.

Trotzdem griff Centius nun nicht mit seinem Ubar an.

Verblüfft verfolgten die Zuschauer, wie Centius aus Cos seinen Ubars Tarnkämpfer Speerträger auf Ubars Tarnkämpfer vier vorrückte.

Die Figur war dort wehrlos.

Centius spielte also doch nicht die Mittelverteidigung. Männer sahen sich ratlos an, Centius aus Cos hatte bereits einen Stein verloren, einen Speerträger. Einem Mann vom Kaliber Scormus' aus Ar opfert man nicht freiwillig seine Figuren.

Die meisten großen Spieler hätten in einer solchen Lage schon ihren Ubar umgeworfen und das Spiel verloren gegeben.

Doch nun war ein zweiter Speerträger dem Angriff des gelben Speerträgers schutzlos preisgegeben.

»Speerträger schlägt Speerträger«, sagte ein Mann in meiner Reihe, Ich verfolgte den Zug an der großen Tafel.

Rot hatte zwei Speerträger verloren.

Rot mußte jetzt seinen Ubars Tharlalionreiter vorrücken las-

sen, um seinen Ubaras Wissenden freizustellen und gleichzeitig den gelben Speerträger dem Angriff des Wissenden auszusetzen.

»Nein! Nein!« rief ein Kaufmann aus Cos.

Statt des erwarteten Zuges hatte Centius aus Cos seinen Ubars Schriftgelehrten Speerträger auf Ubars Schriftgelehrten drei vorgeschoben.

Ein dritter Stein war dem Gegner wehrlos ausgeliefert.

Es überlief mich kalt vor Zorn, obwohl ich im Begriff war, hundert Gold-Tarns zu gewinnen.

Scormus aus Ar musterte Centius aus Cos verächtlich. Dann richtete er den Blick auf die Registraturen und Schiedsrichter. Sie wandten die Köpfe ab. Die Gruppe aus Cos verließ die Bühne.

Ich fragte mich, wieviel Geld Centius genommen hatte, um das Kaissa und seine Heimatinsel auf solche Weise zu verraten. Er hätte das auch auf raffiniertere Weise tun können, in Form einer komplizierten angeblichen Fehlüberlegung zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Zug, ein so unmerkliches Vorgehen, daß selbst die Mitglieder der Spielerkaste nicht zu sagen wußten, ob er absichtlich gehandelt hatte oder nicht. Doch er hatte sich für ein anderes Vorgehen entschieden. Er hatte sich vorgenommen, seinen Verrat am Spiel und an Cos offensichtlich zu machen.

Scormus aus Ar stand auf und begab sich an den Tisch der Registratoren und Schiedsrichter. Ein zorniger Wortwechsel begann. Anschließend begab sich Scormus zu seinen Begleitern aus Ar. Einer von ihnen, ein Kapitän, suchte nun seinerseits die Schiedsrichter auf. Ich sah, wie Reginald aus Ti den Kopf schüttelte.

»Sie wollen den Sieg zugesprochen bekommen«, meinte der Mann neben mir.

»Ja«, sagte ich. Ich konnte es Scormus aus Ar nicht verdenken, daß er an dieser Farce nicht mehr teilnehmen wollte.

Centius aus Cos saß reglos am Brett und schien von dem Durcheinander keine Notiz zu nehmen. Sein Blick war auf das Spielfeld gerichtet. Er legte die Uhren auf die Seite, damit Scormus' Zeit nicht weiterlief.

Ich erkannte, daß die Gruppe aus Ar mit ihrer Anrufung der Schiedsrichter nicht durchgekommen war.

Scormus kehrte an seinen Platz zurück.

Reginald aus Ti stellte die Uhren wieder auf. Scormus' Hand bewegte sich.

»Speerträger schlägt Speerträger«, murmelte mein Sitznachbar. Centius aus Cos hatte nun bereits drei Speerträger verloren.

Jetzt mußte er mindestens den vorrückenden gelben Speerträger schlagen, der bereits tief in sein Gebiet vorgerückt war. Wenn er dazu nicht seinen Ubars Tharlarionreiter nahm, würde auch diese Figur verloren sein.

Centius aus Cos schob seine Ubara auf Ubars Schriftgelehrten vier. Wußte er nicht, daß sein Tharlarionreiter *en prise* stand?

War er ein Kind, das noch niemals Kaissa gespielt hatte? Wußte er nicht, wie die Figuren bewegt werden mußten?

Nein, die Erklärung war viel einfacher. Ein monumentaler Verrat war dort unten im Gange. Hatte der Mann den Verstand verloren? Wußte er nicht, wie die Goreaner auf so etwas reagierten?

»Tötet Centius aus Cos!« ertönte es. »Tötet ihn!«

Wächter eilten am Bühnenrand entlang und drängten mit Schilden einen Mann zurück, der sich mit gezogenem Messer auf den Spieler stürzen wollte. Centius aus Cos schien von alledem nichts zu merken. Zahlreiche Zuschauer waren aufgesprungen, doch er schien die zornigen Rufe, den Klang der Stimmen gar nicht wahrzunehmen. Fäuste wurden drohend geschüttelt.

»Ich fordere die Rücknahme aller Wetten!« rief ein Mann aus Cos. Vermutlich hatte er auf seinen Meister gesetzt. Doch interessanterweise gehörten Männer aus Ar zu den zornigsten in der Menge. Sie hatten wohl das Gefühl, um den Sieg betrogen zu werden, wenn er ihnen so mühelos serviert wurde.

Ich fragte mich, wer die Ehre Centius' aus Cos gekauft hatte.

»Tötet Centius!« gellte der Ruf.

Ich nahm nicht an, daß meine hundert Tarns in Gefahr waren, denn kein Buchmacher hätte sich auf eine Annullierung eingelassen. Große Freude würde mir mein Gewinn aber auch nicht machen.

Zwei weitere Männer versuchten die Bühne zu ersteigen und wurden von Wächtern mit Speerschäften zurückgedrängt.

Scormus aus Ar machte einen Zug.

»Speerträger schlägt Tharlarionreiter«, sagte der Mann neben mir verbittert.

Centius aus Cos hatte vier Figuren verloren, ohne auch nur einen Gegenschlag zu landen oder seinerseits auf Beutefang zu ge-

hen. Er lag vier Figuren zurück, drei Speerträger und einen Tharlarionreiter, Seine kleineren Figuren auf der Seite des Ubars waren beinahe völlig erobert Mir fiel jedoch auf, daß er bisher noch keinen wichtigen Stein verloren hatte. Und jetzt reagierte er auf den Verlust seines Tharlarionreiters, indem er mit seinem Ubars Wissenden zuschlug.

Ein zufriedenes Seufzen ging durch die Menge. Centius aus Cos hatte immerhin diesen grundsätzlichen Zug erkannt. Spöttische Bemerkungen wurden laut.

Dieser Zug stellte nun den Ubars Wissenden in Position. Mir fiel dabei zum erstenmal auf, daß der rote Ubars Schriftgelehrte entwickelt worden war – als Folge des früheren Vorrückens des roten Ubars Tarnkämpfer Speerkämpfer. Außerdem war die Ubara, wie erwähnt, auf Ubars Schriftgelehrten vier in Position gebracht worden. Nun erkannte ich auch, daß der Ubar ebenfalls in offener Linie stand. Rot hatte vier wichtige Steine kampfbereit gemacht.

Mit seinem sechsten Zug rückte Scormus seinen Ubars Speerträger auf Ubar vier. Ubar fünf kam nicht in Frage, denn dort hätten die rote Ubara und der Ubar zuschlagen können. Scormus hatte nun wieder einen Speerträger in der Mitte. Diesen Stein würde er unterstützen, die Mitte festigen und dann einen massiven Angriff auf die geschwächte Ubarseite des roten Spielers richten. Natürlich würde Scormus seinen Heimstein auf der Ubaraseite plazieren, vermutlich auf Hausbauer eins. Das würde die Zuträgersteine seines Ubars für den Angriff auf die rote Ubarseite freistellen.

Mit seinem sechsten Zug schob Centius aus Cos seinen Ubar auf Ubar vier. Für einen Angriff schien mir der Zug zu kurz zu sein. Allerdings brachte dies seinen Ubar auf die gleiche Höhe mit der Ubara, so daß sie sich gegenseitig verteidigen konnten. Trotzdem kam mir der Zug ein wenig zurückhaltend vor, ein wenig zu defensiv. Im Spiel gegen einen Mann wie Scormus aus Ar war es aber niemandem zu verdenken, wenn er seine Verteidigung vorsichtig formierte.

Mit dem siebenten Zug ließ Scormus seinen Ubars Tarnkämpfer Speerträger auf Ubars Tarnkämpfer fünf vorrücken. Dort war er durch den Speerträger auf Ubar vier geschützt und konnte bald zusammen mit den anderen Steinen den unausweichlichen Angriff entlang der Reihe des Ubars Tarnkämpfer beginnen.

Scormus aus Ar bereitete seine Attacke gründlich vor. Sie würde präzise und gnadenlos ablaufen.

Plötzlich fiel mir auf, daß Gelb seinen Heimstein noch nicht platziert hatte. Dieser Absonderlichkeit erstaunte mich. Gelb hatte überhaupt noch keinen wichtigen Stein verschoben – keinen Wissenden, keinen Hausbauer, keinen Schriftgelehrten, keinen Tarnkämpfer, keinen Ubar und auch nicht den Ubar oder die Ubara. Keine gelbe Figur war bisher aus der Reihe des Heimsteins verschoben worden.

Mir wurde warm.

Angestrengt starrte ich auf die große Tafel, und meine Befürchtung bewahrheitete sich. Mit dem siebenten Zug schob Centius aus Cos seinen Tharlarionreiter auf Ubaras Hausbauer drei. Dies bereitete den Zug Hausbauer auf Hausbauer zwei vor und mit dem dritten Zug die Platzierung des Heimsteins auf Hausbauer eins.

Es wurde plötzlich still im Amphitheater, Das Publikum begann zu erkennen, was da unten vorging. Besorgte Blicke suchten die Anzeigetafel ab.

Wenn Scormus seinen Heimstein auf Ubars Hausbauer eins oder Ubaras Hausbauer eins plazieren wollte, brauchte er dazu drei Züge. Ebenso, wenn er die Positionen Ubars Wissender eins, Ubaras Schriftgelehrter eins, Ubaras Hausbauer eins oder Ubaras Wissender eins im Auge hatte. Natürlich konnte er den Heimstein in zwei Zügen unterbringen, wenn er ihn für Ubars Tarnkämpfer eins oder Ubars Schriftgelehrten eins, Ubar eins, Ubara eins oder Ubaras Tarnkämpfer eins vorgesehen hatte. Aber diese ihm offenstehenden Zweistufenplatzierungen brachten den Heimstein zu sehr in die Mitte, wo er zu ungeschützt war. Es waren keine guten Platzierungen.

Centius aus Cos hatte zwar die roten Steine, doch machte er bereits Anstalten, seinen Heimstein zu plazieren.

Mit dem achten Zug nahm Scormus aus Ar zornig seinen Tharlarionreiter auf Hausbauer drei. Den Angriff mußte er vorübergehend aufschieben.

Mit seinem achten Zug ließ Centius aus Cos seinen Ubaras Hausbauer auf Hausbauer zwei vorrücken und machte Hausbauer eins damit frei für seinen Heimstein.

Mit seinem neunten Zug folgte Scormus aus Ar seinem Beispiel und nahm seinen Ubaras Hausbauer auf Hausbauer zwei,

um Hausbauer eins für die Plazierung des Heimsteins mit dem zehnten Zug freizumachen,

Centius aus Cos legte seinen Heimstein auf seinen Ubaras Hausbauer eins. Er tat dies mit dem neunten Zug. Eigentlich hätte er dazu bis zum zehnten Zug Zeit gehabt; diesen zehnten Zug hatte er jetzt frei.

Scormus aus Ar, der trotz seines natürlichen Gelbvorteils einen Zug zurück lag, setzte seinen Heimstein auf Hausbauer eins.

Die beiden Heimsteine lagen sich gegenüber, jeder von mehreren schützenden Figuren umgeben, von Schriftgelehrten und Wissenden, von einem der mittleren Speerträger, einem flankierenden Speerträger, einem Hausbauer, einem Arzt und einem Tharlarionreiter.

Scormus konnte seinen Angriff jetzt fortsetzen.

»Nein!« schrie ich plötzlich auf. »Seht doch!« Ich sprang auf. Tränen stiegen mir in die Augen. »Seht doch!«

Der Mann neben mir sah es ebenfalls, dann ein dritter und vierter. Männer aus Cos fielen sich in die Arme. Selbst Bürger aus Ar schrien vor Freude auf.

Der rote Ubars Wissende beherrschte die Ubars Wissende-  
Diagonale des Ubars Wissenden; die rote Ubara beherrschte die  
Diagonale des Ubars Arzt; der rote Ubar gebot über die Diagonalen  
des Ubars Hausbauer; der Ubars Schriftgelehrte kontrollierte die  
Diagonale des Ubars Schriftgelehrten. Rot beherrschte nicht nur eine,  
sondern vier benachbarte Diagonalen, unverstellte Diagonalen, die  
jeweils auf die Zitadelle des gelben Heimsteins gerichtet waren. Die  
rote Ubara bedrohte den Ubaras Schriftgelehrten Speerträger auf  
Ubaras Schriftgelehrten zwei; der Wissende bedrohte den Ubaras  
Hausbauer auf Hausbauer zwei, unmittelbar vor dem gelben Heimstein  
stehend; der Ubar bedrohte den Tharlarionreiter auf Hausbauer drei,  
der Schriftgelehrte hatte den flankierenden Ubaras Speerträger auf  
Ubaras Wissender drei im Visier. Nie zuvor hatte ich gesehen, daß eine  
solche Angriffsmacht auf so subtile Weise formiert wurde. Dieser  
Angriff wurde natürlich nicht auf der Seite des Ubars vorge-  
tragen, sondern auf der Ubaraseite, wo Scormus seinen Heimstein  
plaziert hatte. Züge, die die Position des roten Spielers zu schwächen  
schienen, hatten in Wahrheit zu einem unglaublichen Vorsprung in der  
Entwicklung geführt; Züge, die den Zuschauern sinnlos und defensiv  
erscheinen mußten, waren in Wirklich-



keit von äußerster Tücke gewesen. Die schüchterne Finte des roten Spielers mit Ubara und Ubar hatte die Falle vorbereitet, in die Scormus seinen Heimstein legen mußte.

Mit dem zehnten Zug schob Centius aus Cos seinen Tharlarionreiter, der auf Hausbauer drei gestanden hatte, auf Hausbauer vier. Dies machte den Weg frei für den Hausbauer-Stein, dessen Macht, zusammen mit der Kampfkraft des Ubars, auf den gelben Tharlarionreiter gerichtet wurde. Der Angriff hatte begonnen.

Ich werde darauf verzichten, die nachfolgenden Züge im Detail zu beschreiben. Es waren insgesamt elf.

Als Scormus mit seinem zweiundzwanzigsten Zug an der Reihe war, erhob er sich wortlos. Einen Augenblick lang blieb er neben dem Spielbrett stehen, dann legte er mit einem Finger vorsichtig seinen Ubar um. Dann legte er die Uhren um, was den Sandstrom stoppte, machte kehrt und verließ die Bühne.

Einen Augenblick lang herrschte Stille in der Menschenmenge, dann brach die Hölle aus. Männer sprangen sich gegenseitig an, Kissen und Mützen wirbelten durch die Luft. Das gewaltige Rund des Amphitheaters dröhnte vor Gebrüll. Ich konnte kaum noch meine eigene Stimme hören. Zwei Männer fielen hinter mir von ihrer Sitzreihe. In dem Bemühen, die Bühne zu sehen, kletterte ich auf die Verstrebung, wurde aber von links und rechts energisch angestoßen.

Einer der Männer aus der Gruppe, die mit Centius aus Cos angereist war, stand auf dem Spieltisch mitten auf der Bühne, den selben Heimstein in der Hand. Er hob ihn vor der Menge hoch. Gestalten schwärmten über die Bühne; die Wächter konnten dem Druck nicht mehr standhalten. Centius aus Cos wurde von zahlreichen Männern auf die Schultern gehoben. Er schwenkte die Arme, und seine weiten Robenärmel rutschten bis zu den Schultern hoch. Standarten und Wimpel aus Cos erschienen wie aus dem Nichts. Sicher setzte sich das Jubelgeschrei auch außerhalb des Amphitheaters fort, aber es war nicht zu hören. Später wurde berichtet, das ganze Sardargebirge habe vor Lärm gebebt.

»Cos! Cos! Cos!« hörte ich immer wieder, in einem Rhythmus wie mächtiger Trommelschlag, wie Brandungswellen, die sich dröhnend an einer Felsenküste brachen.

Ich mußte aufpassen, nicht von meinem Geländer gestoßen zu werden.

Aus der großen Tafel wurden Stücke herausgebrochen. Centius aus Cos hatte einen seiner Ärmel an die Menge verloren.

»Centius!« brüllten die Männer. »Centius!« Soldaten aus Cos hoben immer wieder ihre Speere, »Centius! Cos!« brüllend.

Der silbrige Haarschopf Centius' wippte zerstrubbelt über der Menschenmenge. Er streckte dem Mann auf dem Spieltisch Hände entgegen; dieser drückte ihm den gelben Heimstein die Hand. Das Jubelgeschrei wurde noch lauter.

Reginald aus Ti versuchte die Massen zu beruhigen, sah aber schnell ein, daß das absolut sinnlos war. Die Wogen der Emotionen mußten sich von allein beruhigen.

Centius aus Cos hielt den gelben Heimstein in der Hand. sah sich auf der Bühne um, als suche er jemanden, doch ihn umgab lediglich die Menge, die dichtgedrängt hin und her wogte und ihre Erregung hinausschrie: »Cos! Centius! Cos!«

Ich hatte vierzehnhundert Gold-Tarn verloren. Dieser Verlust bekümmerte mich aber nicht im geringsten. Wer würde nicht ein Dutzend solcher Verluste auf sich nehmen, um ein solches Spiel zu sehen!

»Centius! Cos! Centius! Cos!«

Ich hatte mit eigenen Augen Centius aus Cos gegen Scormus aus Ar spielen und *gewinnen* sehen.

Der strahlende Sieger wurde auf Schultern von der Bühne getragen. Das Amphitheater begann sich schließlich zu leeren, aber nur langsam. Ich arbeitete mich zu einem Ausgang vor. Hinter mir ertönte aus Hunderten von Kehlen die Hymne von Cos.

Ich war sehr zufrieden mit meinem Besuch am Sardargebirge,

An diesem Abend wurde über wenig anderes gesprochen als über das große Spiel.

»Es war ein unschönes, grausames Spiel«, sollte Centius aus Cos dazu gesagt haben.

Wie konnte er sich nur so über das Meisterstück äußern, das wir verfolgt hatten? Es gehört zu den genialen Höhepunkten in der Geschichte des Kaissa.

»Ich hatte gehofft, zusammen mit Scormus etwas zu schaffen, das der Schönheit des Kaissa würdig wäre. Statt dessen bin ich der Versuchung des Sieges erlegen.«

Aber man wußte ja, daß Centius aus Cos ein seltsamer Bursche war.

»Es war die Aufregung, der Druck, die Begeisterung der Zuschauer«, fuhr Centius aus Cos fort. »Ich war schwach. Ich hatte mir vorgenommen, dem Kaissa Ehre zu erweisen, doch ich habe das Spiel schon beim ersten Zug verraten. Ich erkannte plötzlich, was zu schaffen sein mußte. Ich erlag der Verlockung. Im Rückblick stimmt mich das traurig. Ich entschied mich nicht für das Kaissa, sondern für eine gnadenlose, brutale Eroberung. Ich bin traurig.«

Niemand sonst jedoch teilte diese Einwände, die der große Meister aus Cos vorbrachte. An diesem Abend wurde überall auf dem Jahrmarkt der Triumph Cos' gefeiert.

Seine Reaktion auf Ubaras Speerträger auf Ubaras Speerträger fünf und die daraus folgenden Züge wurde bereits die Telnus-Verteidigung genannt, getauft nach Centius' Geburtsort, der Hauptstadt der Insel Cos. In Dutzenden von Variationen wurde diese Aktion bereits gespielt und analysiert und notiert. Im Zelt der Cos-Anhänger fand ein rauschendes Fest statt, während auf der anderen Seite des Amphitheaters Stille herrschte. Im Lager Ars gab es keinen Grund zum Feiern. Scormus, so hieß es, befand sich gar nicht mehr in der Stadt. Niemand wußte, wo er sich aufhielt. Er hatte ein Kaissabrett, die Figuren und sogar sein Spielgewand zurückgelassen.

Ich wandte meine Gedanken von Centius aus Cos und Scormus aus Ar ab; ich mußte nach Port Kar zurückkehren.

Mich hielt nichts mehr auf diesem Jahrmarkt. Immer wieder sah ich Tarns aufsteigen; viele der Reitvögel waren mit Tarnkörben beschwert – darin Männer und Frauen, die in ihre Heimatstädte zurückkehrten. Mehr als eine Karawane wurde zur Abfahrt vorbereitet. Mein Tarn befand sich in einem Mietstall; es handelte sich um ein braunes Tier aus den Thentis-Bergen, die für ihre Tarnschwärme berühmt waren. Meine Habseligkeiten halte ich bereits während des Tages in den Satteltaschen verstaut. Das Abendessen hatte ich zu mir genommen; nichts hinderte mich daran, den Heimweg noch heute abend anzutreten.

Ich freute mich auf meine Rückkehr nach Port Kar. Es ist wunderschön, bei Nacht über die endlosen Felder zu fliegen, im Schein der drei Monde an einem sternenübersäten schwarzen Himmel. Auf einem solchen Flug ist man mit seinen Gedanken und den Monden und dem Wind allein.

Ich bog in die Straße der Teppichmacher ein.

Ich war mit dem Ausflug zu diesem Jahrmarkt nicht unzufrieden und nahm an, daß es meine Männer auch nicht sein würden.

Ich lächelte vor mich hin. In meinem Gürtelbeutel befanden sich Quittungen und Versandpapiere für fünf Sklavinnen – das Mädchen, das ich im Hotelzelt erworben hatte, dazu vier Sklavinnen, die ich nahe dem großen Zelt auf Plattformen erstanden hatte. Sie waren mir günstig zugefallen, weil ich mich unmittelbar nach dem großen Spiel umgetan hatte, zu einer Zeit, da das Geschäft der Sklavenhändler ausgesprochen schlecht war.

Ich bog in die Straße der Tuchweber ein. Die meisten Stände waren geschlossen.

Ich dachte an die Herde von Tancred, die nicht in den Norden zurückgekehrt war, ich dachte an den Berg, der sich nicht bewegte, den riesigen Eisberg, der aus irgendeinem Grund seine Position zu halten schien, inmitten des unruhigen, dahinströmenden Polarmeeres. Ich hoffte, daß die Nahrungsmittel, die Samos auf mein Geheiß nach Norden geschickt hatte, zur Rettung der rothäutigen Jäger beitragen konnten. Ich dachte außerdem an Tersites' seltsames Schiff, dessen Form mich irgendwie interessierte. Und an die Botschaft auf dem Wickelband: »Grüße an Tarl Cabot. Ich erwarte dich am Ende der Welt. Zarendargar. Kriegsgeneral des Volkes.«

In diesem Augenblick hörte ich den Schrei. Er wurde von einem Mann ausgestoßen, ein Laut, wie ich ihn im Kampf oft genug gehört hatte. Eine Stahlklinge war in einen menschlichen Körper gedrungen. Ein zweiter Schrei ertönte. Der Angreifer hatte wieder zugestochen. Ich rannte los und zwängte mich zwischen einigen Verkaufsständen hindurch. Ich trat Schachteln und eine Zeltplane zur Seite und erreichte die benachbarte Zeltgasse. »Hilfe!« schrie jemand. Ich befand mich in der Gasse der Kunsthandwerker. »Nein!« hörte ich eine Stimme flehen. Andere Männer eilten wie ich auf den Ausgangspunkt der Schreie zu. Ich erblickte das geschlossene Verkaufszelt in dem die Auseinandersetzung stattfand. Ich riß das festgelaschte Tuch zur Seite, mit dem oberhalb des Verkaufstresens das Zelt verschlossen war. Drinnen beugte sich ein in weite schwarze Roben gekleideter Mann über einen am Boden liegenden Mann, den Inhaber der Bude. In der Hand des Angreifers funkelte ein Dolch. Die Bude

wurde durch eine kleine, schwach brennende Tharlarionöllampe erleuchtet, die auf der Seite an einer Deckenstrebe hing. Der Helfer des Kaufmanns, der Schreiber, stand mit blutendem Gesicht und Arm in einer Ecke. Der Angreifer wirbelte zu mir herum. In der linken Hand hielt er einen in Fell eingewickelten Gegenstand, in der rechten den Dolch, mit der Spitze nach oben. Ich blieb stehen und duckte mich zum Sprung. Ein Bauchhieb von unten ist sehr schwer abzuwehren. Ich mußte Vorsicht walten lassen.

»Ich wußte gar nicht, daß du den Kriegern angehörst – du, der du dich Bertram aus Lydius nennst«, sagte ich lächelnd. »Oder bist du Mitglied der Attentäterkaste?«

Der verwundete Kaufmann versuchte von seinem Angreifer fortzurobben.

Der Dunkelgekleidete ließ den Blick hin und her wandern. Weitere Männer waren in Anmarsch. Mit Übeltätern seiner Sorte gehen Goreaner nicht gerade sanft um. Selten leben solche Männer lange genug, um noch auf den Mauern einer Stadt aufgespießt zu werden.

Der Angreifer ließ die Hand mit dem seltsamen Gegenstand – offenbar irgendein kunsthandwerklicher Gegenstand in einer Fell-Verpackung – nach oben zucken. Ich konnte eben noch den Kopf abwenden, ehe brennendes Öl aus der Lampe mich bespritzte. Die Lampe wurde von ihrer dünnen Kette gerissen und wirbelte an mir vorbei. Ich ließ mich in der plötzlichen Dunkelheit zur Seite rollen, doch der Mann griff nicht an. Ich hörte, wie sein Dolch die hintere Zeltplane durchtrennte. Er wollte anscheinend fliehen. Genau wußte ich das nicht, aber das Risiko mußte ich eingehen. Die Dunkelheit wurde mir Deckung bieten. Ich warf mich auf das Geräusch, am Boden dahinrollend, um das Messer zu unterlaufen, mit den Füßen voran, ein möglichst kleines Ziel bietend, die Füße herumreißend. Wenn ich ihn umwerfen konnte, mochte es mir trotz der Dunkelheit gelingen, als erster wieder auf die Füße zu kommen, um ihm das Zwerchfell oder den Hals einzutreten oder ihm einen tödlichen Tritt in den Nacken zu versetzen.

Aber er hatte gar nicht fliehen wollen. Das Herumgeschneide am Zeltstoff war nur eine Täuschung gewesen – er reagierte ungemein kaltblütig.

Dafür hatte ich den Schutz der Dunkelheit. Er wartete seitlich

und sprang auf mich herab, doch ich drehte und wand mich blitzschnell und erwies mich als schwer zu packen. Die Dolchklinge fuhr mir durch den Kragen meiner Robe; im nächsten Augenblick legten sich meine Finger um sein Handgelenk.

Wir rollten in der Schwärze auf dem Boden des Verkaufsstandes herum. Waren fielen von den Regalen und zerschellten. Ich hörte Männerstimmen von draußen. Die Plane an der Vorderseite der Bude wurde zur Seite gerissen.

Schwankend kamen wir auf die Füße. Er war stark, doch ich spürte, daß ich ihm im Kampf überlegen war.

Er gehörte bestimmt der Kaste der Attentäter an, denn der Trick mit der zerschnittenen Leinwand war nichts anderes als eine Variante der im Fliehen offengelassenen Tür, ein Lockmittel für den Unvorsichtigen, hindurchzustürzen und in das lauernde Messer zu rennen.

Er schrie auf vor Schmerz, und das Messer fiel zu Boden. Verschlungen, miteinander ringend, stolperten wir gegen die Rückseite des Zeltstandes und fielen durch den Schlitz nach draußen. Dort wartete ein Komplize meines Gegners, der mir blitzschnell eine Schlinge um den Hals warf. Ich schleuderte mein Opfer fort und fuhr herum, was zur Folge hatte, daß die tödliche Schnur sich in meinen Nacken grub. Ein dritter Mann hielt sich abseits. Ich ließ beide Hände hochfahren, und der Kopf des Schlingenwerfers ruckte zurück. Die Garrote baumelte mir lose auf der Brust. Ich machte kehrt. Der erste Mann war geflohen, dichtauf gefolgt von einem der anderen. Ein Bauer bog um die Ecke des Zeltstandes, zwei weitere Männer blickten durch die zerrissene Zeltplane zu uns heraus; sie waren über den Tresen gestiegen. Ich ließ die Schlinge zu Boden fallen. »Nicht«, sagte ich zu dem Bauern. »Schon passiert«, antwortete er und wischte sich das Messer an der Tunika ab. Ich nahm an, daß ich dem Mann mit meinem Hieb das Genick gebrochen hatte, doch er hatte noch gelebt. Jetzt war ihm der Kopf halb abgetrennt, und Blut bedeckte die Sandalen des Bauern. Mit Leuten seines Schlages haben Goreaner wenig Geduld. »Und der andere?« fragte der Mann.

»Es waren noch zwei«, gab ich zurück. »Beide sind geflohen.« Ich schaute in die Dunkelheit zwischen den Zelten.

»Ruft einen Arzt!« rief eine Stimme aus dem Zelt.

»Er muß gleich da sein«, antwortete jemand.

Ich stieg geduckt durch den Riß in der Leinwand. Im Zelt stan-

den zwei Männer mit Fackeln, ein dritter hielt den Kaufmann in den Armen.

Ich zog sein Gewand zur Seite. Er war schwer, aber nicht lebensgefährlich verletzt.

Dann wandte ich mich an den Schreiber. »Du hast deinen Herrn nicht gut verteidigt.«

»Ich hab's versucht«, antwortete der Mann und deutete auf sein blutendes Gesicht, auf den Schnitt an seinem Arm. »Aber dann konnte ich mich nicht mehr bewegen. Ich hatte Angst.«

Vielleicht hatte er einen Schock erlitten.

Ich wandte mich wieder dem Besitzer des Verkaufsstandes zu. Es interessierte mich zu sehen, wie die Wunden angeordnet waren.

»Muß ich sterben?« fragte er.

»Der Mann, der dich angegriffen hat, war sehr ungeschickt. Du wirst es überleben.« Ich fügte hinzu: »Wenn die Blutung zum Stehen gebracht wird.«

»Bei den Priesterkönigen! Verbindet mich doch!« flehte der Mann.

Darum sollten sich andere kümmern. Ich richtete mich auf und blickte den Schreiber an. »Was hast du zu berichten?«

»Wir kamen ins Zelt und überraschten dabei einen Mann, der bestimmt etwas stehlen wollte. Er griff uns beide an und verwundete dabei meinen Herrn schwer.«

»Wofür interessierte er sich?« In einem solchen Andenkenladen gab es bestimmt keine wertvollen Waren, die einen Dieb anlocken konnten. Würde man seinen Hals riskieren für ein Holzspielzeug oder eine kleine Elfenbeinfigur?

»Dafür – und nur dafür«, sagte der Kaufmann und deutete auf den Gegenstand, den der Dieb umklammert und bei unserem Kampf verloren hatte. Das Ding lag in ein kleines Fell gewickelt auf dem Boden des Verkaufsstandes. Männer drückten Tücher auf die Wunden des Kaufmanns.

»Das Ding ist so gut wie wertlos«, sagte der Schreiber.

»Warum hat er es dann nicht gekauft?« fragte der Kaufmann. »Es ist nicht teuer.«

»Vielleicht wollte er nicht als Käufer identifiziert werden«, meinte ich, »denn hättest du dich an den Verkauf erinnert, hätte man ihn vielleicht aufspüren können.«

Einer der Männer reichte mir den Gegenstand.

Ein Arzt betrat das Zelt; er war in eine grüne Robe gekleidet und trug seine Instrumente und Medikamente in einem Beutel über der Schulter. Er begann sich um den Verwundeten zu kümmern.

»Du wirst es überleben«, beruhigte er den Liegenden.

Ich erinnerte mich an den Angreifer. Ich dachte daran, wie er die Klinge umgedreht hatte. Ich erinnerte mich an die Kaltblütigkeit, mit der er mich zu täuschen versuchte. Ohne das Fell zu öffnen, wußte ich, was ich da in der Hand hielt.

Als der Arzt die Wunden gereinigt, sterilisiert und verbunden hatte, entfernte er sich wieder, gefolgt von der Mehrzahl der Zuschauer. Der Schreiber hatte den Arzt aus einem kleinen Eisenkasten für seine Dienste bezahlt – eine Tarsk-Münze wechselte den Besitzer.

Ein Mann hatte die winzige Lampe gefüllt und wieder angezündet. Schließlich war ich mit dem verwundeten Händler und seinem Schreiber allein. Die beiden musterten mich.

»Die Falle ist nicht zugeschnappt«, sagte ich.

»Falle?« fragte der Schreiber.

»Du gehörst nicht der Kaste der Schriftgelehrten an«, sagte ich. »Schau dir doch mal deine Hände an!« Das Zischen der winzigen Flamme war in der nun eintretenden Stille deutlich zu hören.

Die Hände des Mannes waren größer als die eines Schreibers und narbig und aufgerauht. Die Finger waren kurz und wiesen keine Tintenflecke auf.

»Du machst Witze«, sagte der Mann in der Robe des Schreibers.

Ich deutete auf den Kaufmann. »Schau dir seine Wunden an«, sagte ich. »Der Mann, gegen den ich gekämpft habe, war ein Meister seines Fachs, ein geübter Kämpfer, entweder ein Angehöriger der Kriegerkaste oder der Attentäterkaste. Er hat genau das getan, was er wollte – der tödliche Angriff war nur vorgetäuscht.«

»Du hast selbst gesagt, er war ungeschickt«, sagte der Mann in der blauen Robe der Schriftgelehrten.

»Verzeih meinem Kollegen«, sagte der Händler. »Er ist dumm. Er hat nicht erkannt, daß deine Worte ironisch gemeint waren.«

»Du arbeitest für die Kurii«, behauptete ich.

»Nur für einen«, antwortete der andere.



Vorsichtig wickelte ich den Gegenstand aus, den ich in der Hand hielt. Es war eine Schnitzarbeit aus einem bläulichen Steinmaterial, ziemlich rund gestaltet und ungefähr zwei Pfund schwer. Der Stil erinnerte mich an die Kunstwerke der rothäutigen Jäger, die Darstellung eines Tierkopfs. Natürlich handelte es sich um den Kopf eines großgewachsenen Kur. Die Gestaltung war erschreckend realistisch, bis hin zu dem zottigen Haar, den hochgezogenen Lippen und den gebleckten Reißzähnen. Das linke Ohr des Unwesens schien halb abgerissen zu sein.

»Grüße von Zarendargar«, sagte der Händler.

»Er erwartet dich«, fuhr der blaugekleidete Mann fort, »am Ende der Welt.«

Natürlich! dachte ich. Die Kurii haben für Wasser nichts übrig. Für sie, die nicht auf Gor geboren waren, konnte das Ende der Welt nur an einem der Pole liegen.

»Er hat gleich gewußt, daß die Falle nicht klappen würde«, sagte der Händler. »Damit behielt er recht.«

»Das gleiche gilt für die erste Falle, die mit dem Sleen.«

»Damit hatte Zarendargar nichts zu tun«, sagte der Budenbesitzer.

»Er war damit nicht einverstanden«, meinte der andere.

»Er wollte nicht um die Begegnung mit dir betrogen werden«, fuhr der Händler fort. »Es freute ihn, daß der Anschlag mißlang.«

»Im Oberkommando der Kurii gibt es also Spannungen«, stellte ich fest.

»Ja.«

»Aber ihr – ihr arbeitet nur für Zarendargar?«

»Ja«, antwortete der Händler. »Das entspricht seinem Willen. Er braucht seine eigenen Leute.«

»Der Angreifer von vorhin und seine Gefährten?«

»Die Männer gehören zu einem anderen Kommando«, sagte der Händler, »zu einer Gruppierung, die auf den Schiffen wirkt. Auch Zarendargar ist diesem Kommando unterstellt.«

»Ich verstehe«, sagte ich und hob den Kur-Kopf hoch.

»Ihr habt dieses Kunstwerk von einem rothäutigen Jäger erworben, einem Mann mit nacktem Oberkörper und einem Bogen und einem Seil über der Schulter. Das stimmt doch?«

»Ja. Aber er hatte das Stück von einem anderen Mann. Er war aufgefordert worden, uns den Kopf zu bringen, zum Kauf anzubieten.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Wenn ich nicht in die Falle gegangen wäre, hätte ich vermutlich auch nichts gemerkt. Ihr hättet mir diese Schnitzerei geschenkt – aus Dankbarkeit dafür, daß ich den Angreifer vertrieben hätte. Ich hätte dann Vermutungen über die Bedeutung des Kopfes angestellt und wäre nach Norden geeilt, in der Annahme, Halb-Ohr dort überraschen zu können.«

»Ja.«

»Dabei hätte er mich erwartet.«

»Ja«, sagte der Händler.

»Einen Aspekt des Plans habt ihr allerdings alle noch nicht begriffen«, sagte ich.

»Und der wäre?« Der Händler biß die Zähne zusammen; seine Wunden schmerzten.

»Halb-Ohr hatte von vornherein kalkuliert, daß mir klar war, er würde mich erwarten.«

Der Händler blickte mich verwirrt an.

»Andernfalls hätte er Befehl gegeben, euch beide zu töten.«

Die Männer sahen sich erschrocken an. Der Unbekannte gegen den ich gekämpft hatte, der Mann, der sich Bertram aus Lydius nannte, wäre ohne weiteres in der Lage gewesen, die beiden Zeugen zu beseitigen.

»Das hätte meinen ›zufälligen‹ Fund der Figur wirklich echt aussehen lassen«, fuhr ich fort. »Daß der gefährliche Kämpfer euch nicht getötet hat, zeigt mir klar, daß ihr nicht sterben solltet. Und warum nicht? Weil ihr im Dienste der Kurii steht. Hier zeigt sich also nicht nur eine Falle, sondern auch ein Lockruf, eine Art Einladung an«, fuhr ich fort.

»Wirst du uns nicht töten?« fragte der Kaufmann.

Ich ergriff die Figur, die ich wieder in das Fell gewickelt hatte. »Die darf ich mitnehmen?« fragte ich.

»Sie ist für dich«, sagte der Händler.

»Wirst du uns nicht töten?« wollte der Blaugekleidete wissen.

»Nein – ihr seid nur Botenjungen. Und ihr habt gute Arbeit geleistet.« Ich warf ihnen zwei goldene Tarnscheiben hin und grinste sie an. »Außerdem ist Gewalt während des Jahrmarkts verboten.«

»Das Spiel«, sagte ich, »war ausgezeichnet.«

Samos erhob sich zornschnaubend. »Während du dich auf dem Markt vergnügtest, hat es hier in Port Kar eine Katastrophe gegeben.«

Ich hatte die Flammen im Hafenarsenal gesehen, als mein Tarn zur Landung ansetzte.

»Er hat den Verstand verloren«, sagte ich. »Das weißt du so gut wie ich.«

»Nur er hätte sich dem Schiff nähern können, nur er hat das tun können!« rief Samos.

»Vielleicht war er mit dem Entwurf nicht zufrieden«, meinte ich. »Vielleicht hat er Angst davor, dem Schiff die Augen aufzumalen, vielleicht wagte er nicht, seinen Traum der Realität des Thassa auszuliefern.«

Samos setzte sich mit untergeschlagenen Beinen hinter den Tisch in seinem riesigen Empfangsraum. Er weinte. Heftig schlug er mit der Faust auf den Tisch.

»Bist du sicher, daß er es war?« wollte ich wissen.

»Ja«, sagte Samos verbittert.

»Aber warum?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Wo ist er jetzt?«

»Er ist verschwunden«, gab Samos Auskunft. »Sicher hat er sich in einen Kanal gestürzt.«

»Das Schiff hat ihm soviel bedeutet«, sagte ich. »Ich verstehe das alles nicht. Hier haben wir es mit einem Rätsel zu tun.«

»Er hat sich von Agenten der Kurii bestechen lassen.«

»Nein. Tersites ließ sich seine Träume nicht mit Gold abkaufen.«

»Das Schiff ist zerstört«, sagte Samos bedrückt.

»Restlos?«

»Nur noch Asche ist übrig, verkohlte Streben.«

»Und die Pläne.«

»Ja«, sagte er, »die Pläne.«

»Dann könnten wir das Schiff ja neu bauen«, sagte ich.

»Du mußt die *Dorna* nehmen. Oder die *Tesephone*.«

»Ich begreife einfach nicht«, sagte ich, »daß Tersites sein Schiff in Brand steckte.«

»Unsere Hoffnungen sind in Flammen aufgegangen. Nun werden wir Halb-Ohr am Ende der Welt nicht gegenüberreten.«

»Darüber haben wir ja schon gesprochen«, sagte ich.

»Ja«, sagte Samos mürrisch. »Ich habe die Figur gesehen. Begreifst du nicht, daß das eine List ist, um dich in den Norden zu locken, damit die Kurii ihre gefährlichen Pläne am Ende der Welt ungefährdet fortsetzen können?«

»Das mag sein«, sagte ich. »Aber ich fühle, daß eine gewisse Ehrlichkeit in der Botschaft steckt, eine Art grausame Sportlichkeit im Kriege. Ich glaube, ich kann mir vorstellen, was für ein Wesen dieser Zarendargar ist.«

»Die Kurii kennen keine Ehre.«

»Es gibt eine gewisse Verbundenheit unter Berufssoldaten«, gab ich zurück, »die wohl auch die Grenzen zwischen den Rassen überbrückt.«

»Wir haben nur eine Möglichkeit«, sagte Samos. »Du mußt ein anderes Schiff nehmen, die *Dorna* oder die *Telephone*. Wenn du willst, kannst du auch mein Flaggschiff besteigen, die *Thassa Ubara*.«

»Aber die Hoffnung, daß solche Schiffe das Ende der Welt erreichen, ist gering.«

»Kein solches Schiff hat diese Reise bisher unternommen – oder hätte sie unternommen und wäre zurückgekehrt.« Samos blickte mich an. »Ich kann dir natürlich nicht befehlen, die Fahrt anzutreten.«

Ich nickte. »Wegen des Schiffes tut es mir leid«, sagte ich, »und ich begreife nicht, was da geschehen ist. Unabhängig davon, mein lieber Samos, war ich schon vorher entschlossen, nicht nach Westen, sondern in den Norden zu reisen.«

Samos blickte mich ärgerlich an.

»Natürlich hoffe ich eines Tages festzustellen, was da im Arsenal geschehen ist«, fuhr ich fort.

»Da du den Priesterkönigen treu ergeben bist, kann ich dir befehlen, in Port Kar zu bleiben.«

»Ich bin auf meine Weise ein Söldner«, bemerkte ich. »Ich unterstehe meinem eigenen Kommando. Ich suche mir meine Kämpfe selbst aus. Ich bestimme auch selbst, wem meine Treue gelten soll.«

»Würdest du die Priesterkönige im Stich lassen?«

»Ich werde ihnen auf meine Weise treu bleiben.«

»Ich befehle dir, in Port Kar zu bleiben!« sagte Samos barsch.

Ich lächelte ihn an. »Das ist ein Befehl, zu dem du keine Vollmacht hast«, sagte ich. »Ich bin ein freier Soldat.«

»Du bist ein Brigant und Abenteurer!« rief er.

»Es interessiert mich eben, den Norden zu besuchen.«

»Vielleicht hat Tersites im Auftrag der Kurii das Schiff nur deswegen vernichtet«, sagte Samos heftig, »um zu verhindern, daß du das Ende der Welt erreichst.«

»Möglich«, räumte ich ein.

»Dort wartet Zarendargar auf dich!«

»Wir gehen davon aus, daß das Ende der Welt zwischen Tyros und Cos liegt, am Ende von hundert Horizonten«, sagte ich. »Wer soll aber wissen, wo für einen Kur das Ende der Welt ist?« Ich stand auf und schritt über das große Mosaik des Bodens der weiten Halle. »Dort«, sagte ich. »Vielleicht ist dies die Gegend, die für einen Kur das Ende der Welt darstellt.« Ich deutete auf den kalten Norden, auf das Polarmeer, auf das Eis über dem entlegenen Pol. »Ist das nicht auch ein Ende der Welt?« fragte ich.

»Dort können doch nur rothäutige Jäger leben«, flüsterte Samos.

»Und Kurii?«

»Vielleicht.«

»Und nicht auch andere?«

»Vielleicht hast du recht.«

»Ich bin davon überzeugt, daß Zarendargar im Norden auf mich wartet.«

»Nein«, sagte Samos. »Die Figur ist ein Trick. Sie soll dich vom Schauplatz des eigentlichen Geschehens weglocken, der am wahren Ende der Welt liegt, dort.« Er deutete auf das westliche Ende der Landkarte.

»Das ist deine Ansicht«, sagte ich. »Und ich habe meine Meinung geäußert.«

»Die Entscheidung treffe ich«, sagte Samos. »Ich befehle dir, in Port Kar zu bleiben.«

»Aber ich stehe nicht unter deinem Kommando«, sagte ich. Ich bin freier Kapitän. Du solltest dich mit den entsprechenden Vorschriften des Rates der Kapitäne vertraut machen.« Mit diesen Worten drehte ich mich um und ging zur Tür.

»Haltet ihn auf!« befahl Samos.

Die beiden Wächter legten die Speere überkreuz und versperr-

ten mir damit den Weg. Ich drehte mich um und betrachtete Samos.

»Es tut mir leid, mein Freund«, sagte er, »aber du bist mir zu wertvoll, als daß du im Norden dein Leben riskieren darfst.«

»Heißt das, du willst mich mit Gewalt daran hindern, dein Haus zu verlassen?« fragte ich.

»Ich verlasse mich gern auf dein Wort, daß du in Port Kar bleiben wirst.«

»Dieses Wort gebe ich dir natürlich nicht«, sagte ich lächelnd.

»Dann muß ich dich in Arrest nehmen. Es tut mir leid. Ich werde dafür sorgen, daß die Unterbringung deinem Status als Kapitän entspricht.«

»Ich gehe davon aus«, bemerkte ich, »daß du meinen Männern deine wohlmeinenden Motive begreiflich machen kannst.«

»Sollte dieses Haus bestürmt werden, so wird es sich gebührend zu verteidigen wissen«, antwortete Samos. »Ich möchte allerdings hoffen, daß du es unter diesen Umständen vorziehst, keine unnötigen Auseinandersetzungen zu fördern. Wir sind doch beide stolz auf unsere Männer.«

»Da hast du recht«, sagte ich. »Sicher gäbe es für sie besseres zu tun, als auf deinen Mauern zu sterben.«

»Gib mir dein Wort, Kapitän!«

»Da habe ich wohl kaum eine andere Wahl.«

»Verzeih mir, Kapitän.«

Ich drehte mich um, ergriff die gekreuzten Speere der Türwächter und zerrte sie mit einem Ruck in meine Richtung. Die beiden Männer reagierten nicht schnell genug und ließen los. Einen Speer ließ ich zu Boden fallen, mit dem anderen huschte ich zwischen den beiden Männern hindurch in den Korridor.

»Halt!« rief Samos.

Ich schloß den Durchgang hinter mir, indem ich den Speerschaft durch die Türgriffe schob. Sofort wurde heftig gegen das Holz gehämmert. Ich griff nach dem Schlegel eines Alarmgongs, der im Korridor hing, und hämmerte energisch darauf ein. Das metallene Dröhnen übertönte alle anderen Geräusche. Schritte hallten durch die Gänge, ich hörte Waffengeklirr. Ich eilte durch den Korridor und bediente dort einen weiteren Alarmgong.

Ein Wächter erschien. »Dort!« rief ich. »Im großen Saal! Beeilt euch!« Vier weitere Männer tauchten auf.

»Kommt!« rief der erste Wächter. Die Gruppe stürmte los.

Immer mehr Wächter eilten herbei. »Zum großen Saal!« rief ich, und sie hasteten weiter.

Gleich darauf hatte ich das Doppelportal erreicht das ins Freie führte.

»Was ist denn los, Kapitän?« fragte einer der Wächter.

»Ich glaube, es ist nichts Besonderes«, antwortete ich. »Ein neuer Wächter hat sich von einem Schatten ins Bockshorn jagen lassen und Alarm gegeben.«

»Dann ist also nichts passiert?«

»Ich glaube nicht.«

»Vielleicht ist ein Sleen ausgebrochen«, meinte ein anderer Mann.

»Das wäre schlimm«, sagte ich.

»Vielleicht sollten wir helfen gehen.«

»Ich finde, ihr solltet auf eurem Posten bleiben.«

»Er hat recht«, sagte ein anderer.

»Ist mein Boot fertig?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte einer der Wächter. Er öffnete die Innentür und dann das schwere Eisentor.

»Haltet ihn!« tönten die Stimmen. »Haltet ihn!«

»Man scheint einen Eindringling zu jagen«, sagte ich.

»An uns kommt der nicht vorbei«, sagte einer der Wächter.

»Brav, brav«, sagte ich.

»Ich wünsche dir alles Gute, Kapitän«, antwortete der Mann.

Ich nickte ihm zu und trat in den schmalen Hof vor Samos' Haus und eilte die Treppe zum wartenden Langboot hinab.

»Zum Haus, Kapitän?« fragte Thurnock.

»Ja«, sagte ich.

## 6

Ich lag auf dem Bauch an dem kleinen Teich und schöpfte Wasser mit der Hand.

Als ich den Hufschlag der Tharlarion hörte, vier oder fünf Tiere, stand ich langsam auf.

»Hast du unseren Sportsklaven gesehen?« fragte sie.

»Nein«, antwortete ich.

Sie bot einen lieblichen Anblick in ihrem Jagdgewand, einer kurzen Tunika und langen braunen Hose, darüber ein rotes Cape

und eine ebenfalls rote Kappe mit einer langen Feder. In der Hand hielt sie einen kurzen gelben Bogen aus Ka-la-na-Holz, der sich im Tharlarionsattel mühelos auf beide Seiten bewegen ließ. An den schimmernd schwarzen Stiefeln waren Sporen befestigt. Ein Köcher voller gelber Pfeile hing an der linken Seite ihres Sattels.

»Vielen Dank, Krieger«, sagte sie und zog den leichten Sattel-tharlarion herum, dessen Klauen am Teichufer Steine aufwühlten.

Sie war in Begleitung von vier Männern, die ebenfalls aufrechte Tharlarion ritten; sie folgten ihr auf ihrem weiteren Weg.

Sie hatte dunkles Haar und dunkle Augen.

Ich beneidete den Sportsklaven nicht um seine Rolle.

Ich befand mich inmitten der weiten Ebene südlich des Lauriusflusses, etwa vierzig Pasangs von der Thassaküste entfernt, etwa hundertundzwanzig Pasangs südlich des Flußhafens Lydius, der an der Mündung des Laurius liegt, auf der anderen Seite des Flusses. Mein Tarn war auf der Jagd. Ich hatte den Weg über das Binnenland eingeschlagen, weil es hier mehr Wild gab.

In jenen Ahn hatte ich nicht die Absicht, meine Reise in Lydius zu unterbrechen. Mein Ziel lag hoch im Norden.

Ich wußte nicht, wie lange mein Tarn brauchen würde, um ein Tier zu reißen und zurückzukehren. Normalerweise geschieht dies innerhalb einer Ahn. Auf Gor gibt es genügend Wild, sofern man nicht in dicht besiedelten Gebieten jagen möchte. In der Regel entdeckt man schon aus dem Sattel ein geeignetes Tier und ruft: »Tabuk!«, das Jagdsignal für den Tarn. Heute aber war die Beute ausgeblieben, woraufhin ich den Tarn allein auf die Jagd schickte. Dabei kann man natürlich im Sattel bleiben, aber ich ziehe es im allgemeinen vor, solange abzusteigen und mir die Beine zu vertreten, denn der Anblick eines fressenden Tarn ist nicht gerade angenehm.

In der Ferne tauchte eine kleine Gruppe auf, die sich langsam näherte. Es waren etwa vierzehn Personen.

Eine weißgekleidete verschleierte freie Frau wurde von vier Sklaven in einer Sänfte getragen. Links und rechts dieser offenen Sänfte ging je ein Mädchen zu Fuß. Sie trugen zwar ebenfalls Schleier, waren aber offensichtlich Sklavinnen.

Es war ein weiter Weg von Port Kar gewesen. Ich war guter Laune.



Außer den Frauen und den Trägersklaven, deren Handgelenke an der Sänfte festgekettet waren, gehörten sieben Krieger zu der Gruppe, sechs Speerträger und ihr Anführer.

Langsam ging ich am Ufer des Teichs entlang der Prozession entgegen. Sie näherte sich dem Wasser; offenbar wollte sie Rast machen.

Ich wartete ab, die Hände auf den Speer gestützt, den Helm im Nacken, den Schild hinter der linken Schulter. Bei meinem Anblick verhielt die Gruppe den Schritt.

Auf eine Geste der weißgekleideten Gestalt hin, setzte man sich wieder in Bewegung. Etwa fünfzehn Schritte vor mir blieb man erneut stehen.

»Tal«, sagte ich und hob die rechte Hand, die Handfläche nach links gerichtet.

Niemand reagierte.

Der Hauptmann trat einen Schritt vor. Seine Truppe kam mir nicht sonderlich freundlich vor.

»Wer bist du?« fragte der Hauptmann.

»Ein Mann, der dich begrüßt hat«, antwortete ich.

»Tal«, sagte er und hob nun ebenfalls die Hand.

»Wir haben von dem Sportsklaven nichts gesehen«, sagte er.

»Ich jage ihn nicht«, meinte ich.

»Wo ist dein Tharlarion?«

»Ich habe keinen.«

»Versperr uns nicht den Weg!«

»Ich habe keine bösen Absichten. Ich begrüße euch in Frieden und Freundschaft.«

»Wer bist du?« fragte der Hauptmann.

»Ein Angehöriger der Kriegerkaste«, gab ich zurück. »Und ein Reisender, jemand, der in diesem Land zu Gast ist.«

»Was hast du hier vor?« fragte er.

»Mein Ziel ist der hohe Norden.«

»Er ist ein Räuber aus den Wäldern nördlich von Laura«, sagte die Herrin der Prozession.

»Nein, meine Dame«, erwiderte ich unterwürfig. Ich neigte den Kopf vor ihr, denn sie war frei und offensichtlich von hohem Rang.

»Du bist begrüßt worden«, sagte sie eisig. »Jetzt mach uns Platz!«

Ich fand ihren Ton mürrisch. Ich bewegte mich nicht.

»Vor dir steht das Gefolge von Constance, Lady in Kassau, auf dem Weg nach Lydius, nachdem sie sich Ar angesehen hat.«

»Sie muß reich sein«, bemerkte ich. Das lag auf der Hand, denn sonst hätte sie sich bestimmt einer Karawane angeschlossen und wäre nicht mit eigener Bedeckung gereist.

»Mach Platz!«

»Einen Augenblick noch, Hauptmann«, sagte ich und wandte mich an die freie Frau. »Hohe Dame«, sagte ich, »ich bin ein Mann – und ein Krieger. Ich habe einen weiten Weg hinter mir, Vermutlich werdet ihr doch kurz hier rasten, um Wasser aufzunehmen und vielleicht sogar über Nacht zu bleiben.«

»Was will er?« fragte die Frau.

»Er ist ein Krieger, meine Dame«, sagte der Hauptmann.

»Verzeih mir, meine Dame«, sagte ich, »aber mich plagt die Not«

Die beiden Sklavinnen warfen sich einen hastigen Blick zu.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte die anmutige Gestalt in der Sänfte.

Ich grinste sie an. »Ich habe zu essen«, sagte ich. »Ich habe auch Wasser. Aber seit vier Tagen habe ich keine Frau mehr gehabt.«

Sie erstarrte sichtlich. Am Vorabend meiner Abreise aus Port-Kar hatte ich Vella zu mir kommen lassen. »Nimm mich mit!« hatte sie am Morgen gefleht. »Damit du dich mit einem anderen Bertram aus Lydius gegen mich verbünden kannst?« fragte ich.

»Er hat mich getäuscht, Herr!« schluchzte sie.

»Ich hätte dich auspeitschen lassen sollen, Sklavin!« drohte ich.

»Ich bin unschuldig, Herr.«

Aber natürlich hatte ich sie nicht mitgenommen. Und das war jetzt vier Tage her.

Ich deutete auf die beiden Sklavinnen. Die eine senkte Schleier ein Stück.

»Es sind meine Leibsklaven«, sagte sie.

»Ich gebe dir einen Silbertarsk, wenn ich mich kurz mit einer der beiden abgeben kann – du kannst bestimmen, welche.«

Die Krieger sahen sich an. Das Angebot war großzügig. Es war nicht anzunehmen, daß die Mädchen bei einem Verkauf soviel erbracht hätten.

»Nein«, sagte die freie Frau kühl.

»Dann gestatte mir, eins deiner Mädchen zu kaufen«, sagte ich.

»Für einen Gold-Tarn.«

Die Männer rissen die Augen auf. Mit einer solchen Münze hätte ich bei einer Auktion eine Schönheit ersteigern können, die in den Garten eines Ubars gepaßt hätte.

»Mach endlich Platz!« sagte die freie Frau.

»Na gut«, sagte ich, senkte den Kopf und trat zur Seite.

»Ich fühle mich gekränkt«, sagte sie.

»Verzeih mir, meine Dame«, sagte ich. »Aber das war nicht meine Absicht. Wenn ich etwas gesagt oder getan habe, das diesen Eindruck hervorruft, möchte ich mich auf das Höflichste entschuldigen.«

Ich trat noch einen Schritt zurück, um die Prozession vorbeizulassen.

»Ich hätte dich auspeitschen lassen sollen.«

»Ich habe dich in Frieden und Freundschaft begrüßt«, sagte ich leise.

»Verprügelt ihn!« befahl sie.

Ich umfaßte den Arm des Hauptmanns. Er erbleichte. »Hast du die Hand gegen mich erhoben?« fragte ich.

Ich ließ den Arm los, und er taumelte zurück. Dann nahm er den Schild über den Arm und zog die Klinge an seiner linken Hüfte.

»Was geht hier vor?« fragte die Frau.

»Halt den Mund, törichte Frau!« sagte der Hauptmann.

Sie stieß einen Wutschrei aus. Was wußte sie schon von den Regeln, die unter Kriegern gelten?

Ich begegnete seinem Angriff, den ich mühelos ablenkte. Mit leise herabhängendem Schild sank er vor mir zu Boden. Ich hatte ihn nicht töten wollen.

»Bringt ihn um!« schrie die freie Frau. Die Sklavinnen fielen in das Geschrei ein. Die anderen Soldaten brüllten zornig auf.

»Wer will der nächste sein?« fragte ich.

Sie sahen sich an.

»Helft mir auf!« sagte der Hauptmann. Zwei seiner Leute gingen zu ihm und richteten den Blutenden auf. Zwischen seinen Männern hängend, sah er mich an. Ich rechnete schon mit einem neuen Angriff, da grinste er plötzlich. »Du hast mich nicht getötet«, sagte er.

Ich zuckte die Achseln. »Weshalb?«

»Dafür bin ich dir dankbar.«

Ich neigte den Kopf.

»Außerdem kenne ich die Fähigkeiten meiner Männer. Versteh mich richtig, es sind keine schlechten Kämpfer.«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Ich möchte sie lieber nicht opfern«, fuhr er fort und sah mich an. »Du bist ein Tarnkämpfer.«

»Ja.«

»Das hatte ich mir gedacht. Ich grüße dich als Krieger. Tal.«

»Tal.«

»Töte ihn!« forderte die freie Frau. »Töte ihn!«

»Du hast diesem Mann unrecht getan«, sagte der Hauptmann.

»Er hat die Regeln seines Standes in keiner Weise übertreten.«

»Ich befehle dir, ihn umzubringen!« schrie die Frau und deutete auf mich.

»Läßt du uns durch, Krieger?« fragte der Hauptmann.

»Unter den gegebenen Umständen ist das leider nicht mehr möglich.«

»Natürlich nicht«, sagte er nickend.

»Töte ihn!« schrie die Frau.

»Wir sind sechs«, sagte der Hauptmann. »Vielleicht würden wir ihn umbringen können. Aber ich weiß es nicht. Denn noch nie habe ich mit einem Mann wie ihm die Klinge gekreuzt. Er reagiert mit einer besonderen Schnelligkeit und Wildheit, mit einem Zauber, wie ich ihn in hundert Kämpfen auf Leben und Tod nicht erlebt habe. Trotzdem stehe ich jetzt lebendig neben deiner Sänfte und kann dir dies erklären, obwohl du es nie wirst verstehen können.«

»Ihr seid ihm zahlenmäßig überlegen«, sagte sie.

»Wie viele wird er töten?« fragte der Hauptmann.

»Natürlich keinen!«

»Ich habe die Klingen mit ihm gekreuzt, meine Dame«, sagte der Hauptmann. »Mir brauchst du nicht zu erklären, wie die Chancen eines Schwertkampfes stehen.« Er wandte sich an seine Männer. »Wollt ihr gegen ihn kämpfen?« fragte er mit schiefem Lächeln.

»Gib den Befehl, dann tun wir's«, sagte einer der Soldaten.

Ich fand ihre Disziplin hervorragend.

Bedrückt schüttelte der Hauptmann den Kopf. »Ich habe gegen ihn gekämpft, Jungs«, sagte er. »Wir ziehen uns zurück.«

»Nein!« rief die freie Frau.

Von zwei Männern gestützt, wandte sich der Hauptmann um.

»Feiglinge!« rief sie.

Der Hauptmann sah sie an. »Ich bin kein Feigling, meine Dame«, sagte er langsam. »Aber ich bin auch kein Dummkopf.«

»Feiglinge!« schrie sie.

»Ehe ich meine Männer gegen einen Mann wie ihn in den Kampf schicken soll, muß es schon um die Verteidigung eines Heimsteins gehen.«

»Feiglinge! Feiglinge!«

»Ich habe gegen ihn gekämpft.« Von seinen Soldaten gestützt, humpelte er davon. Die anderen Bewaffneten folgten; der eine oder andere warf noch einen letzten Blick über die Schulter. Ich steckte meine Klinge wieder ein.

»Kehrtmachen!« sagte die freie Frau zu den Trägersklaven, Sie wollte den Kriegern folgen.

»Nicht kehrtmachen!« ordnete ich an.

Sie gehorchten mir. Die Sänfte rührte sich nicht von der Stelle. »Warum hast du sie nicht getötet?« fragte einer der Trägersklaven.

»Du warst einmal Krieger?« fragte ich.

»Ja.«

»Dann ist es nicht recht, daß du an die Sänfte einer Dame gekettet bist«, sagte ich.

Grinsend zuckte er die Achseln.

»Gestattest du mir nicht, mich zu entfernen, Krieger?« fragte die freie Frau.

»Diese Männer machen einen guten Eindruck auf mich«, sagte ich. »Sicher hast du den Schlüssel zu ihren Ketten bei dir.«

»Ja.«

»Gib ihn ihr!« forderte ich und deutete auf eine der beiden Sklavinnen. Die Frau gehorchte, und auf meine Geste hin öffnete die Sklavin alle Ketten.

Die Männer rieben sich die Handgelenke und bewegten die Köpfe hin und her. Die Eisenkragen waren schwer gewesen.

Die Sänfte lag noch auf ihren Schultern. Erfreut sahen sie mich an.

»Für einen Silbertarsk darfst du eines meiner Mädchen nehmen«, sagte die freie Frau. »Aber beeil dich.«

»Dafür ist es ein wenig spät, meine Dame.«

»Ich verkaufe dir eine für einen Gold-Tarn.«

»Das scheint mir für eine Sklavin ein zu hoher Preis zu sein.«

Sie hob den verschleierte Kopf. »Dann kannst du dir eine oder beide ohne Bezahlung nehmen.«

»Die Dame ist sehr großzügig«, stellte ich fest,

Sie schaute mich nicht an. »Ich schenke dir beide«, sagte sie verächtlich.

»Setzt die Sänfte ab!« befahl ich den Trägersklaven. Sie gehorchten...

»Gib sie frei!« forderte ich und deutete auf die Trägersklaven.

Die Träger standen um sie herum und schauten sie an. Sie bewegte sich nervös auf ihrem Sänftensitz. »Ihr seid frei«, sagte sie. »Ihr seid frei!«

Die Männer grinsten und bewegten sich nicht.

»Ihr könnt gehen!« sagte sie. »Ihr seid frei!«

Ich nickte ihnen zu. Grinsend und einander auf die Schulter schlagend entfernten sie sich. Einer der Männer verweilte noch einen Augenblick. »Vielen Dank, Krieger«, sagte er.

»Unwichtig«, antwortete ich, »... Krieger.«

Grinsend machte er kehrt und eilte den anderen nach.

Die beiden Sklavinnen sahen sich an.

»Nehmt die Schleier ab«, sagte die freie Frau.

Die beiden Mädchen gehorchten. Sie waren hübsch.

»Sie gehören natürlich dir, wenn du sie haben willst«, sagte die freie Frau.

Eine Sklavin sah mich an, und ich nickte.

»Nein!« rief die freie Frau. Eine Sklavin hatte den obersten Schleier der freien Frau gehoben, während die andere die erste Kapuze zurückstreifte, die den Kopf bedeckte.

»Nein!« protestierte die freie Frau, doch schon hatte das andere Mädchen den letzten Schleier von ihrem Gesicht entfernt während das zweite Mädchen ihr blondes Haar freilegte. Aus blauen Augen starrte mich die freie Frau angstvoll an. Sie war wunderschön.

»Steh auf!« forderte ich sie auf.

Sie gehorchte.

»Ich bezahle dich gut, wenn du mich beschützt«, sagte sie mit bebenden Lippen.

»Wenn deine Schönheit deines Körpers der deines Gesichts entspricht, wirst du den Sklavenkragen tragen.«

»Sie bekommt den Kragen, Herr?« rief eine der Sklavinnen, und es war ein bißchen Begeisterung in ihrer Stimme.

»Fina!« sagte die freie Frau tadelnd.

»Verzeih, Herrin!«

Die beiden Mädchen nahmen der freien Frau die Roben ab, bis sie nackt meinen Blicken ausgesetzt war.

Ich ging um sie herum. »Ja«, sagte ich, »dir winkt der Kragen, meine Dame.«

»Daphne! Fina!« rief die freie Frau. »Beschützt mich!«

»Weißt du nicht, wenn es an der Zeit ist, vor deinem Herrn niederzuknien, törichte Sklavin!« rief Fina.

Mit steifen Bewegungen kniete die Dame Constance nieder.

»Bei meinen Sachen befindet sich ein Eisenkragen«, sagte ich zu einem der Mädchen. »Bring ihn her!«

»Ja, Herr!« rief sie hellauf begeistert und eilte zu der Stelle, die ich ihr gezeigt hatte, ein kleines Lager neben einem Baum, etwa fünfzig Meter vom Teich entfernt. Dort hatte ich es mir gemütlich gemacht, um die Rückkehr des Tarn zu erwarten. Mit den Blicken suchte ich den Himmel ab. Das Tier war noch nicht wieder in Sicht.

»Auf die Hände und Knie, den Kopf senken!« befahl ich meiner neuen Sklavin.

Sie gehorchte, und das blonde Haar fiel ihr nach vorn über den Kopf. Ich fesselte sie rücksichtslos, und sie sank ächzend ins Gras.

Darauf machte ich mich an die Untersuchung der Sänfte. Zu meiner Überraschung machte ich einen wertvollen Fund. In den kleinen Fächern zu beiden Seiten des Sänftenstuhls fand ich ein wahres Vermögen und Zertifikate über weitere Werte. Nichts davon wollte ich behalten. Ich hatte, was ich haben wollte. Sie lag gefesselt im Gras.

Ich gab den beiden Sklavinnen das Geld und die Edelsteine, die ich gefunden hatte und schickte sie hinter der Gruppe befreiter Sklaven her, die in der Ferne noch zu sehen war. Anschließend kehrte ich zu der Frau im Gras zurück.

Die drei Monde standen hoch am Himmel. Die Nacht war kühl. Ich spürte ihre weichen Küsse an meinem Schenkel.

»Ich hätte nie angenommen, daß mir so zumute sein könnte«, sagte sie. »Diese Gefühle sind so anders, so absolut, so völlig hingebungsvoll.«

Ich berührte sie am Kopf.

»Das sind nur die Gefühle einer Sklavin«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

Ich lag auf dem Rücken und starrte zum Himmel empor.

»Bitte, Herr, bereite mir noch einmal die Wonnen einer Sklavin.«

»Die mußt du dir verdienen«, erwiderte ich. »Nur so kannst du sie auch genießen.«

»Ja, Herr«, sagte sie und begann mich zu liebkosen.

»Halt!«

»Herr?«

»Still!« forderte ich. Ich lauschte. Ich rollte von ihrer Seite und hockte mich geduckt auf die Felle. Kein Zweifel – ich hatte etwas gehört. Ich schob mir die Tunika über den Kopf und nahm die Schwertscheide über die linke Schulter. Nackt hockte sie neben mir auf den Fellen.

Ich zog die Klinge.

Dann entdeckte ich ihn – eine Gestalt, die stolpernd über die Felder gelaufen kam. Ein großer Mann, erschöpft. Um seine Lenden lag zeretzter Stoff. Seinen Hals schmückte ein Eisenkragen, an dem ein abgebrochenes Kettenstück baumelte.

Als er uns entdeckte, blieb er abrupt stehen. Er schwankte haltlos. »Gehört ihr zu ihnen?« fragte er.

»Zu wem?«

»Zu den Jägern?«

»Nein.«

»Wer bist du?« fragte er.

»Ein Reisender und eine Sklavin«, sagte ich. Sie duckte sich in die Felle, die sie bis zum Hals hochzog.

»Du gehörst der Kriegerkaste an?« wollte er wissen.

»Ja.«

»Du wirst mich nicht töten oder für sie festhalten?«

»Nein.«

»Hast du sie gesehen?« wollte er wissen.

»Ein Mädchen und vier Wächter?«

»Ja.«

»Vor mehreren Stunden. Du bist also der Sportsklave?«

»Ja«, antwortete er, »in den Gehegen von Lydius erstanden, damit eine Dame Jagd auf mich machen kann.«

Ich dachte an das dunkeläugige, schwarzhäarige Mädchen in ihrem eng geschnittenen Jagdkostüm.



»Du hast dich gut geschlagen, wenn du ihr so lange aus dem Weg gehen konntest. Möchtest du etwas zu essen?«

»Ja bitte.«

Ich warf ihm ein Stück Fleisch hin, und er hockte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder. Selten hatte ich einen Mann so heißhungrig zubeißen sehen.

»Möchtest du etwas Paga?«

»Nein.«

»Anscheinend willst du wirklich überleben.«

»Das ist in der Tat mein Wunsch«, sagte er sarkastisch.

»Deine Chancen stehen schlecht.«

»Immerhin habe ich gegessen.«

»Du bist ein mutiger Bursche.«

»Hatten sie Sleen bei sich?« fragte er.

»Nein«, antwortete ich. »Anscheinend wollte sie die Jagd wirklich als Sport aufziehen.«

»Wer gut bewaffnet und beritten ist, kann es sich leisten, edel zu handeln.«

»Du scheinst verbittert zu sein.«

»Wenn sie mich heute nacht nicht finden, kommen sie morgen doch noch mit Sleen.«

»Das wäre dein Ende.« Der Sleen kann einer Spur besser folgen als ein Lart oder ein Kur. Er ist äußerst beharrlich und gnadenlos und ermüdet nicht.

»Ich hätte eine Chance«, sagte der Mann.

»Und die wäre?«

»Sie haben eine Treiberkette gebildet«, sagte er. »Das Mädchen befand sich in der Mitte. In ihrem Weg habe ich ein Stück meines Lendenschurzes zurückgelassen und seither nicht versucht, meine Fährte zu verschleiern. Sie mußte den Köder inzwischen erreicht haben.«

»Sie wird ihre Wächter rufen und dir den Garaus machen.«

»Dagegen steht ihre Eitelkeit«, sagte er. »Es ist ihre Jagd, nicht die Jagd ihrer Begleiter. Sie wird sich von ihren Wächtern lösen, um mich als erste zu erreichen.«

»Die Wächter werden ihr folgen.«

»Natürlich.«

»Du hast wenig Zeit.«

»Das stimmt«, sagte er.

»Meinst du, du hast zu Fuß eine Chance, einem berittenen

Bogenschützen zu entkommen, selbst wenn der Bogenschütze eine Frau ist?«

»Ich glaube schon.«

»Es gibt kaum Deckung«, sagte ich und schaute über die Felder.

»Sie müßte reichen«, sagte er. Dann stand er auf und wischte sich die Hände an den Oberschenkeln ab. Dann ging er zum mehrere Meter entfernten Teich, legte sich nieder und trank.

»Ja, richtig«, sagte ich. »Du hast Deckung. Bist ein kluger Bursche.«

Der Mann hinterließ am Ufer des Teichs einige Spuren und watete dann ins kalte Wasser. Er brach ein Stück Schilfrohr ab und schritt immer weiter hinaus.

Ich spürte, wie das Mädchen neben mir mich schüchtern berührte, »Darf ich...?« fragte sie.

»Ja«, antwortete ich.

Ich lächelte vor mich hin. Das Feuer, das in jeder Frau glimmt, war in dieser besonders leicht zu wecken gewesen. Ich mußte daran denken, daß die Männer aus Torvaldsland die Frauen aus Kassau für hervorragende Sklavinnen hielten. Constance stammte aus Kassau – und sie war gut. Allerdings mußte man berücksichtigen, daß goreanische Mädchen die kulturelle Bedeutung des Sklavenkragens und seine Konsequenzen kennen und gewöhnlich keine Zeit damit verlieren, sobald er unverrückbar um ihren Hals liegt, sich gegen ihre Fraulichkeit zu wehren. Sie müssen sich beugen – oder sterben. In der Unterwerfung, in der totalen, willenlosen Hingabe an einen Herrn finden sie zum erstenmal Freiheit von den Ketten des Egoismus, werden sie von den beengenden Ansprüchen des Ichs gelöst, vorbereitet auf die Hingabe der Liebe.

Sie ritt auf mir, hatte verzückt die Augen geschlossen und keuchte in kleinen wollüstigen Atemzügen.

»Widerlich!« sagte die Frau im Jagdkostüm vom Rücken ihres Tharlarion.

Ich wandte den Kopf und blickte zu ihr empor. Das blonde Mädchen auf mir, die Sklavin, schrie bestürzt auf und wagte es nicht, dem Blick ihrer freien Geschlechtsgenossin zu begegnen.

»Sei gegrüßt«, sagte ich.

»Ich möchte deine Wonnen nicht stören«, sagte sie kühl.

Die Sklavin wimmerte und senkte den Kopf.

»Hast du deinen Sportsklaven schon gefunden?« fragte ich.

»Nein. Aber er muß ganz in der Nähe sein.«

»Ich habe nicht auf meine Umgebung geachtet«, sagte ich.

»Du bist ja auch mit anderen Dingen beschäftigt.« Mich erstaunte der Haß, mit dem freie Frauen ihren versklavten Schwestern begegnen – ein Haß, der sich niemals gegen den Herrn, sondern beinahe immer gegen die Sklavin richtet. Beneiden sie die Sklavin um ihren Kragen?

»Richtig bemerkt«, sagte ich und fuhr fort, meine Hüften zu bewegen.

»Ein Glück, daß ich hier bin«, sagte die freie Frau. »Vielleicht brauchst du meinen Schutz, bis du mit ihr fertig bist.«

»Du glaubst, es treibt sich ein gefährlicher Bursche herum?« fragte ich.

»Davon bin ich überzeugt.«

»Wir werden uns vorsehen«, versicherte ich und bewegte mich heftiger.

»Ich habe ihn bald. Er ist nicht weit.« Das Mädchen sah mir einige Augenblicke lang zu, dann zog sie angewidert ihren Tharlarion herum. »Du kannst dich wieder deiner Schlampe widmen.«

»Das tu ich, wie du siehst. Aber wir müssen uns vorsehen!« rief ich ihr lachend nach.

»Nicht mehr nötig!« gab sie zurück. »In wenigen Minuten habe ich den Burschen.«

Ich erreichte den Höhepunkt und blickte das Mädchen über mir an. Sie weinte.

»Schämst du dich?« fragte ich.

»Ja.«

»Gut so. Du bist eine Sklavin.«

»Ja, Herr«, sagte sie mit gesenktem Kopf.

»Paß auf!« Sie hob den Kopf.

Die freie Frau hatte den Teich erreicht. Sie stieg nicht ab. Vielmehr hielt sie den Bogen schußbereit in der Hand. Aus dem Sattel betrachtete sie die Spuren im Mondlicht. Dann lenkte sie den Tharlarion ins Wasser. Zweifellos nahm sie an, der Teich wäre durchwatet worden, um Spuren zu verbergen, die an der anderen Seite wieder auftauchten. Mit größerer Jagderfahrung hätte sie den Teich umrundet, um sich davon zu überzeugen.

Das blonde Mädchen in meinen Fellen küßte mich. »Was weiß sie schon von ihrer Fraulichkeit?« fragte sie.

»Sehr wenig«, sagte ich. »Aber vielleicht ahnt sie morgen zur Mittagsstunde schon mehr darüber.«

»Das verstehe ich nicht, Herr.«

»Paß auf!«

Das Mädchen ritt tiefer in den Teich.

»Sie ist arrogant, Herr, nicht wahr?« fragte meine Sklavin.

»Ja.«

Plötzlich tauchte unmittelbar neben dem Tharlarion die große, kraftvolle Gestalt eines Mannes auf. Er sprang hoch aus dem Wasser, und seine rechte Hand schloß sich um ihren linken Arm und zerrte sie energisch aus dem Sattel. Verblüfft schrie sie auf, ehe sie kopfüber neben ihm im Wasser verschwand. Er drückte sie unter Wasser und folgte ihr.

»Sie wußte zu wenig über die Männer, um sie überhaupt zu fürchten«, stellte ich fest.

Gleich darauf fuhr die Gestalt des Mannes empor, den Kopf schüttelnd, um das Wasser aus den Augen zu bekommen. In der rechten Hand hielt er das Messer des Mädchens, die Linke hielt ihren Kopf am Haar fest und drückte ihn unter Wasser. Er sah sich um. Dann zerrte er ihren Kopf aus dem Wasser, und sie holte keuchend Atem. Als die Gefahr bestand, daß sie zu schreien beginnen würde, drückte er sie wieder unter die Wasseroberfläche. Der Tharlarion stapfte unruhig im Teich hin und her und warf den Kopf in den Nacken. Das Wasser stand ihm bis zu den Steigbügeln. Es war ein kleiner Jagd-Tharlarion, der mit Trense und Zügeln gelenkt wurde. Der große Tharlarion, auch Kriegstharlarion genannt, gehorcht Stimmenkommandos und der Berührung durch den Speer. Der Mann nahm das Messer in den Mund und versetzte dem Tier einen energischen Hieb. Ächzend galoppierte er aus dem Wasser und hastete in vogelgleichem Trab über die Felder. Wieder zerrte der Mann das Mädchen aus dem Wasser. Prustend spuckte sie Wasser, erbrach sich und hustete würgend. Der Mann riß ihr den Gürtel von der Hüfte und fesselte ihr damit die Hände auf dem Rücken. Er schob sich ihr Messer in den eigenen Gürtel und brach ein zweites Stück Schilfrohr ab. Verängstigt starrte das Mädchen ihn an. In der Ferne tauchten die vier Wächter auf, die sich im Galopp näherten und offenbar ihre Herrin suchten. Das Mädchen hatte sich von ihrem Jagdfieber dazu verleiten lassen, die Gruppe zu verlassen. Anscheinend hatte sie die Treiberkette verlassen,

ohne sich zu verständigen. Außerdem war ihr Tharlarion womöglich schneller als ihre Tiere und hatte weniger zu tragen. Der Mann stieß dem Mädchen das Stück Schilfrohr in den Mund; im nächsten Augenblick lag ihr das Messer, das er erobert hatte, vor der Kehle. Ihre weit aufgerissenen Augen funkelten hell im Mondschein. Im nächsten Moment zog er sie unter Wasser; er hatte ein zweites Stück Schilfrohr im Mund.

Kurze Zeit später zügelten die Wächter neben meinem Liebeslager aufgeregt ihre Tiere.

Ich wandte den Blick von der Sklavin in meinen Armen.

»Tal«, sagte der Anführer.

»Tal«, gab ich zurück.

»Hast du die Dame Tina aus Lydius gesehen?« wollte einer der Männer wissen.

»Die Jägerin?«

»Ja.«

»Sie hat sich nach einem Sportsklaven erkundigt.«

»Wohin ist sie geritten?« fragte einer der Männer.

»Habt ihr den Sportsklaven noch immer nicht erlegt?« fragte ich. »Es ist spät.«

»Hast du die Dame Tina gesehen?« fragte der Anführer ungeduldig.

»Ja, vor einiger Zeit.«

»Wohin ist sie geritten?«

»Gibt es keine Spuren?« fragte ich.

»Doch hier, am Wasser. Hier gibt es Spuren.«

Sie folgten den Abdrücken zum Wasser. Wären sie durch das Wasser geritten, hätte ihre breite Formation das untergetauchte Paar womöglich aufgescheucht. Die Männer waren aber anscheinend erfahrener als das Mädchen; sie umritten das Wasser und fanden natürlich sofort die Fährte des fliehenden Tharlarion. In ihrer Eile, in dem Bestreben, ihren hübschen Schützling einzuholen, galoppierten sie in die Nacht hinaus. Daß sie dabei übersahen, daß es keine Spuren des Mannes gab, lag wohl daran, daß seine Fußabdrücke ohnehin meistens von den Hufen des Tharlarions der Jägerin zertreten waren.

Ich rechnete damit, daß die beiden ziemlich unterkühlt sein würden, wenn sie das Wasser verließen, und nahm mir die Freiheit heraus, ein Lagerfeuer anzuzünden. Das Holz dazu wurde von meiner Sklavin gesammelt, die den Namen Constance trug.

Nach einiger Zeit sah ich, wie der Mann langsam, beinahe unmerklich den Kopf aus dem Wasser hob. Er blickte in alle Richtungen und kam schließlich an Land, das Mädchen hinter sich her schleppend.

»Am besten ziehst du sofort die nassen Sachen aus«, sagte ich zu dem Mädchen.

Sie starrte mich entsetzt an. »Nein!« flehte sie.

Doch er schnitt ihr Tunika und Cape kurzerhand vom Leib, warf sie in den Sand und zog ihr Hose und Stiefel von den Beinen. Anschließend fesselte er sie mit Lederschnüren, die er aus ihrem Gürtel fertigte.

»Ich bin Tina aus Lydius!« sagte sie. »Ich verlange freigelassen zu werden.«

Ich sagte mir, daß sie sicher einen hübschen Anblick bieten würde, wenn sie nackt in einer Pagataverne tanzte. Sie war viel zu hübsch, um frei zu sein.

»Du hast gesiegt«, sagte sie zu dem Sklaven. »Das bestätige ich dir in der Großzügigkeit meiner Freiheit. Laß mich frei, dann Sorge ich dafür, daß du nicht getötet wirst.«

»Morgen früh«, sagte er, »kommen die Jäger mit Sleen.«

»Ja.«

»Willst du die Sache mit den Tieren besprechen?«

»Vielleicht werden sie an der Leine gehalten.«

»Glaubst du, ich bin ein Dummkopf?« fragte der Mann lachend. »Die Sleen laufen frei aus dem Gehege. Glaubst du, die Tiere wollen mich lebendig fangen?«

»Du gehörst mir«, sagte sie zu dem Mann. »Löse meine Fesseln!« Ich dachte daran, daß sie ihn in den Gehegen von Lydius für die Jagd erworben hatte. Anscheinend hatte sie das Geld für den Kaufpreis persönlich aufgebracht. Ihre Arroganz deutete darauf hin.

»Du scheinst mir reich und gebildet zu sein«, sagte ich.

»Beides«, gab sie zurück. »Ich gehöre der Kaste der hohen Kaufleute an.«

»Das tat ich auch«, sagte Constance.

»Ruhig, Sklavin!« fauchte die freie Frau.

»Ja, Herrin«, sagte Constance leise, legte einen Ast ins Feuer und trat zurück. Sie trug ihren Kragen noch nicht lange.

Die freie Frau starrte den Mann an, der sie gefangen hatte. »Laß mich sofort frei!« forderte sie.

Er starrte sie an und betastete dabei das Messer, das er ihr abgenommen hatte. Sie wandte sich an mich.

»Du bist ein Freier wie ich. Ich bin eine Dame. Es ist deine Pflicht, mir zu helfen.«

»Welches ist dein Heimstein?« wollte ich wissen. »Der von Lydius.«

»Ich habe einen anderen Heimstein.«

Der Mann hockte neben ihr. Eine Hand hatte er ihr in den Nacken gelegt. Die Dolchspitze war auf ihren Leib gerichtet.

»Ich gebe dich frei! Ich gebe dich frei!« sagte sie.

»Iß etwas!« sagte ich zu ihm. Ich hatte über dem kleinen Feuer einige Boskstücke gebraten.

Er, der nun ein freier Mann war, setzte sich mir am Feuer gegenüber. Die freie Frau rutschte in die Dunkelheit, an Händen und Füßen gefesselt. Der freie Mann und ich aßen.

»Wie heißt du?« fragte ich ihn und warf Constance ein Stück Boskfleisch zu.

»Ram«, sagte er, »geboren in Teletus, doch ohne Freund auf jener Insel, in Verbannung lebend.«

»Dein Verbrechen?«

»In einer Taverne habe ich bei einer Prügelei zwei Männer getötet.«

»In Teletus wird streng gerichtet.«

»Einer der beiden hatte in der Verwaltung der Insel einen hohen Posten inne.«

»Ich verstehe.«

»Ich habe viele Städte besucht.«

»Wie verdienst du dir deinen Unterhalt?« wollte ich wissen.

»Bist du Räuber?«

»Nein, ich handle. Ich mache Tauschgeschäfte nördlich des Axtgletschers mit Sleen-, Leem- und Lartfellen.«

»Eine einsame Arbeit«, sagte ich.

»Ich habe keinen Heimstein«, sagte er achselzuckend.

Er tat mir leid. »Wie bist du zum Sklaven geworden?«

»Durch die Fellräuber.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sie haben das Land nördlich des Axtgletschers abgeriegelt.«

»Wie das?«

»Mit Tarnkämpfern, die Patrouille fliegen. Ich wurde aufgegriffen und in die Sklaverei verkauft, obwohl ich ein freier Mann war.

»Warum wollen diese Männer den Norden abriegeln?«

»Das weiß ich nicht.«

»So hoch im Norden können Tarns nicht leben.«

»Im Sommer schon. Tausende von Vögeln ziehen jeden Frühling zu den Brutklippen des polaren Beckens.«

»Aber nicht Tarns.«

»Nein, Tarns nicht.« Tarns sind keine Zugvögel.

»Sicher kann man diesen Patrouillen ausweichen«, meinte ich.

»Manchen gelingt das wohl auch«, meinte er.

»Du hattest Pech.«

»Ich wußte nicht einmal, daß es sich um Feinde handelte«, sagte er lachend. »Ich hieß die Männer willkommen. Dann wurde ich in Fesseln gelegt. Man verkaufte mich in Lydius.« Kauend blickte er zu der freien Frau hinüber. »Ich wurde von der hohen Dame dort erworben.«

»Was hast du mit mir vor?« fragte sie.

»Da gibt es sehr viele Möglichkeiten«, sagte er und betrachtete sie eingehend.

»Faß mich nicht an!« sagte sie. »Ich bin frei, und ich möchte etwas anzuziehen haben!«

»Vielleicht bist du jetzt eine Sklavin«, sagte er.

»Nein! Nein, ich bin frei.«

»Das werden wir sehen. Jedenfalls wirst du morgen wieder ein Kleidungsstück tragen.«

»Ich hasse euch alle!« rief die Dame Tina. »Und ich werde niemals eine Sklavin sein! Du kannst mich nicht zur Sklavin machen.«

»Dann will ich es auch nicht versuchen«, sagte Ram. »Du sollst mich darum bitten.«

Sie starrte ihn verblüfft an, dann warf sie den Kopf in den Nacken und lachte. »Da würde ich lieber sterben.«

»Es ist spät«, sagte ich. »Ich glaube, wir sollten uns schlafen legen.«

»Wie heißt du?« fragte er.

»Tarl«, gab ich zurück. »Lassen wir es dabei bewenden.«

»Einverstanden«, sagte er lächelnd. Er würde sich nicht weiter nach meinem Woher und Wohin erkundigen. Zweifellos nahm er an, daß ich ein fliehender Räuber oder Attentäter war.

Ich packte Constance am Arm und stieß sie zu ihm hinüber.

»Wärme ihn! Ihm ist kalt.«



Es war früh am Morgen. Ram saß aufrecht im Gras. Ich stand neben meinem Tarn, der während der Nacht zurückgekehrt war. Ich hatte ihm den Schnabel und die Klauen von Blut und den Haaren eines kleinen gelben Tabuk gesäubert, ein Tier, das in Ka-la-na-Dickichten zu finden ist. Der Vogel war bereits gesattelt.

Constance hatte sich erschöpft vom Liebesspiel in die Felle gewickelt und schlief. Dame Tina aus Lydius lag ebenfalls auf der Seite, erschöpft von ihrem Kampf gegen die Fesseln, Der Himmel war bewölkt.

»Ja«, sagte er. »Sleen.«

Wir hörten das Jaulen in der Ferne. Es mußten vier oder fünf sein.

»Herr?« fragte Constance und rieb sich die Augen.

»Auf, auf, wir müssen gleich los!« sagte ich.

»Wieviel kann der Tarn tragen?« fragte Ram.

»Das Tier ist kräftig«, sagte ich. »Im Notfall kann es einen Reiter und einen Tarnkorb mit Ladung befördern.«

»Dürfte ich dann darum bitten, daß du mich mitnimmst?« fragte er lächelnd.

»Es sei dir gewährt«, sagte ich.

Ich rollte die Felle zusammen, in denen Constance gelegen hatte, und machte sie dann mit zwei Schnüren hinter dem Sattel fest.

Das Sleenfauchen war nun ganz deutlich zu hören. Die Tiere konnten kaum mehr als einen Pasang entfernt sein.

»Dieser Ring«, sagte ich zu Ram und deutete auf die linke Seite des Sattels, »gehört dir.«

»Ausgezeichnet«, sagte er.

»Komm zu mir, Constance!« sagte ich.

»Ja, Herr.« Sie eilte herbei.

Ich wies sie an, sich auf die rechte Seite des Sattels in einen Ring zu stellen und die Hände um das Sattelhorn zu legen. Dann stellte ich mich in die Steigbügel und blickte in die Runde. Es waren fünf Sleen. Sie waren noch etwa einen halben Pasang entfernt und schienen Witterung zu haben. Ihre Schnauzen bewegten sich dicht über dem Boden.

»Ich habe hier noch eine Tunika« sagte ich zu Ram und warf ihm das Kleidungsstück zu.

»Was soll das?« fragte Tina.

Er hatte sich seines Lendenschurzes entledigt und Löcher hineingestochen. Durch die Löcher zog er eine Lederschnur und drapierte sie ihr so um die attraktiven Hüften, daß sie mit den gefesselten Händen nicht heranreichte.

»Was sind das für Laute?« fragte Tina.

»Sleen«, antwortete er, bückte sich und zerschnitt ihr die Fußfesseln. »Jetzt kannst du laufen.«

»Ich verstehe nicht, was das soll«, sagte sie.

»Bald wirst du es verstehen.«

Ich stieg in den Sattel. Ram stellte den linken Fuß in den Ring, den ich ihm gezeigt hatte und legte den linken Arm um den Sattelnäuf.

Sie richtete sich auf. »Wohin willst du!« rief sie.

»Nach Lydius, meine Dame«, antwortete ich. Ursprünglich hatte ich nicht die Absicht gehabt, nach Lydius zu reisen.

Die Sleen waren nur noch wenige hundert Meter entfernt. Ich nahm die Tarnzüge in die linke Hand, den ersten Zügel in die rechte.

Das schrille Geifern der Tiere war nun deutlich zu hören. Die Raubtiere huschten auf uns zu.

Plötzlich erbleichte Tina. »O nein! Nein!« schrie sie. Mit den gefesselten Händen versuchte sie die Stoffetzen zu lösen, die natürlich nach dem Mann rochen, auf den die Tiere angesetzt worden waren.

»Nein!« schrie sie. »Nein! Sie werden mich in Stücke reißen!«

»Lauf, Tina! Lauf!« sagte Ram. »Du hast dieselben Chancen, die auch ich gehabt hätte.«

Die fünf Sleen hielten inne, hingeduckt, mit zuckenden Schwänzen, die Köpfe gesenkt, die funkelnden Augen auf ihre Beute gerichtet. Sie waren noch etwa fünfzig Meter von dem Mädchen entfernt. Die Nüstern waren weit geöffnet, die Ohren flach an die Köpfe gelegt. Ein Tier ließ hechelnd die Zunge vor- und zurückschnellen.

Die Sleen krochen vorwärts. Sie wollten ihre Fährte nicht mehr verlieren.

Das Mädchen warf sich unter den Tarn. Sie kniete im Gras.

»Nimm mich mit!« flehte sie, zu Ram aufblickend.

»Für freie Frauen haben wir hier keinen Platz«, sagte Ram.

»Aber ich bin Sklavin! Tief im Herzen habe ich immer gewußt, daß ich eine Sklavin bin. Mach mich zu deiner Sklavin!«

»Aber vielleicht will ich das gar nicht.«

»Ich flehe darum, deine Sklavin zu sein, Herr!« rief sie.

»Ah, das klingt schon anders!«

Die Sleen griffen an. Ram hielt sich mit der linken Hand am Tarngeschirr fest und packte das Mädchen mit der rechten am Arm. Der Tarn, angetrieben von dem Zug am ersten Zügel, fuhr hoch und breitete die mächtigen Flügel aus. Mit gewaltigen Schlägen stieg er in die Luft. Das Mädchen schrie auf; es baumelte hilflos im Griff des Mannes. Sie, die bis jetzt die Dame Tina aus Lydius gewesen war, ruhte sicher in den Armen Rams, ihres Herrn. Er durchschnitt ihre Handfesseln, damit sie sich an ihm festhalten konnte. Mit dem Messer löste er außerdem die Stoffetzen von ihrer Hüfte, und wir sahen, wie sie zwischen die zornigen Sleen fielen, die den Stoff noch mehr zerrissen.

»Sieht so aus, als hätten wir eine neue Sklavin«, sagte Constance.

Das Mädchen, das die Dame Tina gewesen war, musterte sie angstvoll.

»Ja«, sagte ich und nahm Kurs auf Lydius.

## 7

Ich trat gegen die Tür, die unter meinem Fuß zersplitterte. Mit gezogenem Schwert hechtete ich über die Schwelle.

Der Mann am Tisch sprang auf.

»Wo ist Bertram aus Lydius?« fragte ich.

»Ich bin das«, sagte der Mann in der Felljacke. »Was willst du? Bist du ein Attentäter? Du trägst keinen Dolch. Was habe ich getan?«

Ich lachte. »Du bist nicht der Mann, den ich suche«, sagte ich. »Der hat im Süden einen Anschlag auf mich verübt und gab sich als Sleentrainer aus. Er trat unter deinem Namen auf, und ich dachte, es wäre vielleicht sein richtiger Name.«

»Ich kenne dich nicht«, sagte der Mann.

»Ich dich auch nicht.«

Ich beschrieb ihm den Mann, der sich Bertram aus Lydius genannt hatte. Aber er konnte ihn nicht für mich identifizieren. Ich fragte mich, wie er in Wahrheit heißen mochte.

»Dein Ruf als Sleentrainer ist ausgezeichnet«, sagte ich. »Er ist

sogar im Süden bekannt. Sonst hätte ich den Mann kaum in mein Haus genommen.«

»Es freut mich zu hören, daß ich nicht der Gesuchte bin«, sagte Bertram aus Lydius. »Der Mann kann mir leid tun.«

»Der Mann, den ich suche, kann mit dem Messer umgehen«, meinte ich. »Vermutlich gehört er zu den Attentätern.«

Ich warf eine Tarskscheibe auf den Tisch. »Du wirst deine Tür reparieren müssen«, sagte ich.

Dann machte ich kehrt und verließ das Haus. Ich hatte nicht angenommen, daß der Sleentrainer, der in meinem Haus gewohnt und den ich im Zelt des Andenkenhändlers gesehen hatte, wirklich Bertram aus Lydius gewesen war, aber ich hatte mir Gewißheit verschaffen wollen. Außerdem hatte ich gehofft, daß er den Mann kannte. Man kann leichter in die Identität eines anderen schlüpfen, wenn man ihn einigermaßen kennt. Ich hoffte den Burschen eines Tages wiederzusehen. Zwischen den Kasten der Krieger und der Attentäter herrscht eine gesunde Rivalität. Beide halten sich für besser als die andere. Im allgemeinen ist das Schwert des Kriegers einem Heimstein verpflichtet, während die Attentäter auf das Gold hören.

Ich schlenderte durch die Straßen von Lydius, bis ich eine kleine Schmiede an einer Hauptstraße erreichte.

»Weinst du immer noch?« fragte ich Constance, die im Stroh neben dem Amboß hockte und ihr frisches Brandzeichen betrachtete.

»Es tut weh, Herr«, sagte sie.

»Dann weine.«

»So, Herr«, sagte der Schmied und löste den schweren Metallkragen von Rams Hals.

»Ah«, sagte Ram erleichtert.

Neben ihm kniete Tina – Tina war ihr Sklavename.

»Wie hat sie auf das Eisen reagiert?« fragte ich.

»Sie hat wie ein Sleen geschrien, aber inzwischen ist sie wieder ruhig.«

»Die Brandzeichen sind ausgezeichnet«, sagte ich, »Alle beide.« Ich warf dem Schmied einen Silbertarsk zu.

»Vielen Dank, Krieger!« rief er.

Ram ließ seinen Halskragen enger machen und Tina anpassen, während ich Anweisung gab, Constance von der Kette um ihren Hals zu befreien. Beiden Mädchen warf ich je eine leichte Rep-

tuch-Tunika zu, die ich in der Stadt erstanden hatte. Dankbar bedeckten sie damit ihre Blöße.

»Gehen wir in die Taverne des Sarpedon«, sagte ich. »Ein ordentliches Lokal.« Ich war vor einigen Jahren dort gewesen und hatte ein Serviermädchen namens Tana kennengelernt. Ihren Herrn Sarpedon hatte ich über ihre Tanzkenntnisse informiert. An jenem Abend hatte sie für die Gäste getanzt, doch ich hatte etwas zu erledigen gehabt.

Nach knapp einer Viertel-Ahn hatten wir Sarpedons Taverne erreicht. Meine Laune hatte sich allerdings sehr verschlechtert. An vielen Stellen hatten wir auf den Kaimauern Fellballen gesehen. Sie enthielten Felle des Nord-Tabuks.

»Ich muß Lydius heute abend noch verlassen«, sagte ich. »Hier geht etwas vor, das ich nicht begreife. Ich muß mich darum kümmern.«

»Ich begleite dich«, sagte Ram.

»Ich bin Tarnkämpfer«, wandte ich ein. »Es ist besser, wenn du zurückbleibst.«

»Die Zügel eines Tarn sind mir nicht fremd.«

»Du bist Tarnkämpfer?«

»Ich habe schon viele Dinge getan. In Hunjer habe ich bei Tarnzüchtern gearbeitet.«

»Kannst du mit dem Speer, dem Bogen, dem Schwert umgehen?«

»Ich bin kein Angehöriger der Kriegerkaste«, sagte er achselzuckend.

»Dann bleib hier.«

»Was wünschen die Herren?« fragte der Wirt, ein rundlicher Mann mit einer Lederschürze.

Ram und ich saßen an einem der kleinen Tische. Die Mädchen knieten neben uns.

»Wo ist Sarpedon?« fragte ich.

»Er macht einen Besuch in Ar«, antwortete der andere. »Ich bin Sarpelius und führe die Schänke während seiner Abwesenheit.« Sein Blick fiel auf die Mädchen. »Wunderschön! Ob die Herren sie mir verkaufen? Ich brauche immer neue Mädchen für die Nischen.«

»Nein«, sagte ich.

Die beiden Mädchen atmeten sichtbar auf.

»Am Hafen liegen viele Ballen Felle«, sagte ich.

»Sie kommen aus dem Norden und aus Kassau.«

»Ist die Herde von Tancred dieses Jahr aus den Wäldern gekommen?« wollte ich wissen.

»Ja«, sagte der Mann. »Ich habe davon erzählen hören.«

»Aber sie hat den Axtgletscher noch nicht überquert!«

»Davon weiß ich nichts.«

»Auf den Kaimauern liegen Tausende von Fellen.«

»Von den Herden des Nordens.«

»Sind aus dem Norden Händler angereist?«

»Nur wenige.«

»Ist es üblich, daß im Frühling so viele Felle angeliefert werden?« Normalerweise ziehen die Felljäger den Herbst-Tabuk vor, dessen Fell viel dichter ist.

»Keine Ahnung«, sagte der Mann und blickte uns lächelnd an.

»Ich bin neu in Lydius. Darf ich jetzt etwas auftragen, meine Herren?«

»Wir lassen uns von unseren Mädchen bedienen«, sagte Ram.

»Wir schicken sie gleich zu dir.«

»Wie die Herren wollen«, sagte Sarpelius strahlend, machte kehrt und ging.

»In solchen Mengen hat es in Lydius noch keine Felle gegeben«, sagte Ram zu mir, »weder im Frühling, noch im Herbst.«

»Vielleicht stammen sie von der Herde von Tancred«, sagte ich.

»Es gibt aber auch andere Herden.«

»Richtig.« Trotzdem war ich ratlos. Wenn die Herde von Tancred wirklich aus den Wäldern herausgekommen war, warum hatte sie dann den Axtgletscher noch nicht überquert? Es war undenkbar, daß Jäger, wie groß ihre Zahl auch sein mochte, den Ansturm einer solchen Herde, die mindestens zwei- bis dreihunderttausend Tiere umfaßte, bremsen konnten. Es handelte sich um eine der größten Tabuk-Wanderherden auf dem ganzen Planeten. Zum Pech für die rothäutigen Jäger war es auch die einzige, die den Axtgletscher überquerte, um den Sommer in der Polarniederung zu verbringen. Eine solche Herde von ihrem Wanderziel abzubringen, würde weniger einfach sein als eine Flut einzudämmen. Doch wenn die Berichte stimmten, war das Eis des Axtgletschers in diesem Jahr noch nicht unter ihrem Hufschlag erklungen.

Es freute mich mehr denn je, daß ich Samos ein Schiff mit Pro-

viant hatte nach Norden schicken lassen. Plötzlich aber befahl mich die Angst, daß das Schiff vielleicht nicht durchgekommen war. Ram hatte davon gesprochen, daß der Norden versperrt sei.

»Vertage deine Sorgen auf morgen«, sagte Ram. »Heute abend wollen wir uns mit Sklavinnen und Paga ablenken.«

Ich legte einen goldenen Tarn auf den Tisch. »Du bleibst hier«, sagte ich. »Ich muß leider fort. Hier stinkt etwas zum Himmel. Ich rechne mit dem Schlimmsten,«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Leb wohl, mein Freund!« sagte ich. »Noch heute abend fliege ich mit dem Tarn nach Norden.«

»Ich begleite dich«, sagte er.

»Ich kann bei dieser Sache keinen Teilhaber brauchen«, sagte ich. »Der Flug wird gefahrvoll, meine Arbeit ist nicht minder gefährlich.« Ich dachte an Zarendargar, auch Halb-Ohr genannt, der am Ende der Welt auf mich wartete. Das Bild zeichnete sich immer deutlicher ab. Der Norden war abgeriegelt. Mehr denn je war ich davon überzeugt daß das Ende der Welt dort zu suchen war. »Nein, mein Freund«, fuhr ich fort. »Du kannst mich nicht begleiten.«

Gefolgt von Constance, schritt ich zur Tür. Sarpelius trat mir entgegen.

»Der Herr hat viele Fragen gestellt«, bemerkte er.

»Mach Platz!« sagte ich und drängte mich an ihm vorbei. Constance hastete hinter mir her. Draußen machte ich kehrt und musterte sie von oben bis unten. Sie hatte schlanke, wohlgeformte Beine und niedliche Brüste. Ein hübsches Ding in meinem Kragen. Vermutlich würde ich einen Silbertarsk für sie bekommen können.

Ich machte mich auf den Weg. Mein Ziel war ein Sklavenmarkt in der Nähe des Hafens. Bald mußte ich abfliegen.

Plötzlich hörte ich sie hinter mir aufschreien. Ich fuhr herum. »Laß die Klinge in der Scheide, Bursche!« sagte ein Mann.

Vier gespannte Armbrüste waren auf mich gerichtet. Finger hatten sich um die Auslöser gekrümmt.

Ich hob die Hände.

Zwei etwa zwei Zoll breite Leinenstreifen waren dem Mädchen um den Hals geschlungen worden. Sie stand zurückgeneigt da. Ihre Finger zerrien wirkungslos an den Bändern. Sie konnte kaum noch atmen. Der Mann hinter ihr hatte sich die Bänder um

die Fäuste gewunden und verstärkte den Druck noch mehr. Mit entsetztem Blick gab sie sofort jede Gegenwehr auf.

»Dort zwischen die Häuser«, sagte der Mann, der Anführer der Gruppe.

Zornig trat ich zwischen die Gebäude und blieb im Zwielicht der Gasse stehen. Das Mädchen wurde rücksichtslos in die Dunkelheit gezerrt.

»Die Pfeile«, sagte der Mann und deutete auf die Armbrüste, »sind mit Kandfa eingestrichen. Die kleinste Wunde würde dir den Tod bringen.«

»Wie ich sehe, gehört ihr nicht der Kaste der Attentäter an«, bemerkte ich. »Für die Attentäter ist es eine Sache des Stolzes, auf vergifteten Stahl verzichten zu können.«

»Du bist fremd in Lydius«, stellte der Mann fest.

»Ich halte euch aber nicht für Magistratsbeamte, die meine Angelegenheiten durchleuchten dürfen«, gab ich zurück. »Wer seid ihr? Was wollt ihr?« Ich war zornig. Zu eingehend hatte ich mich mit den Rätseln des Nordens beschäftigt. Obwohl ich Krieger war, hatte ich mich nicht wachsam genug gezeigt. Ich war unvorsichtig gewesen.

»Ich glaube nicht, daß man ihn vermißt«, sagte einer der Männer höhnisch.

»Ihr seid keine gewöhnlichen Räuber«, stellte ich fest.

»Willkommen in Lydius«, bemerkte der Anführer und reichte mir einen Metallkelch, den er aus einem Verrhaut-Sack an seiner linken Hüfte gefüllt hatte.

»Warum schießt ihr nicht einfach?« wollte ich wissen.

»Trink!« sagte er.

»Paga«, sagte ich. Ich hatte das Getränk gerochen.

»Trink!« wiederholte er.

Achselzuckend warf ich den Kopf zurück und leerte den Kelch, der mir augenblicklich aus der Hand fiel.

Einer der Männer hatte die Armbrust abgesetzt, zog Constance eine Sklavenhaube über und fesselte sie an den Händen.

Ich sank in die Knie, dann seitlich aufs Pflaster. Ich versuchte mich aufzurichten, stürzte aber wieder hin,

»An der Wand wird er sich nützlich machen«, sagte ein Mann.

Die Stiefel der Männer ringsum verschwammen, wurden wieder klar und verschwammen erneut.

»Ja«, sagte ein anderer Mann.



Die Stimme schien aus weiter Ferne zu kommen. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich spürte noch, wie man mir den Gürtel und Feldbeutel abnahm wie auch den Gurt mit Scheide und Schwert. Dann verlor ich das Bewußtsein.

8

Es scheint kein Ende zu nehmen«, sagte eine Männerstimme. Wir töten jeden Tag viele hundert, doch es kommen immer mehr.«

»Dann tötet ihr eben mehr«, sagte die Stimme einer Frau.

»Die Männer sind erschöpft«, sagte die Stimme.

»Verdoppelt die Honorare!«

»Es soll geschehen.«

»Die Mauer scheint eine Pasang östlich der Plattform nachzugeben«, meldete ein anderer Mann.

»Verstärkt sie!« befahl sie.

»Es gibt nicht mehr viel Holz.«

»Nehmt Steine!« sagte sie.

»Es soll geschehen«, sagte die Stimme des Mannes.

Ich lag auf einem rauen Holzfußboden. Vorsichtig schüttelte ich den Kopf. Ich spürte die Unebenheit der Bohlen unter meinen Schultern. Mein Oberkörper war nackt. Ich trug eine weiße Fellhose, an der Hüfte zusammengebunden, und Fellstiefel. Die Hände waren mir auf dem Rücken gefesselt worden.

»Das ist der Neue?« fragte die Frauenstimme.

»Ja.«

»Weckt ihn!«

Ich wurde hochgezerrt und mit Speerschäften geschlagen. Ich schüttelte den Kopf und sah sie an. »Du bist Tarl Cabot«, stellte sie fest.

»Möglich«, sagte ich.

»Was Männer nicht geschafft haben, ist mir gelungen«, sagte sie. »Ich habe dich gefangengenommen.«

»Männer in Lydius haben das getan.«

»Die aber standen in meinen Diensten!« sagte sie. »Also habe *ich* dich gefangengenommen. Wir haben nach dir Ausschau gehalten. Man sagte uns, du bist vielleicht so dumm, dich in den Norden zu wagen.«

Ich schwieg.

»Du bist ein kräftiges, sinnenfrohes Tier!« sagte sie. »Bist du wirklich so gefährlich?«

Ich hielt es nicht für sinnvoll, ihr zu antworten.

»Deine Gefangennahme wird mir eine Beförderung einbringen.«

»Und bei wem?« fragte ich.

»Wesen, die nicht zu den Priesterkönigen gehören«, sagte sie. Sie trat an einen Tisch, auf dem meine Habseligkeiten lagen,

»Es war mir schon sehr bald klar, daß du kein einfacher Herumtreiber aus den Docks von Lydius bist.« Sie ließ goldene Tarnscheiben durch ihre Finger rinnen und zog die Klinge aus der Scheide. »Es wird behauptet, dies sei eine hervorragend geschmiedete Klinge, scharf, fein ausbalanciert, die Waffe eines wahren Kriegers.«

»Mag sein.«

Sie wickelte die Skulptur aus dem Fell, den Kopf eines Untiers, aus bläulichem Stein gearbeitet. »Was ist denn das?« wollte sie wissen.

»Du weißt es nicht?«

»Der Kopf eines Tieres«, sagte sie.

»Du hast recht.«

Sie legte das Gebilde wieder in das Fell. Ich war davon überzeugt, daß sie die Bedeutung des Gegenstands nicht erkannt hatte. Die Kurii arbeiten wie die Priesterkönige oft durch andere Menschen und verbergen sich vor jenen, die ihnen dienen. So hatte Samos zum Beispiel keine Ahnung, wie Priesterkönige wirklich aussahen.

Ich musterte die junge Frau. Sie trug Hose und Jacke aus dem weißen Fell des Meeres-Sleen; die Jacke hatte eine Kapuze, die sie im Augenblick auf dem Rücken trug, besetzt mit Lart-Pelz, in dem menschlicher Atem nicht gefrieren kann. Die Stiefel bestanden ebenfalls aus Meeres-Sleen-Fell. Die Jacke wurde an der Taille von einem schmalen schwarzschimmernden Gürtel mit goldener Schnalle zusammengehalten. An diesem Gürtel war die Scheide eines kleinen Dolches befestigt, dessen Griff mit rotgelben Wirbeln verziert war. Über der Schulter hing ein zweiter Gurt, an dem in Höhe ihrer rechten Hüfte eine Tasche sowie eine Sklavenpeitsche und vier zusammengerollte Streifen Leder schnur baumelten.

»Du bist eine Frau«, stellte ich fest, »die vielleicht sogar schön ist.« Ihr Gesicht war auf jeden Fall sehr attraktiv, zart und weiblich. Sie hatte einen sehr hellen Teint und sanfte blaue Augen; ihr Haar, das bis über die Schultern herabfiel, war von einem weichen Kastanienrot.

»Was soll das heißen – ›die vielleicht sogar schön ist‹?«

»Das viele Fell verdeckt mir die Sicht«, antwortete ich. »Warum ziehst du es nicht aus?«

Zornig machte sie einen Schritt in meine Richtung und versetzte mir mit dem Handrücken einen Schlag auf den Mund.

Sie war schwach, und der Schlag schmerzte nicht. Sie war nur etwa fünf Fuß und fünf Zoll groß.

»Deine Unverschämtheit soll dir noch leid tun!« fauchte sie.

»Auf dem Sklavenmarkt würdest du etwa einen Silbertarsk bringen.«

Immer wieder schlug sie zu, bis sie zornbebend von mir abließ.

»Du sprichst wie eine Frau von der Erde«, sagte ich. »Du kommst aus Amerika, nicht wahr?« setzte ich auf englisch hinzu.

»Ja!« fauchte sie.

»Das erklärt, warum dir das Dasein als Sklavin so fremd erscheint. Aber du kannst ja noch lernen.«

Wütend nahm sie die Peitsche von ihrem Gürtel und begann hysterisch auf mich einzuschlagen. Es war kein angenehmes Gefühl, doch ihre Kraft reichte nicht aus, um mir ernsthaft Schmerz zuzufügen. Endlich trat sie erschöpft zurück.

»Du bist zu schwach, um mir weh zu tun«, sagte ich. »Aber ich hin nicht zu schwach, um dir weh zu tun.«

»Ich lasse dich durch meine Männer auspeitschen!« drohte sie wütend.

Ich zuckte nur die Achseln.

»Wie heißt du?« fragte ich dann.

»Sidney Anderson.«

»Das ist doch ein Männername.«

»Manchmal werden auch Mädchen so genannt. Meine Eltern haben ihn für mich ausgesucht.«

»Sie wollten wohl einen Jungen haben«, sagte ich und fügte hinzu: »Das war dumm von ihnen.«

»Meinst du?«

»Aber auf jeden Fall. Beide Geschlechter sind großartig. Das

eine kann sich glücklich schätzen, das andere zu haben, und umgekehrt. Frauen sind tiefgründig und subtil und wunderbar.«

»Ich hatte nicht angenommen, daß du Frauen respektierst.«

»Tue ich auch nicht«, antwortete ich.

»Dann verstehe ich dich nicht.«

»Der Mann, der eine Frau respektiert, weiß nicht, was er sonst noch mit ihr anfangen soll«, sagte ich. »Ich wollte nur sagen, daß Frauen ungewöhnlich kostbar und begehrenswert sind.«

»Wir machen uns aber nur gut in einem Sklavenkragen, nicht wahr?« sagte sie mit schneidender Stimme.

»Das gehört sich auch so«, sagte ich. »Die Frau hat ihren Platz zu Füßen des Mannes.«

Zornig wandte sie sich ab.

»Versuchst du noch immer der Junge zu sein, den sich deine Eltern gewünscht haben?«

Aufbrausend wirbelte sie herum. »Ich lasse dir die Haut vom Rücken peitschen!« drohte sie.

Ich wandte den Blick ab und sah mir den Raum an. Er war ganz aus Holz und hatte ein gekrümmtes Dach. An seinem Ende war eine Plattform mit einem grob geschnitzten Stuhl, auf dem sie gesessen hatte. Unter dem Stuhl lag ein Teppich aus Sleenfell, ein zweiter vor dem Podest. Auf einer Seite erhob sich ein Tisch, auf dem einige meiner Besitztümer lagen. In einem Kamin brannte Holz.

Ich richtete den Blick wieder auf sie.

»Ist die Bezahlung gut?« fragte ich.

»Ja.«

»Begreifst du die Strategie, für die du hier eingespannt wirst?«

»Natürlich – es geht mir einzig und allein um Sidney Anderson.«

»Du bist ja eine echte Söldnerin.« Ich lächelte.

»Ja«, sagte sie stolz. »Ich bin eine Söldnerin. Meinst du, Frauen können das nicht sein?«

»O doch. Warum sollten Frauen keine Söldnerinnen sein?«

Sie trat vor mich hin und berührte mich mit der Peitsche an der Wange. »Du sollst tüchtig an der Mauer arbeiten.«

»An welcher Mauer?«

»Wart's ab!« sagte sie.

»Bist du noch Jungfrau?« fragte ich.

Sie hieb mir mit der Peitsche ins Gesicht. »Ja.«

»Dann werde ich der erste sein, der dich besitzt«, sagte ich.

Wieder hieb sie zu, so kräftig sie konnte. »Halt den Mund!«

»Du bist doch sicher interessiert, deine Sexualität zu ergründen«, sagte ich.

»Gebrauch das Wort nicht in meiner Gegenwart!« fauchte sie.

»Es liegt doch auf der Hand«, sagte ich. »Schau mal, wie eng du deinen Gürtel trägst. Du tust das, vielleicht nur unbewußt, um die Aufmerksamkeit auf deine Figur zu lenken.«

»Nein! Nein! Nein!« rief sie.

»Du hast Sklavinnen gesehen. Du hast dich sicher schon gefragt, wie es ist, Sklavin zu sein.«

»Nein!« rief sie.

Die Heftigkeit ihrer Reaktion war der Schlüssel zu dem, was ich wissen wollte. »In dir steckt eine Sklavin«, sagte ich. »Ich werde ihr den Kragen umlegen.«

Dann schloß ich die Augen, um von ihren Peitschenhieben nicht geblendet zu werden. Schweratmend hielt sie inne und befestigte die Peitsche an ihrem Gürtel. »Sidney Anderson«, sagte sie, »wird niemals die Sklavin eines Mannes sein! Niemals!«

»Wenn ich dich entjungfert und dir den Kragen umgelegt habe, gebe ich dir einen Mädchennamen, einen Sklavennamen – Arlene.«

Sie erbehte, dann faßte sie sich wieder. »Du bist verflucht schlau«, sagte sie. »Du versuchst mich zu erzürnen. Aber bedenke, daß du mein Gefangener bist.«

»Im Augenblick schon«, sagte ich.

Ich erkannte, daß sie – wie schon die Dame Tina aus Lydius – zu wenig über die Männer wußte, um Angst vor ihnen zu empfinden. Vermutlich kannte sie nur die Männer von der Erde und auf Gor nur Männer, die in der Disziplin der Kurii-Organisation als ihre Untergebenen fungierten.

Es war nicht dumm von den Kurii, sich solcher Frauen zu bedienen. Sie hatten auf Gor keine Verpflichtungen. Sie besaßen keine Heimsteine. Sie waren auf dieser Welt fremd.

Wußten sie aber auch, daß sie ohne Heimstein dem Sklavengkragen jedes Mannes unterworfen waren?

Sie sah mich an. Zuerst hatte sie gelacht, doch ich sah, daß sie vor Wut kochte. In ihren Augen stand auch noch etwas anderes. Ich nehme an, sie fragte sich, wie es sein würde, in meiner Gewalt zu sein. Sie würde es erfahren.

»Der mächtige Tarl Cabot«, sagte sie spöttisch, »ein gefesselter, kniender Gefangener.«

Ja, solche Frauen gaben ausgezeichnete Helfer ab. Ich wunderte mich nur, daß die Kurii eine dermaßen weibliche und hübsche Frau angeworben hatten. Sicher gab es auf der Erde auch männlichere Frauen, die ein größeres Durchsetzungsvermögen gehabt hätten.

»Eine interplanetarische Streitmacht«, sagte sie, »von der die Dummköpfe auf der Erde nichts ahnen, belagert dieses Sonnensystem. Ihre Programme werden in der Eroberung gipfeln. Als Teilnehmerin dieses Kampfes werde ich in den Reihen der Sieger einen hohen Posten erhalten.«

»Eure Gegner sind die Priesterkönige«, sagte ich.

»Soviel ich weiß, sind die Priesterkönige schwach«, gab sie zurück. »Sie kämpfen doch nur defensiv, oder?«

»Von Zeit zu Zeit tun sie auch etwas mehr.«

Es stimmte allerdings, daß die Priesterkönige keine aggressive Spezies waren. Objektiv gesehen erschien es mir nicht unwahrscheinlich, daß sie irgendwann einmal durch eine wildere, skrupelloosere Lebensform verdrängt wurden – wofür sich die Kurii anboten.

»Ich werde auf der Seite der Sieger stehen«, sagte sie.

»Da spricht die Söldnerin«, sagte ich und lächelte vor mich hin. Nun wußte ich, warum dieser Typ von Frau nach Gor geholt worden war. Sobald sie ihren Zweck erfüllt hatten, würde man sie zu Sklavinnen machen.

Sie fesselte mir die Hände und zerrte an dem Seil. »Hoch mit dir, du Vieh!« befahl sie.

Ich stand auf.

Ich blickte auf die Schönheit hinab. Sie war nach Gor geholt worden, um letztlich den Sklavenkragen eines Mannes zu tragen. Ich nahm mir fest vor, sie zu meiner Sklavin zu machen.

»Komm, du Vieh!« sagte sie und führte mich an den Fesseln aus dem Raum. »Ich zeige dir unsere Arbeit im Norden. Später wirst du nach meinen Anweisungen schuften.« Sie wandte sich zu mir um. »Du hast uns lange genug bekämpft«, fuhr sie fort. »Auf deine bescheidene Weise wirst du nun zu unseren Plänen beitragen, auch wenn es nur darum geht, Steine und Holz zu schleppen.«

»Eindrucksvoll, nicht wahr?« fragte sie.

Wir standen auf einer hohen Plattform und schauten an der Mauer aus Pfählen entlang. Sie erstreckte sich links und rechts bis zum Horizont.

»Sie ist über siebenzig Pasangs lang«, sagte sie. »Zwei- bis dreihundert Mann haben zwei Jahre lang daran gebaut.«

Hinter der Mauer liefen viele tausend Tabuk durcheinander – denn die Mauer stand genau im Weg der Herde auf ihrem Wanderzug nach Norden. Weidend bewegten sich die Tiere viele Pasangs weit in den Süden.

Auf unserer Seite der Mauer befanden sich die Unterkünfte, mit dem Haus des Kommandeurs, den langen Häusern der Wächter und Jäger und den überdachten Holzgehegen der Arbeiter. Es gab einen Küchenschuppen, ein Lager, eine Schmiede und andere Hilfsbauten. Männer gingen ihrer Arbeit nach.

»Was befindet sich in den Lagerschuppen?« fragte ich.

»Tierhäute«, sagte sie. »Viele tausend, die noch nicht in den Süden geschickt worden sind. Das Abschlachten findet im wesentlichen an den Enden der Mauern statt, um zu verhindern, daß Tiere nach Norden durchkommen.«

»Eigentlich müßten viele entkommen«, meinte ich.

»Nein«, sagte sie. »Die Enden der Mauern sind gekrümmt, um die Tiere auf den falschen Weg zu bringen. Während sie dann noch im Kreis laufen, machen sich die Jäger über sie her. Wir töten am Tag mehrere hundert.«

»Könnt ihr denn so viele abhäuten?«

»Nein. Wir beschränken uns auf erstklassiges Material. Die meisten Tiere lassen wir für die Larts und Sleen und Jards liegen.«

Der Jard ist ein kleines Aastier, das in großen Schwärmen unterwegs ist. So ein Vogelschwarm kann ein Tabukskelett innerhalb weniger Minuten freilegen.

»Selbst die Jards sterben, so sehr überfressen sie sich«, sagte der bei uns stehende Mann auf der Plattform.

»Darf ich dir meinen Kollegen Sorgus vorstellen?« sagte meine hübsche Bewacherin.

»Der Fellräuber?«

»Ja.«

Der Mann sagte nichts; er blickte mich auch nicht an.

»Solche Helfer sind sehr nützlich für uns gewesen«, sagte sie. »Sie sind nicht mehr darauf angewiesen, ehrlichen Jägern die Felle abzujagen. Wir bieten ihnen Erträge, die sie in hundert Diebesjahren nicht hätten zusammentragen können.«

»Aber wie ich sehe, beschäftigt ihr auch Helfer von höherem Stande«, sagte ich und wandte mich an den anderen Mann auf der Plattform.

»So sehen wir uns wieder«, bemerkte er.

»In der Tat«, sagte ich. »Vielleicht gelingt es dir jetzt, mich mit deinem Dolch zu treffen.«

»Laß ihn frei«, sagte er zu meiner Bewacherin, »damit ich ihn im ehrlichen Kampf besiegen kann!«

»Der dumme Stolz der Männer ist lächerlich«, sagte sie. »Nein, ich gebe ihn nicht frei. Er ist mein Gefangener. Es steht dir nicht zu, ihn zu töten.«

»Es sieht so aus, als dürftest du noch einige Ahn länger leben«, sagte er zu mir.

»Vielleicht ist es dein Leben, das auf diese Weise verlängert wird«, gab ich zurück.

Er drehte mir den Rücken zu und blickte über das Geländer der Plattform, über die hohe Mauer auf die vielen tausend Tiere, die dort wie zahme Rinder grast.

»Kannst du deine Mordtaten wirklich selbst begehen?« fragte ich. »Oder brauchst du wie in meinem Haus die Hilfe einer Sklavin?« Ich dachte an Vella, die ihm meine Jacke gegeben hatte, mit der er den Sleen auf meine Fährte setzen konnte.

Der Mann antwortete nicht, obwohl ich ihm ansah, daß er am liebsten zornig aufgebraust wäre.

»Du bist nicht Bertram aus Lydius«, fuhr ich fort. »Wer bist du?«

»Ich spreche nicht mit Sklaven!« sagte er.

Ich ballte die Fäuste.

»Sag ihm deinen Namen!« befahl meine Bewacherin dem Mann. Ich bemerkte seinen Blick und mußte unwillkürlich lächeln. Offensichtlich war er der Mann, dem sie, sobald ihr Werk getan war, als Sklavin versprochen worden war.

»Sag ihm deinen Namen!« wiederholte sie.

Aber er machte nur kehrt und stieg die Treppe hinab.

»Er heißt Drusus«, sagte sie. »Er gehört zur Kaste der Metallarbeiter.«



»Aber das stimmt nicht«, sagte ich. »Er ist Attentäter!«

»Nein.«

»Ich habe gesehen, wie er mit dem Messer umgehen kann. Außerdem hat er dir nicht gehorcht.«

Sie blickte mich zornig an.

»Deine Tage auf diesem Posten sind gezählt«, sagte ich.

»Ich befehle hier!« sagte sie scharf.

»Im Augenblick trifft das wohl zu«, sagte ich und blickte zur Herde hinaus.

Es waren Nord-Tabuk, kräftige braune Tiere, schnell und hochgewachsen, manche Wesen zehn Hand hoch, eine Spezies, die sich von dem kleinen gelbhaarigen, antilopenartigen Vierbeiner des Südens weitgehend unterschied. Andererseits besaßen auch diese Tiere das einzelne gewundene Horn auf der Stirn, das bei diesen Tieren am Ansatz zweieinhalb Zoll dick und gut einen Meter lang war. Ein angreifender Tabuk ist aufgrund seiner schnellen Reflexe ein sehr gefährliches Tier. Normalerweise werden diese Wesen aus sicherer Entfernung mit Pfeilen erlegt, meist aus der Deckung von Schilden.

Meine Gedanken verweilten bei Vella, der früheren Elizabeth Cardwell von der Erde. Anscheinend hatte sie Drusus nur unwissentlich in die Hände gespielt, als er sich damals Bertram aus Lydius nannte. Er hatte sie mit dem Sleen getäuscht. Ich schlug mir das Mädchen aus dem Kopf; sie war nur eine Sklavin.

»Es kann nicht einfach sein, die Pfähle einzuschlagen«, sagte ich. »Wegen des Permafrostbodens.«

»Wie schwierig das ist, wirst du erfahren.« Es ärgerte sie noch immer, daß ihre Autorität in meiner Gegenwart in Frage gestellt worden war.

In diesen Breitengraden taut der Boden nur etwa zwei Fuß tief auf. Darunter trifft man auf Permafrost, der nahezu steinhart ist. Spitzhacken und Hämmer treffen klirrend auf.

Auf eine Weise stellte die Mauer eine hervorragende technische Leistung dar. Daß diese Leistung von Menschen mit einfachen Werkzeugen erbracht worden war, sagte einiges über die Entschlossenheit der Kurii und den Druck, der von den Wächtern auf die Arbeiter ausgeübt werden konnte.

»Du wirst schon sehen, wer hier das Kommando führt!« sagte sie zornig und zerrte energisch an meiner Fessel. Ich begleitete sie die Treppe hinab.

»Wächter!« rief sie. Vier Mann eilten herbei.

»Bringt mir Drusus!« sagte sie. »Notfalls in Ketten!«

Sie eilten los. Kurze Zeit später kehrten sie mit Drusus zurück. Arrogant deutete sie auf den Boden vor sich. »Knie nieder!« befahl sie.

Er gehorchte zornig.

»Sag ihm deinen Namen!« ordnete sie an.

Wutschnaubend hob der Mann den Kopf. »Ich bin Drusus«, sagte er.

»Und jetzt kümmerst du dich wieder um deine Pflichten, Drusus!« sagte sie.

Er stand auf und ging. Diese Szene bewies mir, daß sie tatsächlich die Macht in diesem Lager hatte. Sie sah mich an und warf arrogant den Kopf in den Nacken. Sie war die Anführerin dieser Männer.

»Drusus hat mich auf dich aufmerksam gemacht und dich identifiziert«, sagte sie. »Ich verstehe.«

»Drei Gefangene sind gemacht worden«, meldete ein Mann.

»Bringt sie her!« befahl sie.

Den drei Gefangenen hatte man die Hände auf dem Rücken gefesselt. Einer war ein Mann, die beiden anderen Sklavinnen. Der Mann war der rothäutige Jäger, den ich auf dem Jahrmarkt mehrfach beobachtet hatte. Seinen Bogen und seine anderen Habseligkeiten war er los. Die beiden Mädchen hatte er auf dem Jahrmarkt erstanden, das blonde und das dunkelhaarige Mädchen, das vorher den zerrissenen roten Pullover getragen hatte. Die beiden trugen ein Stück Fell um die Füße und kurze Felltuniken gegen die Kälte. Das Haar hatten sie im Nacken mit roter Schnur zusammengebunden. Um den Hals trugen sie Leder Schnüre, die in vier Enden ausliefen, an denen sich kompliziert aussehende Knotenfolgen befanden. Damit identifizierten die rothäutigen Jäger ihre Tiere. Aus den Knoten läßt sich auf den Eigentümer schließen.

»Kniet nieder!« sagte ein Wächter.

Die beiden Sklavinnen gehorchten sofort. Meine hübsche Bewacherin musterte sie verächtlich.

Der rothäutige Jäger war stehengeblieben. Vielleicht verstand er das Goreanische nicht gut. »Nein«, sagte er dann in dieser Sprache.

Speerschäfte trafen ihn an den Knien. Er hob zornig den Kopf.  
»Gebt unsere Tabuk frei!« rief er.

»Bringt ihn fort! Er soll an der Mauer arbeiten«, befahl die Anführerin.

Der Mann wurde fortgezerrt.

»Wen haben wir denn da?« fragte Sidney Anderson und wandte sich den beiden Mädchen zu.

»Polarsklavinnen, Vieh der rothäutigen Jäger«, sagte ein Mann.

»Ihr seht mir wie Mädchen von der Erde aus«, sagte meine Bewacherin auf englisch.

»Ja! Ja!« rief das blonde Mädchen. »Ja!«

Anscheinend war Sidney Anderson auf Gor die erste Person, die die Mädchen in ihrer Muttersprache ansprach.

»Wer seid ihr?« fragte Sidney Anderson.

»Sklavinnen, Herrin«, sagte das blonde Mädchen.

»Und wie heißt ihr?«

»Barbara Benson«, antwortete das blonde Mädchen. »Audrey Brewster«, sagte die Dunkelhaarige.

»Ich kann mir kaum vorstellen, daß der Indianer euch diese Namen gegeben hat.«

Den rothäutigen Jäger hatte ich mir noch nicht als Indianer vorgestellt, aber im Grunde mochte der Begriff stimmen, wenn man rassische Vergleiche zu Entwicklungen auf der Erde ziehen wollte. Die Frage der Rasse ist auf Gor im Grunde kein Thema. Viel wichtiger sind den Goreanern Sprache und Stadt und Kaste, die eine ausreichende Grundlage bilden für jene Abstufungen, ohne die die Menschen anscheinend nicht auskommen.

Das blonde Mädchen blickte zu Sidney Anderson auf. »Ich bin Fingerhut«, sagte sie.

»Und ich Distel«, sagte das andere Mädchen.

»Schämt ihr euch nicht, Sklavinnen zu sein?« fragte Sidney Anderson.

»Ja, ja!« sagte das blonde Mädchen verzweifelt. »Willst du uns nicht befreien?«

Sidney Anderson musterte die beiden verächtlich. »Manche Frauen verdienen es nicht besser. Bringt sie fort!«

»Herrin!« protestierte das blonde Mädchen.

»Sollen sie getötet werden?« fragte ein Wächter.

»Wascht und kämmt sie und kettet sie im Schlafhaus für die Wächter an. Sie dürfen sich ihrer bedienen.«

Die beiden wurden fortgeschafft.

»Sicher habt ihr noch andere Mädchen für die Männer.«

»Das sind die einzigen«, antwortete sie. »Ich habe angeordnet, daß es im Lager keine Huren geben darf.«

»Bei meiner Gefangennahme wurde auch eine blonde Sklavin namens Constance festgenommen. Ich dachte, daß sie sich dort befindet.«

»Nein«, sagte meine hübsche Bewacherin.

»Wohin ist sie denn gebracht worden?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie griff nach dem Lederzügel, der sich um meinen Hals zog und knöpfte ihn auf. Dann legte sie die Schlinge zusammen und befestigte sie wieder an ihrem Gürtel.

»Die Sonne schimmert hübsch in deinem kastanienbraunen Haar«, sagte ich.

»Ach?«

»Ja«, sagte ich. »Wußtest du, daß Mädchen mit kastanienbraunem Haar bei der Sklavenauktion oft höhere Preise bringen?«

»Nein«, antwortete sie. Dann winkte sie einige Wächter herbei, die sich im Hintergrund gehalten hatten. »Schnallt ihn auf das Gestell und peitscht ihn gründlich mit der Schlange aus! Ich will Blut sehen. Dann wird er im Gehege angekettet! Und morgen soll er an der Mauer arbeiten!«

»Die rothäutigen Jäger sind auf den Tabuk angewiesen«, sagte ich. »Ohne die Herde müssen sie verhungern.«

»Das interessiert mich doch nicht.«

Die Männer packten mich an den Oberarmen.

»Ach«, sagte sie, »du weißt vielleicht von einem Schiff mit Vorräten, das in den Norden wollte.«

»Ja.«

»Das ist versenkt worden. Morgen wirst du bestimmt die Bekanntschaft der Besatzung machen. Die Männer sind ebenfalls an der Mauer eingesetzt.«

»Wie habt ihr das Schiff aufbringen können?«

»Wir haben hier fünf Tarnkämpfer, die im Moment Patrouille fliegen. Die setzten das Schiff aus der Luft in Brand. Die Besatzung sprang über Bord und wurde später aufgefischt. Das Schiff brannte bis zur Wasserlinie nieder, lief auf Felsen auf und wurde

dann von den Gezeiten leckgeschlagen. In seinen Laderäumen tummeln sich jetzt die Haie. Ja, wir sind gründlich.«

Ich sah sie an. »Die rothäutigen Jäger werden verhungern«, sagte ich.

»Was scheren mich diese primitiven Rothäute?«

»Warum haltet ihr die Tabuks zurück? Was ist damit zu gewinnen?«

»Das weiß ich nicht«, sagte sie. »Ich führe hier nur meine Befehle aus.«

Die beiden Männer zerrten mich zur Seite und führten mich fort. Ich glaubte zu wissen, warum die Herde aufgehalten worden war. Ihre Rolle in den Plänen der Kurii schien mir klar zu sein. Es verwirrte mich nur, daß das Mädchen die Bedeutung nicht erkannte.

Anscheinend wußte sie nicht mehr, als es wissen mußte. Sie schien kein sonderliches Lichtlein zu sein. Der Sklavenkragen würde ihr besser stehen als die Rolle, die sie sich hier anmaßte.

## 10

»Lebt er noch?« fragte ein Mann.

Ich lag angekettet im Sklavengehege.

»Ja«, sagte der rothäutige Jäger.

»Er ist kräftig«, meinte ein anderer Mann.

Der Frau, die mich hatte auspeitschen lassen, hätte ich am liebsten den Hals umgedreht. Mühsam richtete ich mich auf.

»Ruh dich aus!« sagte Ram. »Es ist beinahe Morgen.«

»Ach, dich haben sie auch gefangen«, sagte ich. Ich hatte ihn in der Pagataverne in Lydius zurückgelassen.

Er grinste mich schief an. »Noch am gleichen Abend, sehr spät, überraschten mich die Kerle mit Tina in einer Nische mitten in unserem Vergnügen. Sie ließen mich nicht einmal fertigbumsen. Von Schwertspitzen bedroht, wurde ich gefesselt und unter eine Sklavenhaube gesteckt.«

»Wie war das Mädchen?« fragte ich.

»Schon nach einer Viertel-Ahn schnurrte sie, daß sie die meine wäre.« Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ein Prachtstück von einer Sklavin. Sie hat Pfeffer im Hintern wie selten eine.«

»Das hatte ich mir gedacht«, sagte ich. »Wo ist sie?«

»Ist sie nicht hier?« fragte er.

»Nein.«

»Wohin hat man sie gebracht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

»Ich möchte sie zurückhaben.«

»Sie ist doch nur eine Sklavin.«

»Ich möchte aber meine Nummer zu Ende bringen, bei der ich gestört wurde. Ich mag keine halben Sachen«, sagte er.

»Meinst du, sie ist die ideale Sklavin für dich?«

»Möglich. Ich weiß es nicht. Noch nicht.«

»Wie heißt du?« fragte ich den rothäutigen Jäger. »Verzeih mir«, fügte ich hinzu.

Rothäutige Jäger sprechen ihren Namen nicht gern aus. Sie fürchten, ihr Name könne sie verlassen. Daß er ihnen über die Lippen ging, aber nicht zurückkehrte.

»An deiner Kette ist ein Mann, den einige Jäger des Nordens Imnak nennen«, sagte der Mann. Einen Augenblick lang starrte er nachdenklich vor sich hin. Dann schien er zufrieden zu sein. Der Name war bei ihm geblieben.

»Ich bin Tarl«, sagte ich.

»Sei begrüßt, Tarl«, sagte er.

»Sei begrüßt, Imnak.«

»Ich habe dich schon einmal gesehen«, meldete sich ein Mann aus der Gruppe.

»Ja, ich kenne dich«, gab ich zurück. »Du bist Sarpedon, Tavernebesitzer in Lydius.«

»Ich habe dir die kleine Sklavin verkauft«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte ich. »Sie lebt jetzt als Sklavin in meinem Haus. Aber was ist mit dir? Deine Taverne wird von einem gewissen Sarpelius geleitet.«

»Ich weiß«, antwortete er. »Ich wünschte nur, ich könnte ihm die Kehle zudrücken.«

»Wie bist du hierher geraten?«

»Ich fuhr auf dem Laurius flußaufwärts, um mich bei den Panthermädchen nach frischen Sklavinnen umzusehen. Dabei wurde ich auf dem Fluß von fünf Tarnkämpfern überfallen, die mich in Ketten legten. Das war natürlich von vornherein geplant; mein Helfer Sarpelius hatte alles arrangiert.«

»Deine Taverne wird dazu mißbraucht, Arbeiter für die Mauer

zu kidnappen«, sagte Ram. Mehrere Männer brummt zornig vor sich hin.

»Gebt mir Sarpelius«, sagte Sarpedon, »dann Sorge ich dafür, daß ihr für eure Unannehmlichkeiten auf das Angenehmste entschädigt werdet.«

»Admiral«, sagte ein Mann zu mir.

»Dich kenne ich ebenfalls«, sagte ich. »Du bist Tasdrön, ein Kapitän im Lohne Samos'.«

»Das Schiff, das wir in den Norden steuern sollten, wurde in Brand geschossen und versenkt«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Ich habe als Kapitän versagt.«

»Es ist schwierig, sich gegen einen Tarnangriff zu wehren, gegen das herabströmende brennende Öl, das die Segel trifft«, sagte ich.

»Sie haben immer wieder angegriffen.«

»Dein Schiff war kein Kampfschiff«, sagte ich.

»Wer hätte schon vermutet, daß es nördlich von Torvaldsland Tarnkämpfer gibt?« fragte Ram.

»Im Frühling und Sommer kommt es vor«, sagte Sarpedon.

»Du hast wenigstens deine Männer gerettet«, stellte ich fest. »Das war gut gehandelt.«

»Was für ein Schiff war das?« fragte Imnak.

»Ich habe ein Schiff in den Norden geschickt«, entgegnete ich, »mit Nahrung für die Bewohner des Polarbeckens. Ich hatte erfahren, daß die Herde von Tancred den Schnee des Axtgletschers noch nicht betreten hat.«

Imnak lächelte. »Wie viele Felle hättest du für diesen Proviant gefordert?«

»Es wäre mir nicht darum gegangen, Gewinn zu machen«, sagte ich.

Imnaks Gesicht umwölkte sich.

Die Bewohner des Nordens sind stolz, Ich hatte ihn nicht beleidigen wollen.

»Es sollte ein Geschenk sein«, sagte ich. Der Austausch von Geschenken mußte ihm bekannt sein.

»Ah!« sagte er. Unter Freunden wurden Geschenke gegeben; sie spielen in der Kultur der Polregion eine große Rolle. Zuweilen kommt es dazu, daß ein Jäger kein Fleisch für seine Familie hat und ein anderer Jäger ihn in sein Haus einlädt, oder ihn mit

Fleisch besucht, um eine gemeinsame Mahlzeit einzunehmen. Diese freundliche Geste wird natürlich bei Gelegenheit erwidert.

Selbst die Abwicklung von Geschäften sieht im Norden zuweilen wie ein Geben und Nehmen von Geschenken aus, als wäre das direkte Kaufen und Verkaufen dazu geeignet, die empfindlichen und stolzen Jäger zu kränken. Ein Mann, der es wagt, dem dahin-huschenden Meeres-Sleen durch arktische Gewässer zu folgen, in einem schmalen Fahrzeug aus Tabukleder sitzend, nur mit schlichten Waffen und seinem Können ausgerüstet – ein solcher Mann läßt sich nicht gern als Händler ansprechen.

»Ich weiß, du bist klug und ich bin dumm«, sagte Imnak, »denn ich bin nur ein ungebildeter Bursche aus dem Polarbeken. Ich muß aber sagen, wenn wir im Sommer zur großen Jagd zusammenkommen, wenn die Herde eingetroffen ist: dann zählen wir mehrere hundert.«

»Oh«, sagte ich. Ich hatte mir nicht klargemacht, daß es so viele Jäger gab. Da hätte eine Schiffsladung den Hunger kaum stillen können, selbst wenn sie die Luftblockade der Kurii-Tarnkämpfer durchbrochen hätte.

»Außerdem befinden sich meine Leute im Binnenland«, fuhr Imnak fort, »und warten auf die Herde. Natürlich weiß ich, daß dir das bekannt war und daß du dir auch überlegt hast, wie du die Geschenke zu ihnen bringen solltest, so viele Tagesmärsche von der Küste entfernt.«

»Es ging nur um das eine Schiff«, sagte ich. »Und ich hatte mir nicht überlegt, wie schwierig es sein würde, den Proviant dorthin zu schaffen, wo er am dringendsten gebraucht wurde.«

»Habe ich mich verhöhrt?« fragte Imnak. »Ich traue meinen Ohren nicht. Hat da wirklich ein weißer Mann zugegeben, einen Fehler gemacht zu haben?«

»Ich habe einen Fehler gemacht«, sagte ich. »Wer im Süden als kluger Mann gilt, mag im Norden ein Dummkopf sein.«

Dieses Eingeständnis raubte Imnak einen Augenblick lang die Sprache.

»Du bist klüger als ich«, setzte ich nach.

»Nein«, sagte er. »Du bist klüger als ich.«

»Vielleicht bin ich klüger im Süden«, sagte ich. »Auf jeden Fall hast du im Norden die größere Erfahrung.«

»Mag sein.«

»Und du bist ein großer Jäger.«



Er grinste. »Ja, ich habe dann und wann gejagt.«

»Aufstehen! Aufstehen!« rief ein Wächter und schlug mit dem Speer gegen die Holzstangen des Geheges. »Zeit für euren Frühstücksbrei! Dann geht es an die Arbeit.«

Zwei Wächter betraten das Gehege und weckten grob die Männer.

»Nehmt diesem Mann die Ketten ab!« sagte Ram und deutete auf mich. »Er ist gestern mit der Schlange ausgepeitscht worden.«

Es geschah nicht selten, daß die Striemen der Schlange tödliche Folgen hatten, waren sie doch mit Draht und Eisenstücken besetzt.

»Es ist befohlen worden, daß er heute arbeitet«, sagte der Wächter.

Ram sah mich erstaunt an. Ich war bereits aufgestanden. Meine hübsche Bewacherin hatte mir dieses Schicksal angedroht; ich sollte ein für allemal erkennen, wessen Gefangener ich war.

»Ich habe Hunger«, sagte ich.

Der Wächter trat einen Schritt von mir zurück. Dann ging er weiter und überprüfte die Fußfesseln der anderen.

Wir wurden aus dem Gehege gedrängt. Auf dem Weg zum Küchenschuppen kamen wir an dem großen Holzpodest vorbei, auf dem der Rahmen für die Auspeitschungen stand. Vor dem Küchenschuppen mußten wir niederknien und erhielten Holzschalen. Dicker Brei wurde uns serviert, durchsetzt mit Brocken gekochten Tabukfleisches. Durch unsere Reihen gingen Distel und Fingerhut, das blonde Mädchen, das zur ersten Sklavin avanciert war und den Brei an die Männer austeilte.

Fingerhut schrie auf, als sie von einem der Männer an der Kette gepackt wurde. Sie schlug mit der Schöpfkelle auf ihn ein, konnte aber nicht verhindern, daß sie unter ihm zu Boden geworfen wurde. Doch sofort waren Wächter zur Stelle und brachten den Mann, der schon drauf und dran war, sie zu besteigen, mit Speerschäften zur Räson. »Sie ist für die Wächter!« sagten sie.

Entsetzt torkelte Fingerhut, deren Sklaventunika eingerissen war, einige Schritte zurück.

»Füll noch einmal nach!« sagte der Erste Wächter. »Sie müssen heute schwer arbeiten.«

Fingerhut und Distel begannen noch einmal rechts von mir am Ende der Reihe. Dabei versuchten sie den Männern nicht mehr zu nahe zu kommen. Sie kannten die Angst einer Sklavin unter Männern, die lange keine Frau mehr gehabt hatten.

Zu meiner Kette gehörten ungefähr vierzig Mann, An den gut siebzig Pasangs der Mauer waren mehrere solcher Ketten untergebracht, jeweils mit eigenen Gehegen und Unterkünften. So waren an der Mauer zwischen dreihundert und vierhundert Männer im Einsatz. Es war sicher kein Zufall, daß ich einer der mittleren Ketten zugeteilt worden war; zweifellos steckte meine hübsche Befehlshaberin dahinter. Sie war sehr stolz auf meine Gefangennahme, die sie ihrer eigenen Klugheit zuschrieb. Sie wollte mich in die sicherste Verwahrung stecken, die an der Mauer möglich war, in der Mitte, unweit ihres Hauptquartiers. Außerdem genoß sie es bestimmt, mich in Ketten zu beobachten.

Wir wurden an der hohen Plattform vorbeigeführt. Sie stand dort oben, flankiert von zwei Wächtern.

»Heute ist sie aber früh dran«, sagte einer der Männer.

In der Nähe der Plattform waren etliche Balken und schwere Steine aufgestapelt; offenbar war unsere Gruppe am vergangenen Nachmittag hier tätig gewesen. Daneben lagen in Felle gewickelte Werkzeuge.

»Hebt die Balken an!« befahl ein Wächter. »Nehmt die Steine auf!«

Gemeinsam mit Ram und Imnak und Kapitän Tasdron nahm ich einen der Balken auf die Schulter.

Die hübsche Kommandantin unserer Pein blickte auf uns herab. Ihr Gesicht war vor Freude gerötet.

»Sie trägt Männerfelle«, bemerkte Imnak.

Und damit hatte er recht, zumindest aus seiner Sicht. Die Frauen der rothaarigen Jäger gehen anders gekleidet als die Männer. Sie tragen weiche Sleenhautstiefel, die bis zur Hüfte reichen, dafür sind ihre Fellhosen nur kurz. Oben schließt sich ein Gewand aus perlenbesetzter Larthaut an. Bei kaltem Wetter tragen sie, wie die Männer, eine oder mehrere Kapuzenparkas aus Tabukfell. Tabuk ist der wärmste Pelz der Arktis. Die Haare eines Nord-Tabuk sind übrigens hohl. Die darin festsitzende Luft gibt dem Fell ausgezeichnete Isoliereigenschaften. Überhaupt spielt Luft bei der Bekleidung der rothäutigen Jäger eine große Rolle. Erstens sind die Kleidungsstücke, die aus Tierhäuten bestehen,

windundurchlässig. Der erwärmende Faktor ist die Luft zwischen Haut und Kleidung, die wegen des Gewichts der Parka und der Kapuze nicht nach oben entweichen kann und daher wärmt. Nach unten hin geht auch keine Wärme verloren, da warme Luft nach oben steigt. Interessanterweise besteht die Hauptgefahr dieser Kleidung darin, sich zu überhitzen. Es darf auf keinen Fall einen Niederschlag von Feuchtigkeit geben, keinen Schweiß, der die Kleidung durchnäßt, die daraufhin brüchig gefrieren kann. Der Jäger des Nordens begegnet dieser Gefahr, indem er den Kragen seines Kleidungsstücks öffnet und damit die Ventilation in Gang bringt. Die Kleidung des arktischen Jägers ist seinen Bedürfnissen im rauen Klima seiner Heimat bestens angepaßt. Sie ist warm, leichtgewichtig und gibt größte Bewegungsfreiheit. So sind zum Beispiel die Armlöcher der Parka so geschnitten, daß man Arme und Hände nach innen hereinziehen und am Körper wärmen kann.

»Leiste gute Arbeit, Tarl Cabot!« rief die hübsche Aufseherin von der Plattform.

»Abmarsch!« sagte der Wächter.

Im Gleichschritt setzten wir uns in Bewegung, zuerst den linken Fuß, dann den mit Ketten belasteten rechten.

Der Baumstamm war ungeheuer schwer.

»Das ist ja steinhart«, sagte Ram und hämmerte die Eisenstange, die er mit einem Stück Fell umfaßte, schräg in den Boden. Ein gefrorenes Stück splitterte los und fiel klappernd herab.

Auch ich stemmte eine Stange in das Loch. Ein Stück gefrorenes Erdreich wirbelte zur Seite.

Wir versuchten ein schräges Loch zu graben, denn die Stämme, die wir anbringen sollten, waren als diagonale Verstärkung hinter der eigentlichen Mauer gedacht. Wir waren etwa eine halbe Pasang von der Plattform entfernt an einer Stelle der Mauer, die ziemlich geschwächt war. Davon hatte ich schon tags zuvor erfahren, ehe ich von der blonden Aufseherin aus ihrem Hauptquartier geleitet worden war. Den ganzen Tag war hier mit Balken und Steinen gearbeitet worden, doch es gab noch viel zu tun. Die kritische Stelle befand sich, wenn man auf die Tabukherde hinunterschaute, links von der Plattform. Der mittlere Teil der Mauer erstreckte sich natürlich quer zur Mitte des natürlichen Wanderweges der Tabuk. Manchmal drängten die frustrier-

ten Tiere gegen die Mauer, manchmal auch nicht ganz freiwillig wenn der Druck der nachrückenden Tiere zu stark wurde. Von Zeit zu Zeit, wenn sie etwas Platz harten, rannten jüngere Stiere aufgebracht mit ihrem Horn gegen das störende Bauwerk an. Die Tiere begriffen das Hindernis nicht, es regte sie auf. Warum gab es nicht nach?

Zwei- oder dreimal hatte die Mauer tatsächlich nachgegeben, das erfuhr ich jetzt, war aber jedesmal noch rechtzeitig wieder instandgesetzt worden.

»Ein Stein kommt hierher«, sagte ein Wächter.

Die Männer, die den schweren Brocken herbeischleppten, lehnten ihn gegen die Mauer. Dort würde er die Barriere abstützen, wenn auch nicht so gut wie die Balkenstreben, die wir aufzustellen versuchten.

Auf der anderen Seite der Mauer bewegten sich viele tausend Tabuks. Neue Tiere trafen täglich ein, aus den Gegenden östlich von Torvaldsland.

»Wegen des Permafrosts«, sagte ich zu Ram, »können die Stämme der Mauer nicht allzu fest sein.«

»Sie stehen aber tief genug«, sagte er. »Ohne entsprechenden Arbeitseinsatz sind sie nicht herauszuziehen.«

»Arbeiter haben wir doch wohl genug«, sagte ich.

»Vielleicht solltest du diese Sache mit den Wächtern besprechen«, meinte er.

»Die wären damit sicher nicht einverstanden.«

»Was hast du vor?«

Wir waren zusammengekettet, doch von den anderen gelöst, damit wir besser arbeiten konnten. Ringsum waren mehrere andere Sklavenpaare auf gleiche Weise am Werk. So konnte die große Kette immer wieder in kleine Arbeitsgruppen aufgeteilt werden.

»Imnak«, fragte ich, »möchtest du gern nach Hause reisen?«

»Ich habe seit vier Monden keinen Trommeltanz mehr gesehen«, antwortete er.

»Tasdrön«, fragte ich, »hättest du gern ein neues Schiff?«

»Ich würde es für die Abwehr von Tarnkämpfern ausrüsten«, sagte er. »Dann sollen sie nur versuchen, es zu erobern.«

»Seid nicht töricht«, sagte ein anderer Mann. »Flucht ist sinnlos. Wir sind angekettet. Es gibt viele Wächter, auch wenn sie nicht alle hier sind.«

»Ihr habt keine Verbündeten«, sagte ein anderer Mann.

»Das ist ein Irrtum«, sagte ich, »wir haben viele tausend Verbündete.«

»Ja!« rief Ram. »ja!«

Die Schlüssel zu unseren Fußfesseln wurden von dem Ersten Wächter verwahrt, der über unsere Kette gebot.

»Nicht so viel reden«, sagte ein Wächter. »Ihr seid hier, um eine Mauer zu verstärken, nicht um zu klatschen wie Sklavinnen.«

»Ich fürchte, die Mauer hier bricht gleich ein!« sagte ich und deutete auf eine Stelle zwischen zwei dicken Holzpfehlern.

»Wo?« fragte er und begab sich zur Mauer, die er mit den Händen betastete.

Es war sicher nicht klug von ihm, seinen Gefangenen den Rücken zuzudrehen.

Von hinten schleuderte ich ihn gegen die Mauer. Mit beträchtlicher Wucht prallte der Kopf dagegen. Dann winkte ich die ringsum stehenden Männer näher zu mir, bis der Wächter nicht mehr zu sehen war. Sein Schwert hielt ich in der Hand.

»Was ist da los?« rief der Erste Wächter.

»Du bringst uns alle an den Galgen«, sagte ein Mann.

Der Wächter drängte sich links und rechts um sich schlagend durch unsere Gruppe. Dann entdeckte er seinen gestürzten Kollegen. Erbleichend drehte er sich um, die Hand auf den Schwertgriff gelegt. Doch die Klinge in meiner Hand hatte sich bereits auf seine Brust gerichtet.

Mit schnellen Bewegungen nahm ihm Ram seine Schlüssel ab. Er befreite mich und sich und reichte die Schlüssel an Tasdrön weiter.

»Ihr habt keine Chance«, sagte der Erste Wächter. »Im Rücken habt ihr die Mauer und vor euch zahlreiche Wächter, die sehr schnell alarmiert werden können.«

»Ruf die anderen beiden Bewacher zu dir!« forderte ich.

»Nein, das tue ich nicht«, antwortete er.

»Die Entscheidung liegt bei dir«, fuhr ich ihn an und grub im die Schwertspitze in die Brust.

»Warte!« rief er und rief: »Jason! Ho-Sim! Kommt an die Mauer!«

Ahnungslos eilten die beiden herbei, und gleich darauf besaßen wir vier Schwerter und zwei Speere. Die Männer trugen

keine Schilde, denn sie waren nur zur Bewachung von Gefangenen eingeteilt worden.

»Hauptmann!« rief ein fünfter Wächter aus einiger Entfernung.  
»Alles in Ordnung?«

»Ja!« rief er zurück.

Doch anscheinend hatte der Mann einen Speer zwischen der Arbeitern gesehen. Hastig machte er kehrt und rannte so schnell er konnte auf die Plattform und die Hauptgebäude zu.

»Einen Speer!« forderte ich.

Doch als ich die Waffe in der Hand hielt, war der Mann bereit außer Reichweite.

»Er schlägt Alarm«, sagte der Erste Wächter. »Euer Versuch ist gescheitert. Gebt mir die Waffen zurück, legt euch die Ketten wieder an, dann will ich mich dafür einsetzen, daß ihr mit der Leben davonkommt!«

»Also, Freunde«, sagte ich, »jetzt wollen wir frohgemut an du Arbeit gehen. Ich glaube nicht, daß wir noch viel Zeit haben.«

Energisch machten wir uns daran, die Mauer zu öffnen.

»Ihr seid ja wahnsinnig!« rief der Erste Wächter. »Ihr werdet alle zertrampelt.«

Sobald wir einen der Pfähle aus der Erde und zur Seite gehoben hatten, drängte Imnak durch die Öffnung und verschwand zwischen den Tabuk.

»Na, der kommt wenigstens durch«, sagte einer der Männer.

»Ach was, der Tod ist ihm sicher«, sagte ein anderer.

Imnaks Flucht enttäuschte mich. Ich hatte angenommen, daß er aus härterem Holz geschnitzt wäre.

»Schnell, Jungs!« drängte ich. »Beeilt euch!«

Ein zweiter Pfahl wurde aus dem Boden gezogen, angehoben von Brechstangen und vielen Händen.

Die Alarmglocken bimmelten laut; ihr Klang vibrierte durch die klare kalte Luft von Torvaldsland.

»Beeilung, Jungs!« rief ich.

»Ihr auch!« wandte ich mich an die drei Wächter, die wieder zu Bewußtsein gekommen waren. »Wenn ihr gut arbeitet, kommt ihr vielleicht mit dem Leben davon.«

Widerstrebend beteiligten sie sich ebenfalls an der Aktion um zerrten Balken aus dem steinharten Boden.

Plötzlich drängte sich ein riesiger Tabuk durch die Öffnung und schob etliche Männer zur Seite.

»Schnell!« rief ich. »Weitermachen!«

»Wir werden umkommen!« rief der Erste Wächter. »Ihr kennt diese Ungeheuer nicht!«

»Wächter kommen!« rief ein Mann.

Vierzig oder fünfzig Wächter liefen auf uns zu; sie hatten die Waffen gehoben.

»Ergebt euch!« sagte der Erste Wächter.

»Arbeite!« forderte ich ihn warnend auf.

Er merkte, daß ich bereit war, an ihm ein Exempel zu statuieren. Da griff auch er zu, so kräftig er konnte.

»Ich ergebe mich! Ich ergebe mich!« rief ein Mann und lief auf die Wächter zu. Wir sahen, wie er brutal niedergemacht wurde.

Ich griff nach dem Speer, den man mir vor einiger Zeit in die Hand gedrückt hatte. Ich schleuderte ihn in die Gruppe der Wächter, die noch etwa fünfzig Meter entfernt war. Ein Mann sank zu Boden. Der Speer ragte ihm aus der Brust.

Abrupt blieben die Wächter stehen. Sie hatten keine Schilde. Ich hob den zweiten Speer.

»Arbeitet!« rief ich den Männern hinter mir zu.

»Hau-ruck!« rief Ram.

Zwei weitere Tabuk drängten sich durch die Lücke in der Mauer. Das war nicht genug. Die Tiere wußten nicht, daß die Mauer offenstand. Vier weitere Tabuk trotteten an der Öffnung vorbei, als witterten sie einen Weg in die Freiheit. So ging es nicht.

Ich bedrohte die Wächter mit dem Speer. Sie schwärmten aus, was ein kluger Schachzug war, und rückten vorsichtig näher.

Ein weiterer Balken wurde zur Seite gerollt, und zwei Tabuk drängten auf unsere Seite der Mauer.

»Tötet ihn!« hörte ich den Anführer der Wächter befehlen.

Es kamen nicht genügend Tabuk durch! Die Wächter rückten immer näher.

Hinter der Mauer gellte eine Stimme auf. »Aja! Aja! Beeilt euch, meine Brüder! Aja!«

Die Männer, die an der Zerstörung der Mauer arbeiteten, begannen zu jubeln.

Plötzlich galoppierten vierzig oder fünfzig Tabuk an mir vorbei, so schnell, daß ich sie nur als braunen Schimmer wahrnahm. Sie wurden von einem prächtigen Tier angeführt, einem riesigen Stier, mindestens vierzehn Hand Schulterhöhe mit einem ge-

drehselt aussehenden Elfenbeinhorn von gut einem Meter Länge. Es war der Leitstier der Herde von Tancred.

»Aja!« tönte es hinter den Tieren.

Plötzlich schien ein Damm gebrochen zu sein. Ich warf mich rücklings gegen die Balken. Die Wächter gaben ihre Position auf und flohen.

Wie eine wogende Hut, wie eine dröhnende und braune Lawine, nur verschwommen sichtbar, schnaubend, Köpfe und Körper hochschnellend, so hasteten die Tabuk an mir vorbei. Auf einem kleinen seitlichen Hügel sah ich den Anführer stehen, stampfend und schnaubend, den Kopf hochwerfend. Er beobachtete die an ihm vorbeiströmenden Tabuk und galoppierte dann an die Spitze der Herde. Weitere Tabuk, ein gut sechzig Fuß breiter Strom, donnerten an mir vorbei. Ich hörte Holz brechen, ich sah weitere Teile der Mauer einstürzen, ganze Balkengruppen, die auf dem Rücken der galoppierenden Tabuk ein Stück mitgenommen wurden, mitgerissen, mitschwimmend in diesem bräunlichen, unaufhaltsamen Fluß aus Leder und Horn, der sich nach Norden richtete. Weitere Stämme brachen, und ich wich zu meiner Linken aus. Nach wenigen Minuten war der Tabukstrom mehr als zweihundert Meter breit. Der Boden erzitterte unter den Hufen. In dem Staub vermochte ich kaum noch etwas zu erkennen, geschweige denn frei zu atmen.

Ich spürte nur, daß Imnak grinsend neben mir auftauchte. Wir hatten es geschafft.

## 11

Ich band ihr die Handgelenke zusammen. Meine Männer jubelten.

Wie erwartet, war es kaum zu kämpferischen Zusammenstößen gekommen.

Kaum war die Mauer eingerissen, da hatte sich der Attentäter Drusus mit mehreren seiner Männer aus dem Staub gemacht. Einige andere Wächter hatten ebenfalls die Beherrschung verloren und waren mit Vorräten in den Süden geflohen. Ohne die Mauer sahen sie ihren Auftrag als erledigt an. Sie wollten nicht zurückbleiben und sterben.

Mit den Wächtern und Arbeitsgruppen östlich der Bresche in



der Mauer hatten wir kaum Schwierigkeiten. Kein Problem war es gewesen, die Uniformen der Wächter anzuziehen und so zu tun, als brächten wir eine neue Kette von Männern nach Osten. Natürlich waren die Männer an der Kette nicht wirklich gefesselt bis auf die Gefangenen an den Enden, bei denen es sich um ehemalige Wächter handelte, die jetzt die Lumpen von Arbeitern trugen. Ich war Schwertkämpfer, und auch Ram erwies sich als geübt im Umgang mit der Klinge. Die Männer, die sich plötzlich unseren Waffen gegenüberstehen und der Mehrzahl der angeblichen Arbeiter, die ihre Ketten abwarfen und sie einkreisten, leisteten kaum Widerstand. Bald trugen sie wie ihre Kollegen Arbeiterlumpen und Handschellen. Am Ostende der Mauer überraschten wir mit einer ähnlichen List das Lager der Jäger. Einige Männer entwischten uns; sie galoppierten sofort nach Süden los, doch andere konnten wir gefangennehmen und in Ketten legen. Außerdem erbeuteten wir mehrere Langbögen und etliche hundert Pfeile. Die Bögen gab ich an meine Männer weiter, die dem Bauernstand angehörten; sie konnten damit umgehen.

Am Ende der Mauer brach Imnak beim Anblick der getöteten Tabuk in Tränen aus. Fell und Haut des Tabuk liefert dem Jäger aus dem Norden nicht nur Kleidung, sondern auch das Rohmaterial für Decken, Schlafsäcke und andere Gebrauchsgegenstände. Das Leder läßt sich zu Geschirren für den Schnee-Sleen und die rothäutigen weiblichen Haustierte verarbeiten. Außerdem zu Eimern und Zelten und Kajaks, den leichten und schmalen Lederkanus der Jäger, mit denen sie sich an Meeres-Säugetiere anpirschen. Schnüre, Harpunentaue und Nähgarn lassen sich aus den Sehnen des Tabuk herstellen. Knochen und Horn des Tieres werden Pfeilspitzen, Nadeln, Fingerhüte, Spachtel, Keile und Messer geformt. Fett und Knochenmark lassen sich als Brennstoff verwenden. Darüber hinaus ist beinahe das gesamte Tier eßbar.

Jards kreisten zu Millionen über den Kadavern wie riesige Fliegen. Sie flatterten unwirsch auf, wenn Imnak an ihnen vorbeiging, ließen sich aber nur kurz bei ihrer Mahlzeit stören.

Er schaute über die zahlreichen Kadaver hin. Nur jeder zehnte war abgehäutet worden. Alles andere blieb völlig unverwertet, vom Fleisch über die Sehnen, bis zu den Knochen. Den Jägern war es auch nicht darauf angekommen, die Herde von Tancred voll zu nutzen. Sie hatten sie vernichten wollen.

Mit einem Aufschrei stürzte sich Imnak auf einen der gefesselten Jäger. Ich verhinderte, daß er den Mann umbrachte.

»Wir müssen weiter«, sagte ich und übergab mich in Schnee. Der Gestank war zuviel gewesen für meinen Magen.

Ich fesselte sie rücksichtslos. Meine Männer freuten sich lautstark. Ich bin deine Gefangene, Kapitän«, sagte sie.

Ich reagierte nicht, sondern reichte sie an einen meiner Männer weiter.

»Wir verlassen uns auf dein Wort«, sagte Sorgus der Fellräuber unbehaglich.

»Darauf kannst du dich auch verlassen«, antwortete ich.

Mit seinen Männern verließ er den großen Holzbau, in dem er Zuflucht gesucht hatte und schob sich nervös zwischen meinen Männern hindurch. Ich hatte zugelassen, daß sie ihre Waffen behielten. Mir ging es nicht darum, unwichtige Nebenfiguren umzubringen.

Auf der Westseite der Mauer war nämlich nicht alles so glatt gegangen. Als die Männer und Wächter dort von dem Mauereintrich und den weiteren Entwicklungen erfuhren, war der größte Teil geflohen. Andere hatten sich jedoch unter dem Kommando Sorgus' zusammengefunden und waren ausgeritten, um das Blatt doch noch zu wenden. Bei ihrem Angriff war ihnen allerdings nicht bewußt gewesen, daß neun unserer Männer mit Bögen aus gelbem Ka-la-na-Holz bewaffnet waren und als Landvolk auch damit umgehen konnten. Hinter jedem dieser Schützen standen Männer mit Bündeln von Pfeilen in den Händen. Von der Streitmacht Sorgus', die im Anfang fünfundneunzig Mann umfaßt hatte, waren etwa fünfzig dem Pfeilhagel der Verteidiger zum Opfer gefallen. Nur fünf waren überhaupt nahe an die Bogenschützen herangekommen, und um die hatte ich mich gekümmert. Daraufhin hatte Sorgus mit den vierzig Überlebenden einen Ausfall in Richtung Versammlungshaus gemacht und sich darin verschanzt.

»Er wartet auf die Rückkehr der Tarnkämpfer, die noch auf Patrouille sind«, sagte Ram.

Einem Angriff aus der Luft waren wir ziemlich schutzlos ausgesetzt. Ein von einem angreifenden Tarn abgeschossener Pfeil, beschleunigt durch die Schwerkraft und das Bewegungsmoment des geflügelten Tiers, kann sich einen Fuß tief in kompaktes

Holz bohren. Die Abwehr dagegen, die nach oben gerichtete Pfeile, die sich gegen die Anziehung des Planeten behaupten müssen, kann nur eine begrenzte Reichweite und Wirksamkeit haben. Außerdem würden meine Männer auseinanderlaufen müssen, was natürlich zur Folge hatte, daß Sorgus und seine Leute unter dem deckenden Beschuß ihrer Tarnkämpfer einen Ausfall aus dem Gebäude machen würden.

»Wann sollen die Tarnkämpfer von der Patrouille zurückkehren?« fragte ich.

»Keine Ahnung«, antwortete Ram.

»Sorgus!« rief ich laut.

»Ich höre dich!« hatte der Mann aus dem Holzgebäude geantwortet.

»Ergib dich!«

»Kommt nicht in Frage!« antwortete er. Pfeile waren auf die Tür gerichtet, hinter der er stehen mußte.

»Ich möchte weder dich noch deine Männer töten müssen«, fuhr ich fort. »Wenn du sofort kapitulierst, dürft ihr alle eure Waffen behalten und friedlich abziehen.«

»Hältst du mich für einen Dummkopf?« rief er zurück.

»Wann rechnest du damit, daß deine Tarnkämpfer zurückkehren?« fragte ich.

»Bald!«

»Dann hoffe ich, um deinetwillen, Sorgus, daß sie bald hier sind, und zwar innerhalb einer Ahn.«

Ich postierte meine Bogenschützen rings um das Gebäude.

»Was soll das heißen?« fragte Sorgus.

»Ich werde das Haus in Brand stecken!«

»Warte!«

»Entweder zieht ihr jetzt friedlich ab«, sagte ich, »oder ihr sterbt in der nächsten Ahn. Dieses Angebot gilt für dich und deine Männer.«

Immer neue Männer stießen zu uns, teilweise noch in den Ketten, in denen die Wächter sie im Stich gelassen hatten. Sie kamen aus den weiter östlich liegenden Abschnitten der Mauer. Wir würden uns später um sie kümmern. Aber auf diese Weise standen nun etwa dreihundertundsiebzig Mann rings um den Ibu, auf die eine oder andere Weise bewaffnet, einige sogar mit Steinen. Und die Männer waren nicht sonderlich gut auf das Gesindel in dem Holzbau zu sprechen.

»Woher soll ich wissen, daß du uns wirklich ziehen läßt?«

»Ich habe es versprochen. Und ich bin ein Krieger.«

»Woher sollen wir das wissen?«

»Schicke deinen besten Schwertkämpfer heraus, dann beweiset ich es dir!«

Schweigen. Niemand kam aus dem Gebäude.

»Ich warte eine Ahn lang. Dann lasse ich den Versammlungssaal anstecken.« Und ich gab Befehl, die Brände vorzubereiten.

Wenige Sekunden später hörte ich aus dem Inneren ihre schrille, entsetzte Stimme. »Nein, nein!« flehte sie. »Kämpft auf Leben und Tod! Wehrt euch bis zum letzten Mann!«

Da wußte ich, daß ich gewonnen hatte.

Sorgus trat aus der Tür, die Hände erhoben, das Schwert achtlos an der Hüfte.

Ich blickte Sorgus und seinen Männern nach.

»Ich bin eine freie Gefangene«, sagte sie. »Ich fordere alle entsprechenden Rechte und Privilegien.«

»Nehmt den Männern die Ketten ab«, befahl ich und deutete auf die früheren Gefangenen, die erst jetzt zu uns gestoßen waren.

»Ja, Kapitän«, sagte ein Mann, der ein Schmied war.

Ich wandte mich der blonden Gefangenen zu.

»Ich bin eine freie Gefangene...«

»Halt den Mund!« befahl ich. »Du hast hier mal das Kommando geführt. Aber damit ist es vorbei. Du bist jetzt nichts anderes als ein Mädchen auf Gor.«

Erschrocken sah sie mich an.

»Wann werden die Tarnkämpfer zurückerwartet?« fragte ich.

»Bald«, sagte sie drohend.

Ein Mann riß ihr den Kopf am Haar zurück. Ich setzte ihr den Dolch an die Kehle.

»Vier Tage«, flüsterte sie. »Sie sollen am Nachmittag des ersten Tages der Passage-Hand wieder hier sein.«

»Fessele sie!« sagte ich zu dem Mann. »Und wenn die Tarnkämpfer vor dem angegebenen Nachmittag eintreffen, schneidest du ihr die Kehle durch.«

»Nein!« rief sie.

»Wir haben viel zu tun«, wandte ich mich an meine Männer. »Die Mauer muß restlos vernichtet werden. Danach dürft ihr die

verbleibenden Vorräte und die Beute unter euch aufteilen und verschwinden. Sollte sich jemand verdrücken wollen, ehe die Arbeit getan ist, so wird er zwischen den toten Tabuk angepflockt!«

Die Männer musterten sich unbehaglich. Sie hatten keine Lust, den aassfressenden Jards als Mahlzeit angeboten zu werden.

»Imnak«, sagte ich. »Du ersteigst die Plattform und hältst Wache. In zwei Ahn wirst du abgelöst.«

Er brummte etwas und wandte sich der Treppe zu.

»Wir haben Hunger«, sagten einige Männer.

»Ich auch. Bratet euch etwas. Aber es wird kein Paga getrunken. Für heute ist es zu spät, um mit der Arbeit zu beginnen. Aber morgen geht es los.«

Jubelgeschrei brandete auf.

Am Morgen würden sich die Männer bereitwillig an die Arbeit machen. Ich nahm nicht an, daß die Zerstörung der Mauer lange dauern würde, sicher nicht länger als bis zur Passage Hand. Als Arbeiter hatten wir mehr als dreihundertundfünfzig Mann zur Verfügung. An vielen Stellen war die Mauer auch schon durch den Ansturm der Tiere in den letzten Wochen geschwächt worden.

Ich hörte zwei Mädchen jammern. Ein Mann kam aus dem Küchenschuppen, in dem Fingerhut und Distel sich versteckt hatten. Er zerrte sie hinter sich her.

»Halt!« befahl ich. »Wir sind ehrliche Männer. Die Mädchen gehören Imnak.«

»Er ist ein rothäutiger Jäger!« rief jemand.

»Und einer von uns«, fügte ich hinzu. »Keiner macht sich ohne seine Erlaubnis an die Mädchen heran. Notfalls Sorge ich mit dem Schwert für Disziplin!«

Ich blickte auf die knienden Mädchen hinab. »Es sind hier viele Männer, die zweifellos Hunger haben. Vielleicht solltet ihr in den Küchenschuppen zurückkehren und eurer Arbeit nachgehen.«

»Ja, Herr!« riefen sie.

»Zieht eure Tuniken herunter!« sagte ich warnend.

Weinend flohen sie in den Küchenschuppen, wobei sie die kurzen Gewänder langzuziehen versuchten, damit von ihrer Schönheit nicht zu viel sichtbar war. Die Männer lachten brüllend. Ich lächelte. Die kurzen, an der Seite geschlitzten Kleid-

der waren nicht dazu angetan, einem Mädchen bei diesem Bestreben Erfolg zu verheißen.

»Wir sind jetzt allein«, sagte ich zu ihr.

Es war der frühe Nachmittag des ersten Tages der Passage Hand.

»Ganz allein?« fragte sie.

»Ja«, antwortete ich.

»Wo sind die Männer?«

»Die Arbeit ist getan. Die Mauer ist umgelegt und verbrannt, ebenso alle Gebäude bis auf den Versammlungsbau dort hinten. Die Arbeiter haben sich Wertsachen und Gold genommen und sind verschwunden – in den Süden.«

»Sie haben mein Gold?« fragte sie entgeistert.

»Ja. Zehn Metallkassetten wurden aufgebrochen, der Inhalt aufgeteilt. Nur wenige Männer sind mit diesem reichen Lohn für ihre Dienste unzufrieden.«

»Dann bin ich jetzt ohne Geldmittel«, sagte sie.

»Du bist hübsch. Vielleicht findet sich ein Mann, der dich am Leben erhält.«

»Du bist ein Scheusal!«

»Die gefangenen Wächter und Jäger sind freigelassen und mit Proviant ausgestattet worden. Auch sie haben den Weg in den in Süden angetreten.«

»Du bist sehr großzügig!«

»Manchmal – gegenüber Männern.«

»Was ist mit dem rothäutigen Jäger?«

»Von allen, die an der Mauer arbeiten mußten, hat er als einziger den Weg nach Norden eingeschlagen.«

»Und die beiden Mädchen?«

»Die hübschen Dinger laufen vor ihm her«, antwortete ich. Imnak hatte einen kleinen Schlitten gebaut, der ihm bei der Überquerung des Axtgletschers von Nutzen sein konnte. Fingerhut und Distel zogen ihn über den Schnee der weiten Tundra. Vor der Abreise hatte er die Mädchen noch angewiesen, sich für den Norden geeignete Kleidung zu machen; Felle gab es ja genug an der Mauer. Der Schlitten war schwer beladen, aber Gold war kaum dabei gewesen. Imnak hatte größeren Wert auf Zucker und Bazitsee, Felle und Werkzeuge gelegt. Interessanterweise hatte er auch viel Holz auf den Schlitten gepackt, Planken wie auch

Pflöcke, denn dieses Baumaterial ist im Norden von großem Wert.

Aus Holz lassen sich Schlitten und Zeltstangen und Rahmen für Kajaks und Umiaks machen, die großen, breiten Boote für mehrere Fischer, die beim Walfang gebraucht werden. Im Lande des Imnak gedeihen keine Bäume, und so mußte der Holzbedarf notdürftig durch gelegentliche Funde an der Küste gedeckt werden, Treibholz, das viele hundert Pasangs weit im kalten Wasser getrieben war.

»Auch du solltest lieber fliehen«, sagte Sidney Anderson.

»Die Arbeiter sind nicht geflohen«, gab ich zurück. »Sie kehren lediglich in ihre Heimat zurück.«

»Du bist aber hiergeblieben.«

»Ja – und mit einer ganz bestimmten Absicht.« An ihren Fesseln zerrte ich sie hoch und hinter mir her.

»Wohin bringst du mich?«

Ich ging zielstrebig auf die Plattform mit dem Auspeitschgestell zu und zerrte sie rücksichtslos die Stufen hinauf.

»Was hast du vor?« fragte sie.

»Bald werden doch die Tarnkämpfer kommen, oder?«

»Ja«, sagte sie zornig.

»Du wirst jetzt den Priesterkönigen dienen, meine kleine Schönheit«, sagte ich. »Und zwar als Lockvogel.« Und ich fesselte sie mit den Händen an das Gestell.

Die Tarnkämpfer waren vorsichtig. Sie waren zu fünft Mehrmals umflogen sie das Gebiet.

Trotz der Höhe hatten sie sicher keine Mühe, die hübsche Gefangene zu identifizieren, die auf der Plattform stand. So hoch im Norden gab es nur wenige weiße Mädchen. Sie würden sie also erkennen. Natürlich mußte ihnen auch auffallen, daß die Mauer und die Gebäude zerstört waren – bis auf die Versammlungshalle.

Daraufhin würde ein Tarnkämpfer landen, um sich umzusehen.

Ich legte einen Pfeil aus schwarzem Temholz auf und spannte den gelben Bogen. Die Bogensaite bestand aus Hanf, der mit Seide durchflochten war. An dem Pfeil waren Federn der Vosk-Möwe befestigt.

»Vorsichtig!« schrie Sidney Anderson, als ihr der Knebel aus dem Mund gezogen worden war. »Einer ist noch hier!« Aber ich

nahm nicht an, daß er sie hörte. Sie schrie auf, und er wirbelt zur Seite und stürzte von der Plattform, den Pfeil in der Brust. Im gleichen Sekundenbruchteil warf ich den Bogen fort und sprintete auf den Tarn zu. In den Sattel springend, zerrte ich heftig am Einer-Zügel. Das geflügelte Monstrum schrie vor Wut auf und bäumte sich flügelschlagend zurück. Ich lehnte mich zur Seite und wich den zustoßenden Krallen eines aus dem Himmel herabstoßenden Vogels aus. Wieder zog ich am Zügel und warf damit den Vogel beinahe auf den Rücken, der automatisch die Krallen hochgerissen hatte. Fast wäre ich aus dem Sattel gefallen, als mein Tarn, von dem nächsten Angreifer getroffen, zurückgeschleudert wurde und wieder an Höhe verlor; dabei befanden wir uns erst vierzig Fuß über dem Boden. Beide Vögel stürzten sich kreischend aufeinander. Scharfe Krallen zuckten vor. Ein Armbrustpfeil sirrte an meinem Kopf vorbei. Ein dritter Tarn rückte von links näher. Ich zerrte den Schild aus den Sattelschlaufen und wehrte die scharfen Krallen ab, die im Leder tiefe Furchen hinterließen. Der vierte Tarn befand sich unter uns. Ich sah, wie der Mann mit dem Speer noch oben stieß. Die Spitze verwundete mich am Bein. Ich zog den Tarn nach links, wobei wir unseren unmittelbaren Gegner mitrissen. Der Tarnkämpfer links von mir zog den Einer-Zügel, um nicht mit seinem Kampfgenossen in Konflikt zu geraten. Der Bursche, dessen Tarn mein Tier zu zerreißen versuchte, benutzte einen Sechser-Zügel, und entschwand nach rechts oben. Auf der linken Seite fuhr ein Armbrustpfeil durch meinen Sattel, im nächsten Augenblick raste der Schütze hinter mir vorbei. Nun hatte mein Tarn wieder freie Bahn.

Meine vier Gegner formierten sich zu einer Gruppe und gewannen im großen Bogen an Höhe, etwa hundert Meter von mir entfernt. Ich ließ meinen Tarn ebenfalls aufsteigen, schneller und höher, um eine Position über den Männern zu erreichen. Und dann war die Sonne hinter mir, und sie flogen tiefer. Sie öffneten die Formation und begannen mich einzeln zu umkreisen. Sie hatten keine Lust, aus dem Tarnhinterhalt, aus der Sonne heraus überfallen zu werden. Aber ich achtete darauf, daß ich den Vorteil der Höhe nicht verlor. Vorsichtshalber legte ich den Bauchgurt um und untersuchte den Schild. Er war zwar eingerissen, konnte mir aber noch nützlich sein. Am Sattel war ein Speer befestigt, den ich aus seinen Schlaufen löste. Hinter dem Sattel



hing ein Bündel Pfeile. Tief unter mir war das Mädchen angebunden. Plötzlich lachte ich befreit auf. Ich zog noch einmal am Einer-Zügel. In den Wolken wollte ich meine Gegner erwarten.

Die goreanischen Monde standen hoch am Himmel, als ich auf die Plattform zurückkehrte.

Es war eine lange Jagd gewesen. Sie hatte sich über Distanzen von mehreren Pasangs bewegt. Zwei Mann waren so dumm gewesen, mir in die Wolken zu folgen, die anderen beiden waren geflohen. Erst am späten Nachmittag hatte ich sie einholen können. Sie hatten verzweifelt und gut gekämpft.

»Du bist ihnen entkommen«, sagte das Mädchen staunend. Es waren doch vier!«

Mein Tarn war geschwächt und blutüberströmt. Ich wußte nicht, ob er es überleben würde, denn zuletzt hatten sich die Männer an dem Tier ausgelassen. Erst kurz danach war es mir gelungen, die Jagd zu beenden.

»Du mußt fliehen«, sagte sie, »ehe sie zurückkehren!«

»Glaubst du immer noch, daß sie dich retten werden?« fragte ich.

»Aber ja!«

»Sie sind tot.«

Ich war müde. Zum erstenmal berührte ich sie mit voller Absicht, griff ihr in den Ausschnitt und nahm ihre Brüste in die Hand. Sie war wirklich begehrenswert.

»Faß mich nicht an!« fauchte sie und schrie auf, als ich die vier abgeschlagenen Köpfe vom Sattel losband und ins trockene Gras warf. Ich war müde und hatte aus der Wunde am Bein viel Blut verloren. Ich wandte mich ab, stieg von der Plattform und begab mich in den Versammlungsbau, um zu schlafen.

»Du Barbar!« kreischte sie hinter mir her. »Du Barbar!«

Am nächsten Morgen erwachte ich mit frischen Kräften. Die Sonne stand strahlend am Himmel, ich hatte gut gegessen und mir einen Rucksack fertiggemacht, in dem sich meine Habseligkeiten und etliche Vorräte befanden. Schließlich erstieg ich die Plattform, auf der das Mädchen bewußtlos lag.

Ich rüttelte sie wach. »Ich gehe jetzt«, sagte ich.

Sie blickte mich verständnislos an. Ich wandte mich ab und blickte über die Tundra, die einsame Landschaft, die verkohlten

Überreste der Mauer und der anderen Gebäude. Den Versammlungsraum wollte ich noch in Brand stecken, ehe ich ging. Der Norden ist eine Einöde, die auf ihre abweisende Art sehr schön sein kann. Es war kühl. In der Nacht hatte es etwas geschneit. Einige Nachzügler der Tabukherde überquerten vorsichtig die Linie, die einmal die Mauer gewesen war. Sie würden der Herde nach Norden folgen, ohne zu ahnen, daß es hier jemals ein unüberwindliches Hindernis gegeben hatte.

»Willst du mich hier zurücklassen? Soll ich sterben?« Ich schnitt sie los und löste ihre Fesseln. Sie sank wimmernd auf die Holzbohlen der Plattform und raffte ihre Felle zusammen, die dort lagen.

Dann verließ ich das Podest. In wenigen Ehn hatte ich den letzten intakten Bau angezündet. Das Mädchen kniete reglos auf der Plattform. Sie war mein Feind.

Ich drehte mich um und schlug den Weg nach Norden ein. Auch ich würde der Herde folgen. Ich schaute nicht zurück.

Gegen Mittag rastete ich und aß getrocknetes Fleisch. Ich beobachtete die kleine Gestalt, die langsam näherkam. Als sie noch drei oder vier Meter entfernt war, blieb sie stehen und kniete im Schnee nieder.

»Bitte«, sagte sie.

Ich warf ihr ein Stück Fleisch zu, das sie heißhungrig hinunterschlang. Ich stand auf. Ich mußte weiter.

»Ich habe noch keinen Mann kennengelernt, der so stark ist«, sagte sie und erschauerte. Ich schrieb diese Anwandlung der Kälte zu.

»Was ist mit dem Tarn?« fragte sie.

»Das Tier war schwach«, sagte ich. »Ich habe ihm die Freiheit gegeben.«

»Du wanderst nach Norden.«

»Ich habe dort etwas zu erledigen.«

»Du willst zu Fuß gehen?«

»Ja.«

»Deine Überlebenschancen sind gering.«

»Ich werde von der Herde leben. Die einzige Gefahr geht für mich vom Winter aus.«

Dieser Jahreszeit fielen zuweilen sogar rothäutige Jäger zum Opfer.

»Du darfst mir nicht weiter folgen«, sagte ich.

»Ich kann im Norden nicht allein leben. Und der Weg in den Süden ist weit.«

»Das interessiert mich doch nicht«, sagte ich und dachte daran, daß sie dieselben Worte gebraucht hatte, als ich sie auf das Schicksal der rothhäutigen Jäger aufmerksam machte, die auf die Herde von Tancred angewiesen waren.

»O nein!« schluchzte sie. »Bitte! Ohne einen Mann, der mich schützt und mir zu essen gibt, bin ich verloren!«

»Was für ein hübsches Ding du bist!« sagte ich spöttisch.

»Ich will ja auch nicht als freie Frau mitkommen!« rief sie.

»Ach? Weißt du überhaupt, was du da sagst?«

»Ja«, flüsterte sie. »Ich bitte dich, deine Sklavin sein zu dürfen.« Sie begann zu weinen.

Ich blickte sie an.

»Bei einem Mann von deiner Macht könnte ich nichts anderes sein als eine Sklavin.«

»Das gilt gegenüber jedem Goreaner«, sagte ich.

»Ja, ja!« rief sie.

»Sind dir die Rituale der Versklavung bekannt?« fragte ich.

»Ich, Sidney Anderson von der Erde, unterwerfe mich Tarl Cabot von Gor als Sklavin, vorbehaltlos.«

Ich erkannte, daß sie sich insgeheim gefragt hatte, wie es sich anfühlen mochte, Sklavin zu sein. Sie hatte sich mit der Angelegenheit beschäftigt. Ein gutes Vorzeichen.

Ein wunderschönes, exquisites kleines Ding, so hockte sie vor mir.

Ich nahm ein Stück Lederschnur und band es ihr einige Male verknotet um den Hals. Dies war ihr Kragen; zugleich gaben die Knoten darüber Auskunft, daß sie mir gehörte.

Sie blickte furchtsam zu mir auf. Sie war meine Sklavin.

Ich fuhr ihr mit den Händen durch die Haare. »Du bist Arlene«, sagte ich.

Sie erbehte. »Ja... Herr«, antwortete sie.

Dann warf ich sie rücklings in den Schnee, um sie zu lehren, was der Sklavenkragen bedeutete.

Am meisten machte mir wohl das Fehlen von Blumen zu schaffen.

Etwa fünf Tage, nachdem ich die Sklavin Arlene unterworfen hatte, erreichte ich den Rand des Axtgletschers. Dort stieß ich auf das Lager Imnaks, der Fingerhut und Distel bei sich hatte.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte Imnak. »Ich dachte mir schon, daß du kommen würdest.«

»Warum?«

»Ich habe die Felle und Vorräte gesehen, die du an der Mauer für dich auf die Seite legtest«, antwortete er. »Du hast im Norden etwas zu erledigen.«

»Ganz recht.«

Er fragte nicht weiter. Er war ein rothäutiger Jäger. Er wußte, daß ich ihm meine Pläne erzählen würde, wenn ich es wollte. In einem Beutel an seinen Gürtel befand sich die kleine Schnitzerei aus bläulichem Stein, der Kopf eines Kur mit einem halb abgerissenen Ohr.

»Ich hatte gehofft, daß du auf mich warten würdest«, sagte ich. »Ein Mann wie ich könnte Probleme haben, das Eis zu überqueren.«

Ich wußte, daß er mich dabei beobachtet hatte, wie ich meinen Rucksack packte.

Imnak grinste. »Du hast die Tabuk befreit.« Dann wandte er sich an seine Mädchen. »Baut das Lager ab!« befahl er. »Ich will nach Hause.«

Mit Imnaks Hilfe würden wir den Axtgletscher überqueren und die Innuits finden, wie sie sich nannten, ein Wort, das in ihrer Sprache »das Volk« bedeutet. Ich mußte daran denken, daß sich Zarendargar in der an mich gerichteten Botschaft als »Kriegsgeneral des Volkes« bezeichnet hatte. Damit hatte er vermutlich sein eigenes Volk oder seine Rasse gemeint, ein Begriff, der nicht ungewöhnlich ist. Die Innuits kennen außerdem keine »Kriegsgeneräle«. Das Kriegsführen ist ihnen im Grunde fremd. Im allgemeinen leben sie in kleinen Gruppen. Angesichts der Weite ihrer Heimat wäre jeder Krieg sinnlos gewesen. Im Norden brauchte man Freunde, keine Feinde. Die geringe Größe der Gruppen führt zu einer strikten sozialen Kontrolle, die darüber hinaus kriminelle Entwicklungen gar nicht erst entstehen läßt.

Ich blickte über das Eis des Axtgletschers. Dahinter lag das weite polare Becken.

Der Norden ist ein abweisendes Land. Wenn man ständig damit beschäftigt ist, sich der harten Natur zu erwehren, bleibt wenig Raum, sich dem Luxus der Kriegführung hinzugeben. Überdies schienen die Innuits von ihrer Kultur wie auch Rasse her gar nicht dazu geeignet, gewalttätig vorzugehen. Sie schienen mir ein freundliches, liebenswürdiges Volk zu sein. Feindseligkeit ist ihnen fremd. Gäste werden auf das Herzlichste begrüßt und großzügig bewirtet. Natürlich sind auch sie nicht ohne Fehler, doch scheinen die Innuits im großen und ganzen glücklich und zufrieden zu sein. Vielleicht leben sie deshalb in dieser Landschaft. Vielleicht sind sie nicht in der Lage oder willens, sich mit aggressiven Gruppierungen auseinanderzusetzen. Ihre Zurückhaltung, so sieht es aus, hat dazu geführt, daß sie ans Ende der Welt gedrängt wurden. Wo niemand anders leben will, haben die Innuits, gesellig und liebevoll, ihre öde Zuflucht gefunden.

Imnaks Peitsche senkte sich auf Fingerhuts nackten Rücken. Das blonde Mädchen, das in einem früheren Leben einmal Barbara Benson gewesen war, verstärkte ihre Anstrengungen, den Schlitten zu beladen. Distel, das dunkelhaarige Mädchen, das früher Audrey Brewster geheißen hatte, spuckte sich ebenfalls, um nicht auch bestraft zu werden.

Die rothäutigen Jäger sind zwar sanftmütig, doch ihren Sklavinnen erlegen sie eine strikte Disziplin auf.

»Wie ich sehe, hast du auch ein Geschöpf«, sagte er und blickte an mir vorbei auf die liebliche Arlene.

Im dünnen Schnee stand sie verängstigt vor dem rothäutigen Jäger. Sie trug eine ärmellose Pelzjacke, mit Lederschnur zusammengehalten, Beinkleidung aus Fell und Lederstücke, die sie sich um die Füße gebunden hatte. Sie begriff noch nicht einmal, daß sie jetzt eigentlich niederknien mußte.

»Die Sachen werden im Norden nicht genügen«, sagte Imnak.

»Vielleicht kannst du ihr beibringen, sich geeignetere Kleidung zu nähen«, schlug ich vor.

»Ich habe meine Mädchen darin unterwiesen«, antwortete er. »Sie werden es ihr zeigen.«

»Vielen Dank«, sagte ich.

Es war unter der Würde eines Mannes, einem Mädchen das Nähen beizubringen.

»Wie ich sehe, trägst du das Leder am Hals«, sagte Fingerhut zu Arlene.

»Und ich sehe, daß deine Brüste unbedeckt sind«, antwortet« Arlene.

»Zieh deine Jacke aus!« wies ich Arlene an. Widerstrebend gehorchte sie meinem Befehl. Imnak riß die Augen auf. Er begrüßte es sicher, daß dieses hübsche Mädchen ab sofort zu unserer Gruppe gehörte.

»In die Geschirre«, sagte Imnak.

Fingerhut und Distel bückten sich und legten sich die breiter Zugbänder über die Schultern.

»Ihr seid wie Tiere, ja?« rief Arlene.

»Kannst du noch ein Zuggeschirr anbringen?« fragte ich Imnak.

»Natürlich.«

Und nach kurzer Zeit stand auch Arlene zornbebend vor dem Schlitten.

Imnak ließ die Peitsche knallen, und die Mädchen stemmten sich in die Bänder. Der schwer beladene schmale Schlitten setzte sich auf dem Gestein in Bewegung und glitt dann auf das Eis des Axtgletschers, Imnak und ich hielten den Schlitten von hinten fest, damit er nicht zu schnell bergab fuhr. An dieser Stelle war das Eis des Axt-Gletschers von vielen tausend Tabuk-Hufen zertrampelt worden, eine gut hundertundfünfzig Meter breite Spur: Wir würden der Herde folgen.

Wir brauchten zehn Tage für die Überquerung des Axtgletschers. In den Bergen des Nordens gibt es viele Eisformationen und auch Gletscher, doch der Axtgletscher ist auf jeden Fall der breiteste und bekannteste. Wie gefrorene Flüsse oder Seen aus Eis neigen sich diese Gletscher der Küste des Thassa entgegen das Meer suchend, einige Fuß weit im Jahr vorrückend, unmerklich wie Gestein. Mehr als einmal hörten wir ein unvorstellbar lautes Dröhnen und Krachen, wenn riesige Eisstücke, hundert Fuß oder breiter, vom Rand der Eisschicht abbrachen und ins Meer stürzten. Auf diese Weise entstehen Eisberge. Diese riesigen Brocken, teilweise groß wie ein Gebirge, wurden dann von den Meeresströmungen ergriffen und ins Nordmeer getrieben, den nach Osten reichenden Arm des Thassa am polaren Becken. In diesem Nordmeer sollte es einen »Berg, der sich nicht bewegt«

geben, sofern es sich nicht um eine Erfindung handelte, ein Eisberg, der angeblich weder von den Winden, noch von den starken Wasserströmungen vom Platz bewegt werden konnte. Manchmal sahen wir das Meer sogar von unserer Position aus – dunkle Wasserflächen, mit weißen Eisbergen durchsetzt. Einige Eisberge ragen gut dreihundert Meter hoch in die Luft und sind oft viele Meilen lang. Noch eindrucksvoller erscheinen diese Größenordnungen und die Kräfte, die sie hervorgebracht haben, wenn man sich klarmacht, daß das oberhalb der Wasserlinie sichtbare Eis nur ein Bruchteil des Volumens darstellt, das sich unterhalb der Meeresoberfläche befindet. Das Süßwassereis, aus dem diese Eisberge entstehen, ist nicht so dicht wie das Salzwasser, in dem sie schwimmen; es hat nur etwa sieben Achtel des Gewichts. So befindet sich bei jedem Eisberg siebenmal mehr Masse unter der Wasseroberfläche, als darüber. Diese Eisbrocken sind wie bewegliche Riffe und können der Schifffahrt gefährlich werden. Trotzdem fallen ihnen nur wenige goreanische Schiffe zum Opfer, die im allgemeinen sehr flach gebaut sind, so daß sie gefahrlos sehr nahe an die Eisberge heranfahren können. Außerdem entgeht manches goreanische Schiff einer Katastrophe dadurch, daß es beim Zusammenprall nicht zerschellt, sondern wegen seiner flachen Bauweise zuweilen auf das Eis hinaufgleitet. Darüber hinaus sind solche Boote wegen ihres geringen Gewichts sehr manövrierfähig und können daher einem auftauchenden Hindernis auf viel geringere Entfernung noch ausweichen. Ferner ist es in der goreanischen Schifffahrt üblich, von einigen Ausnahmen abgesehen, die Boote nachts an Land zu nehmen, so daß sie außer Gefahr sind, wenn die Sicht besonders schlecht ist; können sie nicht landen, legen sie zuweilen die Masten um und werfen Anker. Im übrigen sind die meisten goreanischen Schiffe mit Rudern versehen, so daß die Besatzung im Notfall nicht dem Wind ausgeliefert ist und sich mit Ruderkraft von Eis befreien kann. Schließlich lassen sich nur wenige goreanische Schiffe in den Monaten der Dunkelheit in nördlichen Gewässern blicken, und hoch im Norden friert das Meer zu. Der Eisberg ist für die Schiffe weniger gefährlich als das Meer selbst, wenn es zuzufrieren beginnt. Wird ein Schiff im Eis gefangen, muß es ständig freigehauen werden, um nicht dem Druck des Eises ausgeliefert zu sein; die sich verschiebenden Eisschichten können es wie brüchige Aste zermalmen.

»Har-ta!« trieb Imnak die Mädchen zur Eile an. Manchmal sprach er goreanisch zu ihnen, manchmal seinen Heimatdialekt. Imnak beherrschte das Goreanische recht gut. Er war mehr als einmal in den Süden gezogen, um Felle und Häute zu verkaufen. Die meisten rothäutigen Jäger beherrschen die Sprache nicht.

Imnak und ich halfen mit, indem wir uns gegen die hölzernen Pfähle am Heck des Schlittens stemmten.

Imnak wollte natürlich, daß Fingerhut und Distel goreanisch sprachen. Würde ein weißer Händler nicht mehr für sie bezahlen, wenn sie seine Befehle verstanden?

Die Spitze des Schlittens richtete sich nach oben und zeigte dann wieder auf die Ebene der felsigen Einöde des Nordens. Der Axtgletscher, ausufernd wie die gefährliche Klinge einer Torvaldsland-Axt, lag nun hinter uns.

»Har-ta!« rief Imnak. Wir setzten unseren Weg fort.

Mehrere Bergketten erstreckten sich östlich und nördlich von Torvaldsland, jeweils miteinander verbunden und ineinander übergehend. Der Axtgletscher verläuft in einem Tal zwischen zwei solcher Gebirge. Sämtliche Bergketten zusammengenommen werden zuweilen Hrimgar-Berge genannt, was auf goreanisch Barriere-Gebirge bedeutet. Es handelt sich allerdings nicht um eine Barriere, wie zum Beispiel die Voltaj-Berge oder die Thentis-Berge oder das Ta-Thassa-Gebirge. Die Hrimgar-Berge sind bei weitem nicht so zerklüftet oder unüberwindlich wie jene anderen Gebirgsformationen und sind von zahlreichen Pässen durchzogen. Einer dieser Pässe, durch den wir gingen, heißt der Paß von Tancred, denn ihn benutzt auch die Herde von Tancred bei ihrer jährlichen Wanderung.

Vier Tage nach Verlassen des Axtgletschers erreichten wir den Scheitelpunkt des Passes von Tancred, links und rechts von den Hrimgar-Bergen gesäumt. Dahinter neigte sich die Paßebene und in der Ferne erstreckte sich die Tundra des polaren Beckens. Sie ist viele tausend Pasangs breit und viele hundert tief; sie erstreckt sich weit über alle Horizonte bis zur Südküste des Nordmeeres.

Es war wohl ein sehr bewegender Augenblick für Imnak. Er blieb mitten im Paß stehen und verweilte lange Zeit reglos, den Blick starr auf die Weite der kalten Tundra gerichtet.

»Ich bin zu Hause«, sagte er schließlich.

Dann schoben wir den Schlitten weiter.



Ich paßte wohl nicht auf, wohin ich ging. Ich beobachtete den Burschen, der in die Pelzdecke geschleudert wurde. Der Lederball traf mich in den Rücken. Aber dabei blieb es nicht. Im nächsten Augenblick hämmerte eine kleine Frau des rothäutigen Jägersvolks zornig darauf herum. Sie ließ meinen Rücken erst in Ruhe, als ich mich umdrehte und sie dadurch gezwungen war, auf meine Brust zu hauen. Nach einer Weile hielt sie inne und begann mich lautstark auszuschimpfen.

In gewisser Weise bin ich schon froh, daß Worte weniger gefährlich sind als Pfeile und Dolche, sonst hätte sie gewiß wenig von mir übriggelassen. Jedenfalls war sie es nach einer Weile leid und schloß den Mund. Die Blicke und Bemerkungen der Zuschauer ließen erkennen, daß sie ganze Arbeit geleistet hatte.

Zornig blickte sie mich an. Sie trug die hohen Pelzstiefel und kurzen Fellhosen einer Frau aus dem Norden. Da wir nach dem Empfinden dieses Volkes einen heißen Tag hatten, trug sie wie die meisten Frauen der roten Jäger keine Oberbekleidung. Um ihren Hals hingen einige Bänder. Sie war recht hübsch und ihr Temperament hätte einen weiblichen Sleen in den Schatten stellen können. Ihre Kleidung war ziemlich verschlissen. Ihre ganze Art und ihre spitze Zunge ließen dagegen erkennen, daß sie eine bedeutsame Persönlichkeit war. Später sollte ich erfahren, daß unverheiratete Töchter einflußreicher Männer oft die ärmlichsten Felle tragen mußten – vielleicht als Ermutigung für die Mädchen, so anziehend wie möglich auf die Männer zu wirken. Es obliegt nämlich dem männlichen Partner oder Ehemann der Frauen, sie gut einzukleiden. Im Falle meiner temperamentvollen Kritikerin hatte dieses Prinzip aber offensichtlich noch nicht funktioniert – und das überraschte mich nicht. Der Mann, der ihr Festkleidung schenkte, mußte schon eine gehörige Portion Mut mitbringen.

Sie warf den Kopf in den Nacken und wandte sich ab. Wie die meisten Frauen der rothäutigen Jäger trug sie das Haar zu einem Knoten gebunden oben auf dem Kopf.

»Du hast ihr den Schuß verdorben«, sagte ein Mann zu mir.

»Das tut mir leid«, gab ich zurück.

Die junge Frau hatte mit anderen Jugendlichen ein fußballähnliches Spiel gespielt; Tore waren ins Gras gezeichnet. Zu spät hatte ich erkannt, daß ich versehentlich mitten durch das Spielfeld gelatscht war.

»Sie hat eine spitze Zunge«, sagte der Mann.

»In der Tat. Wer ist sie?«

»Poalu, die Tochter Kadluks.« Die rothäutigen Jäger sprechen ihren eigenen Namen zwar nur widerstrebend aus, doch mit den Namen anderer gehen sie freizügig um. Es ist ja nicht ihr Name, und sie sehen keine Gefahr, daß er womöglich entweicht, wenn sie ihn benutzen. Manchmal ist es sehr schwierig oder sogar unmöglich, einem Nordländer seinen Namen zu entlocken. Oft erfährt man dann den Namen eines Freundes, der einem schließlich den gewünschten Namen mitteilt. Auf diese Weise lernt man beide Männer kennen, doch keiner mußte seinen Namen selbst sagen.

»Ein hübsches Ding, nicht wahr?« sagte der Mann.

»Ja«, sagte ich. »Hast du die Absicht, ihr ein Festgewand anzubieten?«

»Ich bin doch nicht verrückt«, antwortete er. »Kadluk wird sie nie loswerden.«

Ich fand, an dieser Einschätzung der Lage war etwas dran.

»Hast du einen Freund, der vielleicht deinen Namen kennt?« fragte ich.

Er rief einen Mann herbei, der in der Nähe stand. »Jemand möchte jemandes Namen wissen«, sagte er.

»Er ist Akko«, sagte der Mann und entfernte sich wieder.

»Ich kann meinen Namen selbst sagen. Ich stamme aus dem Süden. Ich bin Tarl.« Ich wartete einen Augenblick lang. »Tarl, hörst du? Mein Name hat mich nicht verlassen.«

»Vielleicht ist er ganz schnell zurückgekehrt«, sagte Akko vorsichtig. »Gutes Jagen.«

»Gutes Jagen«, gab ich zurück, und er entfernte sich.

Vor sechs Tagen waren Imnak und ich mit unseren Sklavinnen aus dem Paß von Tancred herabgestiegen. Die große Tabukjagd war bereits im Gange gewesen. Viele hundert Frauen und Kinder der rothäutigen Jäger waren pasangweit ausgeschwärmt und hatten die Herde brüllend und Pfannen schlagend in die große Steingrab-Allee gelenkt. Diese Grabmäler aus aufeinandergestapelten Steinen, jeweils vier oder fünf Fuß hoch, darauf schwarze Erde, bildeten einen langen, gut zwei Pasangs tiefen Trichter. Die Herde, die sich beim Grasens auf der Tundra auseinandergezogen hat, wird zu Tausenden von den Treibern in das große offene Ende des Trichters getrieben. Die Grabmäler, die entfernt Men-

schen ähneln, sorgen auf unerklärliche, unterschwellige Weise dafür, daß die Tiere im Trichter bleiben, obwohl sie gar nicht richtig eingepfercht sind. Nur sehr wenige Tiere entweichen zwischen den einzelnen Grabstätten. Die Herde hastet durch den Trichter, an dessen Ende sie natürlich kehrmacht und verwirrt durcheinanderläuft. Viele Tiere werden getötet bis sich einige Tabuk, die klüger oder entsetzter sind als die anderen, aus der Gruppe lösen und schnaubend auf die freie Weite der Tundra galoppieren.

Ich beobachtete den Ringkampf zweier Männer.

Noch hatte ich Imnak nichts von der blauen Figur erzählt, die ich in der Tasche trug, von der Darstellung des Kur mit dem halb abgerissenen Ohr.

Im fernen Süden machte ich die blaue Kette der Hrimgar-Berge aus. Im Norden erstreckte sich die Tundra bis zum Horizont.

Viele Goreaner wissen nicht, wie es im hohen Norden wirklich ist. Zum einen ist es sehr trocken. Es fällt hier weitaus weniger Schnee als in südlicheren Breiten. Wenn aber Schnee fällt, dann schmilzt er nicht wieder so schnell. Der größte Teil des Terrains ist Tundra, eine kalte, allenfalls leicht gewellte, baumlose Ebene. Wegen des geschmolzenen Oberflächeneises und des darunter liegenden Permafrosts, der ein Einsickern verhindert, ist die Tundra im Sommer oft weich und morastig. Im Winter und in den Frühlings- und Herbstperioden stellt sie sich öde und abweisend dar, vom Wind heimgesucht, gefroren. Zu diesen Zeiten halten sich die rothäutigen Jäger am Meer auf, im Frühling und Herbst an den Küsten, im Winter draußen auf dem Eis.

Im Sommer jedoch ist die Tundra alles andere als eintönig. Überall blühen kleine Blumen. Der größte Teil der Pflanzen ist perennierend, da die Wachstumsperiode zu kurz ist, als daß im Jahreszyklus lebende Gewächse ihre Entwicklung vollenden könnten. Im Winter schlummern viele Knospen dieser Pflanzen in einer weichen Hülle, die sie vor der Kälte schützt. Es gibt in der goreanischen Arktis im Umkreis von fünfhundert Pasangs vom Pol etwa zweihundertundvierzig verschiedene Pflanzengattungen. Davon ist interessanterweise keine giftig oder mit Dornen bewehrt. Im Sommer gedeihen Blumen und Pflanzen beinahe überall.

Manchmal erscheinen im Sommer sogar Insekten – langgeflü-

gelte schwarze Fliegen, die sich in großen Schwärmen auf die Zeltbahnen und Gesichter setzen.

Zwei Kinder liefen an mir vorbei. Sie spielten Fangen.

Ich blickte nach Norden, Dort wartete Zarendargar auf mich.

»Hilf uns, Tarl!« sagte Akko, der Mann, mit dem ich mich vorhin bekanntgemacht hatte.

»Er ist ein kräftiger Bursche«, meinte ein anderer.

Ich folgte Akko und seinen Freunden an eine Stelle, wo zwei Gruppen von Männern warteten. Zwischen ihnen lag ein schweres geflochtenes Tau aus gezwirbeltem Sleen-Leder.

Ich wurde an ein Ende des Seils gestellt. Nach kurzer Zeit begannen wir, von begeisterten Zuschauern beobachtet, mit dem Wettkampf. Viermal spannte sich das Seil, und viermal siegte unsere Mannschaft. Man gratulierte begeistert und schlug mir heftig auf den Rücken.

Dementsprechend war ich bei guter Laune, als ich zu Imnaks Zelt zurückkehrte.

»Sei begrüßt, mein Freund«, sagte ich. »Hast du einen guten Tag gehabt?« fragte ich.

»Ja«, sagte er. »In der Tat.«

»Wie ist das Mädchen mit den kastanienbraunen Haaren?« fragte ich.

»Großartig«, gab er zurück. »Aber Fingerhut und Distel sind noch besser.«

Das bezweifelte ich nicht, denn sie waren schon länger Sklavinnen gewesen.

»Mach uns Tee, Arlene!«

»Ja, Herr«, sagte sie.

Imnak, Fingerhut und Distel schliefen. Draußen kreiste die tiefstehende Arktissonne am Himmel. Sie ging nicht unter.

»Herr«, flüsterte Arlene.

»Ja?«

»Darf ich zu dir in den Schlafsack kommen, Herr?«

Ich ließ sie zu mir herein und legte ihr den Arm um den zierlichen Körper. Ihr Kopf ruhte auf meiner Brust.

»Heute hast du mich gezwungen, zu einem Mann zu gehen und mich von ihm nehmen zu lassen«, sagte sie. »Wie stark du bist!« fügte sie staunend hinzu und küßte mich. »Ich wußte nicht, was das Sklavendasein wirklich bedeutet.«

»Das weißt du immer noch nicht.«

»Aber du bringst es mir bei.«

»Vielleicht.«

»Es ist ein seltsames Gefühl.«

»Du hast Angst davor?«

»Ich... ich spüre da etwas in mir...«

»Du hast das Zeug zu einer echten Sklavin, du weißt es nur noch nicht.«

»Nein«, sagte sie.

»Kämpfe gegen das Gefühl an.«

»Das werde ich tun.«

»Aber es wird dir nichts nützen.«

Sie schwieg.

»Du bist gegen deine Instinkte erzogen worden. Die Gesellschaft aus der du kommst, hat kein Interesse an den psychobiologischen Bedürfnissen der menschlichen Frau. Die große Maschine ist zum Selbstzweck programmiert, nicht mit der Absicht, ihren menschlichen Bestandteilen dienlich zu sein.«

»Ich möchte kein Teil einer Maschine sein«, sagte sie.

»Dann lieg still und lausche auf deinen Herzschlag.«

»Beim Lärm der Maschine kann man kaum etwas hören.«

»Aber es schlägt«, sagte ich. »Hör nur hin!«

Sie liebkoste mit den Lippen meinen Penis.

»Laß das!« sagte ich, packte ihr Haar und riß ihren Kopf beiseite. »Man hat dich auf eine bestimmte Funktion getrimmt und dich nie gelehrt, wirklich zu leben.«

»Wie falsch es ist, zu leben!« schluchzte sie.

»Vielleicht ist es gar nicht falsch.«

»Ich wage es nicht, ich selbst zu sein«, sagte sie.

»Warum nicht?«

»Weil ich das Gefühl habe, daß tief in mir wirklich eine Sklavin steckt.«

»Eines Tages wirst du erweckt werden und feststellen, daß diese Sklavin du selbst bist.«

»O nein!«

Sie spreizte die Beine, und ich drang in sie ein.

»Sicher hat sie dich schon interessiert, dieses Mädchen, dein tiefes, wahres Ich.«

»Nein!« Sie schwieg lange Zeit, während ich sie mit langsamen, tiefen Stößen nahm. Dann sagte sie: »Ja, ich habe mich mit

ihr beschäftigt. Langsam beginne ich zu begreifen, was es heißt, eine wahre Sklavin zu sein.«

Sie schrie, auf, als sie den Höhepunkt erreichte und klammerte sich stöhnend an mich.

»Du hast noch keine Ahnung«, sagte ich und küßte sie.

## 13

Wenn man sich auf der Tundra an einen Tabuk anschleichen will, scheitert das oft an mangelnder Deckung. Ich folgte Imnaks Beispiel und kroch auf dem Bauch hinter ihm her, den Hornbogen in der Hand, einen Pfeil lose auf der Sehne. Ich fror scheußlich, denn ich war durchnäßt. Es ist kalt auf der Tundra, die im Sommer streckenweise einem Sumpf ähnelt.

Etwa hundert Meter von uns entfernt grasten elf Tabuk friedlich auf dem Moos.

Leider hat der Hornbogen, der aus Stücken beschnittenen Tabukhorns geformt ist, mit Sehnen zusammengebunden, eine Reichweite von höchstens dreißig Metern. Vor dem Schießen mußte man sich daher dem Tier vorsichtig nähern. Im Norden ist das Holz knapp, und Langbögen gibt es hier nicht. Das Holz würde bei der Kälte auch frieren und brechen, wenn man versuchte, es bis zum üblichen Anschlag zu bringen. Ich hatte zwar einen Langbogen mit in den Norden gebracht, wollte mich aber mit dem Hornbogen vertraut machen, da die andere Waffe in diesen Breitengraden ziemlich unbrauchbar war. Es fällt schwer eine Welt zu beschreiben, die großer Kälte ausgesetzt ist. Ein Nagel kann unter dem Hammer in winzige Stücke zerfallen. Urin kann frieren, ehe es den Boden berührt. Das Jaulen eines Sleen hört man zehn bis zwölf Meilen weit. Ein normal geführtes Gespräch auf einen halben Pasang, ein Berg, der in der klaren Luft sehr nahe wirkt, mag in Wirklichkeit vierzig Pasangs entfernt sein. Die kalte Luft, die auf das Fell eines Sleen trifft, bringt einen Dampf hervor, der das Tier beinahe verschwinden läßt, und ein fliehender Tabuk kann eine Spur aus solchen Dunstwolken hinterlassen. Manchmal friert einem der Atem im Bart fest und verwandelt ihn in eine Eismaske.

Ich fluchte lautlos, als der Tabuk sich grasend einige Schritt entfernte.

Ich hatte Imnak die Jagd vorgeschlagen, denn ich wollte allein mit ihm sprechen, ohne daß die Mädchen mithörten. Bei einer Jagd, so dachte ich, war dazu am besten Gelegenheit, jetzt wünschte ich, wir hätten die Sklavinnen einfach zum Moossammeln geschickt.

Meine Gedanken kreisten um einen Becher heißen Bazi-Tee.

Wir versuchten uns an einen großen Tabukstier heranzupirschen. Wieder entfernte er sich von uns.

Ich widerstand dem Wunsch, aufzuspringen und mit gespanntem Bogen schreiend auf das Tier zuzulaufen.

Ich folgte Imnak. Er schien zu einem Teil der Tundra geworden zu sein. Wenn sich der Tabuk umdrehte und mit aufgestellten Ohren in unsere Richtung blickte, hielten wir inne.

Schon mehr als zwei Ahn lang krochen wir auf dem Bauch herum.

Imnak bedeutete mit einer Geste, daß ich neben ihn rutschen sollte.

»Ist dir kalt?« flüsterte er.

»O nein.«

»Seltsam«, sagte er. »Ich friere sehr.«

»Das freut mich zu hören. Ich nämlich auch.«

»Du scheinst keine gute Laune zu haben«, sagte er. »War Arlene keine ansprechende Gefährtin in deinem Schlafsack?«

»Sie war nett«, sagte ich. »Wie war Fingerhut?«

»Sie quatscht viel.«

»Manche Mädchen sind eben lauter als andere«, sagte ich.

»Stimmt. Vielleicht ist deine Laune nicht so gut, weil dir kalt ist«, fuhr er fort.

»Darauf könnte man beinahe wetten. Aber warum bist du bei guter Stimmung, wenn dir kalt ist?«

»Es ist schon schlimm genug, wenn man friert – ohne auch noch schlechte Laune zu haben.«

»Ich verstehe.« Aus irgendeinem lächerlichen Grund heiterte mich seine Bemerkung auf.

»Ich wollte mit dir auf die Jagd gehen, weil ich etwas Wichtiges zu besprechen habe.«

»Komisch«, antwortete ich. »Ich wollte etwas mit dir bereden.«

»Mein Anliegen ist sehr ernst«, sagte er.

»Das meine auch.«

»Die Männer aus dem Süden muß man vorsichtig anspre-

chen«, sagte Imnak. »Sie sind so empfindlich und seltsam. Sonst hätte ich schon längst davon angefangen.«

»Oh«, sagte ich. Aus ähnlichen Gründen hatte ich es bisher vermieden, Imnak Näheres über meinen Auftrag im Norden mitzuteilen.

»Bei meiner Sache geht es um Poalu, die Tochter Kadluks.«

»Dein Anliegen ist ernster als das meine«, sagte ich. »Mir ging es lediglich darum, die Welt zu retten.« Noch gut erinnerte ich mich an Poalu, das kupferhaarige Temperamentbündel, das ich beim Fußballspielen gestört hatte.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte Imnak.

»Egal. Was ist mit Poalu?«

»Ich liebe sie.«

»Das ist bedauerlich.«

»Liebst du sie auch?«

»Nein, ich finde nur, es ist bedauerlich für dich.«

»Oh«, sagte er und fügte hinzu: »Das ist nicht unwahrscheinlich, aber es fällt schwer, solche Dinge zu steuern.«

»Da hast du recht.«

»Außerdem liebt Poalu mich auch.«

»Bist du dessen sicher?«

»Aber ja«, sagte er. »Als ich das Festkleid in das Haus ihres Vaters brachte, warf sie den Nachttopf nach mir.«

»Das ist in der Tat ein gutes Zeichen«, sagte ich.

»Ein andermal prügelte sie mit einem Stock auf mich ein und nannte mich einen Tunichtgut.«

»Es liegt auf der Hand, daß sie an dir sehr interessiert ist.«

»Nur seltsam, daß ein so hübsches Mädchen so wenige Freier hat«, sagte Imnak nachdenklich.

»Ja, sehr seltsam.«

»Akko, der mein Freund ist meint, es käme einem Sprung in eine Grube voller halb verhungelter Schnee-Leem gleich, sich mit einer solchen Frau einzulassen. Meinst du das auch?«

»Ja«, sagte ich. Genaugenommen war Akkos bildhafter Vergleich noch sehr sanft – wie es nun mal zu einem rothäutigen Jäger paßte.

»Ich bin nur leider sehr schüchtern«, fuhr Imnak fort.

»Das kann ich mir kaum vorstellen«, sagte ich. »Du scheinst mir ein sehr mutiger Bursche zu sein.«

»Nicht bei Frauen.«



»Bei Fingerhut und Distel scheinst du da keine Probleme zu haben. Sie haben große Angst, dir nicht zu gefallen.«

»Die beiden sind ja auch keine richtigen Frauen, sie gehören nicht zum Volk. Sie sind nichts – weißhäutige Sklavenwesen. Die zählen nicht.«

»Da hast du recht.«

»Poalu ist da ganz anders.«

»In der Tat!«

»Ich will Poalu haben!« sagte er plötzlich und stand auf.  
Der Tabuk entfernte sich im Trott.

»Die Tabuk sind fort«, sagte ich.

»Ich bin schüchtern. Du mußt mir helfen.«

»Ja, ja, ich helfe dir. Aber die Tabuk sind verschwunden.«

»Ich wußte doch, daß ich auf dich rechnen konnte.«

»Die Tabuk sind fort.«

»Ja, ich weiß«, meinte er.

»Was soll ich tun?«

»Ich bin zu schüchtern dazu.«

»Wozu bist du zu schüchtern?«

»Ich bin zu schüchtern, sie aus ihrem Elternhaus zu entführen.«

»Ich soll sie für dich entführen?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte er. »Mach dir keine Sorgen. Niemand hat etwas dagegen.«

»Was ist mit Poalu?«

Er runzelte die Stirn.

»Nun ja, wegen Poalu bin ich mir nicht so sicher«, räumte er ein. »Sie ist manchmal ziemlich launisch.«

»Vielleicht solltest du sie selbst entführen«, schlug ich vor.

»Dazu bin ich zu schüchtern.«

»Möglich wäre es – am besten im Schutze der Nacht.«

»Aber dann siehst du ja nicht, was du tust«, sagte Imnak. »Außerdem wird es in den nächsten Wochen nicht dunkel.«

»Ich weiß«, meinte ich. »Wir könnten aber warten.«

»Nein, nein, nein, nein, nein«, sagte Imnak.

»Sie soll bei hellem Tage entführt werden?«

»Natürlich. Das ist doch die beste Zeit zum Mädchenentführen.«

»Das wußte ich nicht«, sagte ich. »Immerhin bin ich im Norden noch neu. Gibt es dabei nicht öfter Probleme? Ich meine, die Brü-

der der Braut könnten dich mit ihren Speeren von hinten überfallen.«

»Poalu hat keine Brüder.«

»Da haben wir ja Glück. Und was ist mit ihrem Vater? Ich hoffe, der ist wenigstens schwach und unfähig.«

»Kadluk ist ein großer Jäger«, sagte Imnak. »Er kann einen Meeres-Sleen aus einem schwankenden Kajak mit einem Harpunenwurf ins Auge treffen.«

»Wenn nun Kadluk etwas dagegen hätte, daß ich seine Tochter entführe?«

»Warum sollte er etwas dagegen haben?«

»Ach, ich weiß nicht. War nur so ein Gedanke.«

»Keine Sorge«, sagte Imnak beruhigend. »Es ist alles arrangiert.«

»Arrangiert?«

»Ja.«

»Dann weiß Kadluk also, daß ich seine Tochter entführen soll?«

»Selbstverständlich«, sagte Imnak. »Man würde doch wohl kaum wagen, Kadluk ohne seine Erlaubnis die Tochter wegzunehmen!«

»Nein, soweit ich Kadluk bisher kenne, wäre das sicher nicht angebracht.«

»Es wäre nicht höflich.«

»Stimmt«, sagte ich. Außerdem wollte ich keine Harpune in den Kopf bekommen. Der Gedanke, daß der stählern blickende Kadluk seine Harpune auf mich richten könnte, war beängstigend. Irgendwie bekam ich den Meeres-Sleen nicht aus dem Kopf.

»Weiß Poalu, daß sie entführt werden soll?« fragte ich.

»Aber ja«, sagte Imnak, »wie könnte sie sonst zur rechten Zeit fertig sein?«

»Ich habe mir das nicht klar überlegt«, sagte ich.

»Schon gut«, meinte Imnak großzügig.

»Nun, dann wollen wir zum Zelt zurückkehren. Die Tabuk sind fort, und ich bin durchnäßt und friere. Ich freue mich schon auf einen Becher heißen Bazi-Tee.«

»Ach mein Freund«, sagte Imnak traurig, »leider haben wir keinen Bazi-Tee.«

»Aber noch vor kurzem hattest du doch sehr viel.«

»Stimmt, aber jetzt gibt es ihn nicht mehr.«

»Du hast dir Poalu mit dem Tee gekauft?«

Imnak sah mich entsetzt an. »Ich habe Kadluk ein Geschenk gemacht«, sagte er.

»Oh«, sagte ich.

»Außerdem haben wir keinen Zucker mehr, und nur noch wenige Felle.«

»Was ist aus den Goldstücken geworden, die du im Süden eingenommen hast?«

»Die habe ich ebenfalls Kadluk gegeben«, sagte Imnak, »wie auch den größten Teil des Holzes.«

»Wenigstens haben wir die Tabukstreifen von unserem letzten Jagdausflug.«

»Kadluk mag Tabuk.«

»Oh.«

Wir trotteten ins Lager zurück, durchnäßt und bedrückt.

Wie es das Glück so wollte, begegnete uns Poalu.

»Ah«, sagte sie. »Ihr wart auf der Jagd.«

»Ja«, sagte Imnak.

»Wie ich sehe, brecht ihr unter der Last eurer Beute beinahe zusammen«, meinte sie.

»Nein«, sagte Imnak.

»Ich verstehe«, sagte Poalu. »Ihr habt draußen viele Tiere getötet und das Fleisch als euer Eigentum gekennzeichnet. Später schickt ihr die Mädchen los, damit sie für uns alle Fleisch abschneiden.«

Imnak ließ den Kopf hängen.

»Du willst doch nicht behaupten, daß du ohne Fleisch ins Lager zurückgekehrt bist?« fragte sie ungläubig.

»Ja.«

»Das glaube ich einfach nicht! Ein großer Jäger wie Imnak bringt kein Fleisch?«

Imnak trat von einem Fuß auf den anderen und sah sie nicht an.

»Ob sich mein Vater wohl irrt?« fragte sie.

Imnak hob verwirrt den Kopf.

»Er behauptet, Imnak wäre ein großer Jäger! Ich halte das für die Wahrheit. Nur ist Imnak nicht besonders schlau und läßt das Fleisch draußen liegen, wo die Jards sich daran gütlich tun können. «

Wieder senkte Imnak den Kopf. »Was für ein Glück, daß du ein Pechvogel ohne Frau bist! Stell dir vor, wie verlegen sie jetzt sein müßte! Sie wendet sich an ihre Gäste: ›O nein, Imnak hat schon wieder vergessen, das Fleisch mitzubringen.‹ ›Nicht schon wieder!‹ rufen sie. ›O ja‹, sagt sie. ›Er ist ein großer Jäger. Er vergißt bloß immer seine Beute mit nach Hause zu bringen. Er ist nicht gerade klug. Er überläßt das Fleisch den Jards.‹«

»Glaubst du wirklich, daß sie damit rechnet, entführt zu werden?« fragte ich Imnak leise.

»Aber ja«, antwortete Imnak. »Siehst du nicht, daß sie mich liebt?«

»O doch, das sieht man sofort.«

Poalu wandte sich an mich. Mit schneller Bewegung zog sie ein Messer. »Ich glaube nicht, daß du mich entführen wirst«, sagte sie. »Ich werde dich in Streifen schneiden!«

Ich wich einen Schritt zurück, um nicht von dem Messer getroffen zu werden. Imnak sprang ebenfalls zur Seite.

Daraufhin machte Poalu kehrt und entfernte sich.

»Sie ist manchmal ein bißchen launisch«, sagte Imnak entschuldigend.

»O ja«, sagte ich.

»Aber sie liebt mich.«

»Bist du sicher?«

»Ja. Sie kann ihre Gefühle nicht verbergen.« Er stieß mich mit dem Ellbogen an. »Ist dir nicht aufgefallen, daß sie mit dem Messer nicht zugestoßen hat?« fragte er geheimnisvoll.

»Ja«, sagte ich, »sie hat danebengestochen.«

»Wenn Poalu mich nicht liebte, hätte sie getroffen.«

»Ich hoffe nur, daß du recht hast.«

»Naartok hat sie nicht verfehlt.«

»Oh.«

»Er lag sechs Wochen in seinem Zelt.«

»Wer ist Naartok?«

»Mein Rivale«, antwortete Imnak. »Er liebt sie noch immer. Vielleicht versucht er, dich zu töten.«

»Ich hoffe, er ist nicht sonderlich geschickt darin, Sleen mit der Harpune zu treffen.«

»Nein«, sagte Imnak, »so gut wie Kadluk wirft er nicht.«

»Das ist gut«, sagte ich.

Es ist nicht einfach, an einem Zelt anzuklopfen.

»Sei begrüßt, Kadluk!« rief ich.

Ein kupferrotes Gesicht schob sich durch den Zeltspace. Es war ein sehr breites Gesicht mit hohen Wangenknochen und beinahe schwarzen, funkelnden Augen, ein Gesicht, das von kurzgeschnittenem blauschwarzem Haar gerahmt wurde, mit Locken über der Stirn.

»Ah«, strahlte Kadluk, »du mußt der junge Mann sein, der meine Tochter entführen will.«

»Ja«, sagte ich. Er schien guter Stimmung zu sein. Womöglich hatte er viele Jahre lang auf diesen Augenblick gewartet.

»Sie ist noch nicht fertig«, sagte Kadluk und zog entschuldigend die Achseln hoch. »Du weißt ja, wie Mädchen sind.«

»Ja«, gab ich zurück. Ich blickte über die Schulter auf Imnak, der mir aus einigen Metern Entfernung moralische Unterstützung zukommen ließ. Er lächelte und winkte mir ermutigend zu. So wartete ich denn gelassen vor dem Zelt.

Ich wartete mehrere Minuten lang.

Eine zweite Gestalt kam aus dem Zelt, eine Frau, Tatkut, die Frau Kadluks, Mutter von Poalu. Sie lächelte zu mir empor, verneigte sich etwas und reichte mir einen Becher Tee.

»Danke«, sagte ich und trank den Tee.

Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück, und ich gab ihr den Becher. Sie lächelte, nickte und verschwand im Zelt.

Imnak schob sich an mich heran. Er schien beunruhigt zu sein. »Es sollte nicht so lange dauern, ein Mädchen zu entführen«, flüsterte er. Ich nickte.

»Es sollte nicht so lange dauern, ein Mädchen zu entführen!« rief ich. Erwartungsvoll zog sich Imnak wieder zurück.

Im Zelt hörten wir plötzlich streitende Stimmen. Es wurde lautstark geschimpft. Ich erkannte Poalus Stimme, wie auch die von Kadluk und Tatkut. Sie äußerten sich in ihrer Muttersprache, von der ich bisher nur wenige Worte verstand. Mehrmals hörte ich das Wort, das Bazi-Tee bedeutete, und schloß darauf, daß Kadluk nicht die Absicht hatte, Imnak seinen Tee und die anderen Geschenke zurückzugeben.

Nach einer Weile tauchte Kadluks Kopf am Zelteingang auf. »Sie will nicht entführt werden«, verkündete er mürrisch.

»Na, das war's dann«, sagte ich achselzuckend und wandte mich an Imnak. »Sie will nicht entführt werden. Kehren wir zum Zelt zurück.«

»Nein, nein!« rief Imnak. »Jetzt mußt du ins Zelt stürmen und sie gewaltsam heraustragen.«

»Ist Kadluk bewaffnet?« fragte ich.

»Was kann das für einen Unterschied machen?« wollte Imnak wissen.

»Ich dachte mir, daß da ein Unterschied wäre«, gab ich zurück. Ich kam nicht von der Harpune und dem Sleen los.

»Nein«, sagte Imnak und rief: »Kadluk!«

Kadluk trat aus dem Zelt.

»Sieht so aus, als müßte deine Tochter gewaltsam entführt werden«, sagte Imnak.

»Ja«, meinte Kadluk, und diese Antwort beruhigte mich.

»Dann los!« sagte Imnak zu mir. »Rein ins Zelt! Hol sie!«

»Na gut«, sagte ich.

»Sie hat ein Messer«, warnte mich Kadluk.

»Mach schon!« drängte Imnak.

»Wir wollen doch nichts überstürzen«, sagte ich. »Bist du sicher, daß du Poalu in deinem Zelt haben willst? Vielleicht solltest du dir das alles noch einmal überlegen.«

»Aber wir lieben uns doch«, sagte Imnak.

»Warum gehst du dann nicht ins Zelt und holst sie selbst?«

»Ich bin zu schüchtern«, sagte Imnak und ließ den Kopf hängen.

»Vielleicht hört sie auf die Summe der Vernunft«, sagte ich hoffnungsvoll.

Kadluk brach in brüllendes Gelächter aus. Im nächsten Augenblick wälzte er sich wiehernd auf dem Boden. Rothäutige Jäger lassen sich ihre Gefühle oft sehr deutlich anmerken. Nach wenigen Sekunden war er wieder zu sich gekommen und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Ich hob die Zeltplane vorsichtig zur Seite. Drinnen stand Poalu. Sie trug Festkleidung. Neben ihr befand sich ihre Mutter Tatkut und strahlte stolz ihre Tochter an.

Ich duckte mich. Das Messer sauste an meinem Kopf vorbei und verfehlte Imnak draußen nur knapp.

»Du trägst mich nicht mit Gewalt hier fort!« rief sie.

»Sieht beinahe so aus«, meinte ich.

Sie griff nach einer schweren Eisenpfanne, die sich auf meinem Schädel nicht sehr angenehm angefühlt hätte.

»Hör mal«, sagte ich, »ich bin hier, um dich zu entführen! Alle Arrangements sind getroffen.«

»Ich habe nichts arrangiert«, entgegnete sie.

Das schien mir ein guter Einwand zu sein. »Sie sagt, sie habe nichts arrangiert«, rief ich zu Imnak hinaus.

»Darauf kommt es nicht an!« rief Imnak zurück.

»Darauf kommt es nicht an«, gab ich an sie weiter.

»O doch!« rief sie.

»Oh doch, meint sie!« verständigte ich Imnak.

»Es kommt nicht darauf an. Sie ist nur eine Frau!«

»Du bist nur eine Frau«, gab ich ihr Imnaks Argument weiter, das mir stichhaltig zu sein schien.

Im nächsten Augenblick stürzte sie sich mit der riesigen Pfanne auf mich. Ich nahm ihr das Utensil ab, um mir keine Beulen zu holen.

Daraufhin wich sie in die hinterste Ecke des Zelts zurück und sah sich um. Sie fand nichts, das als Waffe geeignet war. Offensichtlich hatte Kadluk vorgesorgt und seine Waffen aus dem Zelt genommen, ehe Imnak und ich auftauchten.

Er kannte seine Tochter eben sehr gut.

»Würdest du mir bitte den Speckhammer geben, der da hinter dir liegt?« fragte Poalu.

Entgegenkommend reichte ich ihr das Instrument, dessen ich mich wohl erwehren konnte. Das Werkzeug, das einen Steinkopf und einen hölzernen Griff hatte, wurde dazu benutzt, den Wal-fischspeck zu beklopfen, um das darin befindliche Öl zu lockern, das in den flachen ovalen Lampen Verwendung findet.

»Vielen Dank«, sagte Poalu und musterte mich, den Hammer in der Hand.

»Wenn du nicht entführt werden willst, warum trägst du dann Festkleidung?« fragte ich.

»Ist sie nicht hübsch?« fragte Tatkut lächelnd.

»O ja.«

Poalu musterte mich mit geneigtem Kopf. »Ich bin kein gewöhnliches Mädchen, das sich so einfach entführen läßt«, stellte sie fest

»Das habe ich schon gemerkt.« »Wo ist Imnak?« wollte sie wissen.

Sie mußte wissen, daß er dicht vor dem Zelt stand. »Er ist draußen, vor dem Zelt«, informierte ich sie.

»Warum entführt er mich nicht selbst?«

»Ich wünschte, er würde es tun. Aber er ist zu schüchtern.«

»Nun denn, ich komme nicht mit.«

»Sie sagt, sie kommt nicht mit!« rief ich zu Imnak hinaus.

Einen Augenblick lang herrschte Stille. Dann hörte ich Imnak sagen. »Na schön, mir soll's recht sein.«

Poalu schien verwirrt zu sein. Ich atmete auf und wandte mich zum Gehen.

»Moment!« sagte sie. »Willst du mich nicht entführen?«

»Wenn es an mir läge, könntest du für alle Ewigkeit im Zelt deines Vaters wohnen.«

»Ja«, sagte Imnak draußen, »mir ist es auch recht, wenn sie nicht mitkommen will.«

»Ich gebe dir deine Geschenke zurück, Imnak«, sagte Kadluk lauter, als eigentlich nötig war.

»Du darfst sie behalten«, sagte Imnak großzügig.

»Nein, das kommt nicht in Frage!« rief Kadluk. Ich hoffte insgeheim, daß er die Geschenke doch zurückgeben konnte. In Imnaks Zelt hatten wir gute Verwendung für den Bazi-Tee, die Felle und die Tabuk-Steaks.

»Ich freue mich schon auf die Lieder, die man im Festhaus über Poalu singen wird!« sagte Imnak laut. »Niemand wollte sie haben!«

»Wie kannst du mich entführen?« fragte Poalu laut. »Du hast ja keinen Schlitten.«

»Es liegt ja auch kein Schnee«, sagte ich zu ihr.

»Man kann die Dinge richtig, aber auch falsch anpacken«, sagte Poalu zu mir.

»Schau doch mal heraus!« rief Imnak. »Hier ist ein Schlitten!«

Ohne den Speckhammer loszulassen, steckte Poalu den Kopf ins Freie.

Ja, da stand der Schlitten, den Imnak an der Mauer gebaut hatte und auf dem er seine Vorräte und Habseligkeiten über den Axtgletscher befördert hatte. Fingerhut, Distel und Arlene standen im Geschirr des Gefährts.

»Ho! Ho!« rief Poalu verächtlich. »Du willst ein Mädchen auf einen Schlitten entführen, der von weißhäutigen Sklavinnen gezogen wird! Was für ein Schuft du doch bist! Eine Beleidigung!«



»Ich borge mir einen Schnee-Sleen aus«, sagte Imnak. »Wärsst du damit zufrieden?«

»Vielleicht«, sagte Poalu.

Imnak band Fingerhut, Distel und Arlene vom Schlitten los. Die Sklavinnen standen ein wenig ratlos herum. Er machte kehrt und verschwand zwischen anderen Zelten. »Möchtest du noch Tee?« fragte mich Tatkut.

»Ja, bitte.« Wenigstens bekam ich eine kleine Portion des Tees zurück, den Imnak Kadluk geschenkt hatte.

Wenige Minuten später kehrte Imnak zurück; er führte einen Schnee-Sleen an einer dicken Leine. Es war Akkos Tier, das dieser seinem Freund nach Art der Jäger bereitwillig überlassen hatte.

»Jemand hat vor jemandes Zelt einen Schlitten mit einem Sleen stehen!« rief Imnak.

»Du erwartest doch nicht von mir, daß ich mich von einem so jämmerlichen Tier ziehen lasse!« rief Poalu.

»Natürlich nicht«, sagte Imnak und machte Anstalten zu gehen.

»Was machst du da?« fragte Poalu.

»Ich gehe«, sagte Imnak. »Ich kehre in mein Zelt zurück.«

»Dann muß ich mich wohl mit dem Tier zufriedengeben«, sagte Poalu.

»Du könntest ihr einen kräftigen Schlag auf den Kopf geben«, riet mir Kadluk. »So habe ich es mit Tatkut gemacht.« Tatkut nickte mit strahlendem Lächeln.

»Ein guter Gedanke«, sagte ich.

»Schützt denn niemand ein Mädchen davor, entführt zu werden?« rief Poalu. Noch immer hielt sie den Speckhammer in der Hand. Wenn sie damit richtig zuschlug, konnte sie einem Mann den Schädel zertrümmern.

»Will mich denn niemand retten?« klagte Poalu.

Kadluk sah sich um, besorgt, daß jemand sich einmischen könnte. Das Schauspiel hatte inzwischen mehrere Zuschauer gefunden.

»Naartok!« rief Poalu. »Willst du mich nicht retten?«

Ein untersetzter Mann, der in der Nähe stand, schüttelte energisch den Kopf. Er trug noch immer die rechte Schulter hochgezogen und den rechten Arm in der Schlinge. Ich mußte daran denken, daß Poalu ihn mit dem Messer in die Schulter getroffen

hatte. Im Gegensatz zu Imnaks Erwartungen schien Naartok nichts dagegen zu haben, daß ich mich für ihn um das Mädchen kümmerte. Er schien mir sogar alles Gute zu wünschen für mein wagemutiges Unternehmen. Wie viele rothäutige Jäger neigte Naartok nicht dazu, solche Dinge mit Verbitterung zu sehen.

»Komm schon!« sagte ich zu Poalu. »Bald wird es dunkel.« Und damit hatte ich recht. In einigen Wochen würde sich die arktische Nacht herabsenken.

Sie schleuderte den Speckhammer nach mir, und ich sprang zur Seite. Das schwere Ding wirbelte an mir vorbei und traf Imnak mit voller Wucht auf die Stirn.

Sie huschte ins Zelt, und ich eilte ihr nach. Im Zelt packte ich sie und warf sie mir über die Schulter, Mit kleinen Fäusten hämmerte sie mir auf den Rücken.

»Hörst du wohl damit auf?« fragte ich.

»Ich will nicht!« rief sie.

»Oh.«

Ich stellte sie wieder auf die Füße, machte kehrt und verließ das Zelt. »Sie sagt, sie will nicht«, sagte ich zu Imnak.

»Geh wieder zu ihr!« drängte mich Imnak, dem ein Horn auf der Stirn wuchs.

»Unsinn!« rief ich. »Hör mal, Imnak, deine Freundschaft ist mir wichtig, doch von dieser Sache habe ich langsam genug. Ich glaube ernsthaft, daß sich Poalu nicht von mir entführen lassen will.«

Bedrückt blickte Imnak mich an.

»Davon bin ich ehrlich überzeugt. Du mußt sie dir schon selbst schnappen.«

»Dazu bin ich zu schüchtern.«

»Dann wollen wir nach Hause gehen, denn ich habe genug Tee getrunken und mich vor genügend Geschossen geduckt, daß ich für mehrere Tage meine Ruhe haben will.«

»Stimmt«, sagte Imnak bedrückt, »du hast mehr ertragen, als man einem Freund eigentlich zumuten darf.«

»Es war keine Zumutung«, sagte ich. »Gern hätte ich ein Mädchen für dich entführt, aber es ist eine Sache, ein Mädchen aus dem Zelt ihrer Eltern zu holen, und eine andere, sich an Poalu heranzumachen.«

»Poalu ist doch ein Mädchen.«

»Dessen bin ich nicht so sicher.«

»Meinst du, sie ist womöglich ein Sleen-Wesen?« fragte Imnak besorgt. Der Aberglauben seines Volkes ließ diese Möglichkeit durchaus zu.

»Denkbar wäre es.«

»Das würde natürlich vieles erklären«, sagte Imnak nachdenklich. Dann richtete er sich auf. »Aber es kann nicht sein. Ich kenne Poalu seit vielen Jahren. Als Kinder haben wir auf den Vogelklippen zusammen Eier gesucht und Händchen gehalten. Außerdem ist sie Kadluks Tochter.«

»Du hast wohl recht. Sie ist nicht wirklich ein Sleen.«

»Aber oft führt sie sich wie ein Sleen auf.«

»Ja.«

»Manche Mädchen sind eben so«, stellte Imnak fest.

»Ist dir schon mal ein anderes Mädchen begegnet, das so ist wie Poalu?«

»Eigentlich nicht.«

»Wohin wollt ihr Faulpelze?« fragte Poalu.

»Nach Hause«, antwortete Imnak.

Wir machten uns auf den Rückweg zu Imnaks Zelt. Es stand etwa zweihundert Meter entfernt. Imnak führte den Schnee-Sleen am Zügel, der auf trockenem Gras den Schlitten zog, und ich schritt neben ihm her. Fingerhut, Distel und Arlene gingen neben dem Schlitten.

»Imnak ist ein Faulpelz!« rief Poalu. »Imnak kann im Festhaus nicht singen! Imnak kann kein Kajak steuern! Imnak ist ein schlechter Jäger.«

»Ich werde zornig«, sagte Imnak zu mir.

»Rothäutige Jäger werden nicht zornig.«

»Manchmal doch«, sagte Imnak,

»Das wußte ich nicht.«

»Imnak ist ein Faulenzer! Imnak ist ein schrecklich dummer Jäger. Was für ein Glück für mich, nicht Imnaks Frau zu sein! Die arme Frau, die mal in Imnaks Zelt wohnen wird! Es freut mich, daß ich nicht in sein Zelt muß! Ich würde um nichts in der Welt in seinem Zelt wohnen wollen!«

»Jetzt habe ich aber genug!« sagte Imnak plötzlich.

»Man hat ja schließlich seinen Stolz«, bemerkte ich.

»Es ist nur schade, daß ich so schüchtern bin«, sagte Imnak und knirschte mit den Zähnen.

»Ja, sehr schade.«

Plötzlich legte Imnak den Kopf in den Nacken und brüllte zum Himmel empor. Knurrend wie ein wild gewordenes Tier machte er auf dem Absatz kehrt und eilte so schnell er konnte auf Kadluks Zelt zu.

»Gehen wir weiter!« sagte ich zu den Mädchen. Wir drehten uns nicht um, sondern gingen weiter auf Imnaks Zelt zu.

Hinter uns wurde Jubelgeschrei laut. Als wir Imnaks Zelt erreicht hatten, drehten wir uns um.

Eine große Menge näherte sich – an ihrer Spitze schritt Imnak aus. Er zerrte eine vorgebeugte, stolpernde, schreiende Gestalt hinter sich her; seine Hand hatte sich in ihr Haar verkrampft. Sie trug Festkleidung.

An der Öffnung zum Zelt schleuderte er sie sich über die Schulter, trug sie hinein und warf sie auf die Felle zu seinen Füßen. Zornig blickte sie zu ihm auf. Sie versuchte aufzustehen, doch er stieß sie zurück.

»Du trägst Festkleidung!« sagte er. »Willst du etwa zu einem Fest?«

Sie sagte nichts.

»Nein«, fuhr er fort, »du gehst nicht zu einem Fest. Du brauchst kein Festgewand zu tragen. Zieh es aus, alles!«

»Imnak!« rief sie.

»Sofort!« befahl er.

Sie gehorchte eilig und hockte auf den Fellen in seinem Zelt. Nacktheit ist unter rothäutigen Jägern nichts Ungewöhnliches. Doch selbst für sie ist es etwas Besonderes, ein Mädchen nackt zu sehen, das so hübsch ist wie Poalu. Imnak mußte sich auf viele interessierte Gäste einstellen.

»Imnak!« rief sie. »Was hast du vor?«

»In diesem Zelt kann nur einer der erste sein!« rief er und versetzte ihr einen Schlag mit dem Griff seiner Peitsche. Frauen und Jäger scharrten sich um den Zelteingang und ermunterten Imnak in seinem Tun.

»Imnak gebietet in seinem Zelt!« rief Poalu schließlich und neigte erschauernd den Kopf. »Imnak ist der erste in seinem Zelt.« Er steckte die Peitsche fort und trat vor sie hin. »Du bist in diesem Zelt der erste«, schluchzte sie. »Ich bin deine Frau. Deine Frau wird dir gehorchen.«

Die Männer und Frauen brüllten begeistert und stampften mit den Füßen. Einige begannen zu singen.

Poalu hatte sich mit ihrem Temperament und ihrer spitzen Zunge in der Gemeinschaft der rothäutigen Jäger und ihrer Frauen anscheinend viele Feinde gemacht. So verfolgten nun alle begeistert die Unterwerfung dieser stolzen Frau unter den Willen ihres Mannes, der in diesem Augenblick über sich selbst hinauswuchs.

»Jetzt kommst du mir nicht mehr in mein Zelt«, sagte Poalus Vater Kadluk. Er tätschelte ihr den Kopf und wandte sich ab.

»Vater!« rief sie.

»Säuselt da der Wind?« fragte er, ohne sich umzudrehen. »Ja, es ist wohl der Wind.« Und er entfernte sich.

Er hatte recht: sie durfte nun nicht mehr einfach in das Zelt ihres Vaters zurückkehren. Sie hatte sich unterworfen.

Die Menge begann sich zu zerstreuen.

Imnak sah sich um und schloß den Zeltvorhang.

## 15

Es ist herrlich, ein nacktes Mädchen im Arm zu haben, besonders wenn es eine Sklavin ist.

»Lange habe ich auf deine Berührung gewartet, Herr«, flüsterte Distel, die früher einmal den Namen Audrey Brewster getragen hatte. Ich streichelte ihr Gesicht. Sie war eine angenehme Gefährtin in den Fellen.

Ich hatte beim Knochenspiel gewonnen; sie war als Preis ausgesetzt gewesen. Ich konnte mit ihr machen, was ich wollte, bis ich die Zeltgemeinschaft verließ.

Die Jagd hatte gute Beute gebracht. Imnak und ich hatten vier Tabuks erlegt. Poalu und die anderen Mädchen waren uns gefolgt. Poalu hatte ihnen gezeigt, wie das Fleisch zu zerteilen und zum Trocknen auf Steinen auszubreiten war.

»Du hast nicht zum erstenmal beim Knochenwerfen gewonnen«, sagte sie. »Warum hast du so lange gewartet, mich zu wählen? Gefalle ich dir nicht, Herr?«

»Du bist ganz in Ordnung, Sklavin«, sagte ich.

»Ich will versuchen, dich zu erfreuen«, sagte sie.

Beim Knochenspiel werden kleine Knochen und Elfenbeinstücke geworfen; nach früheren Siegen hatte ich die blonde Fingerhut gewählt, die ich Barbara nannte.

»Die kleine Audrey sollte ein wenig Geduld lernen«, sagte ich.

»Das war grausam«, sagte sie.

Seitdem sich Imnak Poalu unterworfen hatte, schaute er seine beiden weißhäutigen Sklavinnen kaum noch an. Dies entsprang keinem Wunsch, grausam zu sein. Er hatte eben anderes zu tun. Und selbst wenn er daran gedacht hätte, wäre ihm die Not der Mädchen nicht nahegegangen, waren sie doch nur Sklavinnen. Leider waren beide Mädchen vor dem Eintreffen Poalus in das zweite Stadium der Sklaverei eingeführt worden. In der ersten Phase erkennt eine Sklavin, daß sie absolut gehorchen muß, in der zweiten bedarf sie der Berührung eines Mannes.

Imnak beschloß diese beiden nur noch selten. Deshalb waren sie ein Opfer ihrer Nöte.

Die Freiheit gestattet einer Frau, ohne Männer zu leben. Die Sklaverei führt dazu, daß eine Frau nach der Berührung durch einen Mann giert. Die Sexualität der erweckten Sklavin ist für die freie Frau unverständlich – wie eine Farbe, die sie nicht sieht, wie ein Geräusch, das sie nicht hört. In den Wochen ihrer Sklaverei waren die ersten Funken der Sexualität in Imnaks Mädchen aufgelebt. Noch ahnten sie nichts von den Qualen und Wonnen, die ihnen erschlossen werden mochten.

»Ich freue mich, daß du mich beim Spiel gewonnen hast«, sagte Audrey.

»Bist du denn zu etwas nütze?«

»Der Herr wird mich auf die Probe stellen und es mir sagen.«

»Du bist hübsch«, sagte ich. »In den Stunden, in denen ich dich besitze, gedenke ich dich mehrmals zu nehmen.«

»Mehrums?« fragte sie.

»Ja«, sagte ich lächelnd. »Wir werden zwischendurch schlafen.«

»Ich will mich bemühen, dir zu gefallen«, sagte sie und begann ungeschickt meinen Bauch zu küssen und zu streicheln.

»Du hast noch viel zu lernen, wenn du als Sklavin überleben willst«, sagte ich und ließ sie gewähren.

Ich weckte sie auf. »Leg dich auf den Rücken!« befahl ich.

»Ja, Herr«, sagte sie und öffnete sich mir. Ich drang in sie ein und begann sie langsam zu bearbeiten.

»Gefällt es Audrey, ihrem Herrn zu dienen?«

»Ja, Herr. Audrey ist seine Sklavin,«

»Das stimmt«, sagte ich und erhöhte das Tempo. »Ja, Herr«, sagte sie und begann vor hilfloser Wonne zu schreien.

»Die Goreaner haben keine Ähnlichkeit mit den Männern der Erde«, sagte ich. »Sie nehmen sich von einer Frau, was sie wollen, rückhaltlos und ohne Einschränkung.«

»Obwohl es mein Schicksal ist, das hilflose Opfer ihres Willens, ihrer Kraft und ihrer Lust zu sein, muß ich solche Männer doch bewundern und fürchten.«

»Sie werden dich zur Frau machen, zu ihrer Frau.«

»In meinen geheimsten Träumen habe ich mich nach einem solchen Mann gesehnt. Ich wußte nicht, daß es ihn wirklich gibt – stolz und frei und kraftvoll, nicht unehrlich, bedrückt, seiner selbst beraubt, ein Mann, der aus seiner Macht und Kraft mich so sehr zur Frau machen konnte, wie er Mann war.«

»Und dann?«

»Dann erfuhr ich eines Tages auf einer Plattform am Sardargebirge, daß das nicht nur ein Traum war, sondern eine Sehnsucht, die einer furchteinflößenden Wirklichkeit entsprach.«

»Und jetzt liegst du hier, Mädchen von der Erde, nackt in meinen Armen, eine Sklavin.«

»Ja«, flüsterte sie.

»Hast du Angst?«

»Ja«, flüsterte sie, »große Angst. Sollte man den Erdenmenschen nicht sagen, daß es Gor wirklich gibt?« wollte sie wissen.

»Nein«, antwortete ich. »Es ist besser, wenn sie es nicht wissen.«

»Wie viele Mädchen werden in dieser Nacht von der Erde nach Gor gebracht?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich. »Vielleicht gar keins. Ich kenne die Pläne der Sklavenflüge nicht.«

Sie küßte mich sanft.

»Sind viele goreanische Sklavinnen auf der Erde geboren?«

»Ich gehe davon aus, daß alle menschlichen Goreaner von der Erde stammen«, sagte ich.

»Ich meine Mädchen wie mich, auf der Erde geboren und aufgewachsen und dann als Sklavin nach Gor gebracht.«

»Statistisch gesehen trifft das sicher nur auf wenige zu. Wie viele das insgesamt wären, weiß ich nicht.«

»Zehn? Zwanzig?«

»Nein. Etwa vier- bis fünftausend.« Eine solche Anzahl würde auf der Erde gar nicht vermißt werden.

»Wir werden als Sklavinnen hierhergebracht«, sagte sie.

»Natürlich.«

»Und die Sklavenflüge werden fortgesetzt.«

»Ich nehme es an«, sagte ich. »Gor ist ein sehr guter Markt für schöne Erdenmädchen. Sie ergeben ausgezeichnete Sklavinnen.«

»Das zu hören freut mich«, sagte sie.

»Genug geredet! Mach die Beine breit!« sagte ich.

»Ja, Herr«, sagte sie, diesmal ohne Überraschung oder Zögern. Und sie machte es wirklich gut. Sie bekam langsam Übung.

»Bitte erzähl mir, was für ein Leben mich als Sklavin erwartet«, bat sie.

»Setz dich auf mich«, sagte ich, »dann bringe ich es dir bei.«

»Ja, Herr«, antwortete sie. Ja, sie erwies sich als recht talentiert.

»Bitte, erzähl mir, wie es ist, Sklavin zu sein«, sagte sie.

»Neugier steht einer Kajira nicht an«, sagte ich.

»Bitte, Herr!« flehte sie.

Es war nur natürlich, daß sie sich sehr für dieses Thema interessierte.

»Was möchtest du wissen?« fragte ich.

Sie lag neben mir, den Kopf auf die Hände gestützt. Ihre Augen blitzten. »Würde mir ein Herr im Süden einen Sklavenkragen anlegen?«

»Anzunehmen.«

»Ein hübscher Kragen könnte mir gefallen«, sagte sie.

»Glaube nur nicht, daß der Kragen ein Schmuckstück ist, wenngleich er diesen Zweck haben kann. In erster Linie wird damit dokumentiert, wem du gehörst.«

»Und wenn ich ihn abnehme?«

»Er liegt fest um deinen Hals. Du kannst ihn nicht abnehmen«, sagte ich.

»Oh«, sagte sie und sah mich an. »Bekomme ich dort hübsche Kleidung und Kosmetika und Parfüms?«

»Wohl möglich«, sagte ich. »Ein Herr mag es, wenn sein Mädchen sich schön macht.«



»Ich hoffe, daß ich einen Herrn in den Fellen befriedigen kann«, sagte sie.

»Wenn du es nicht tust, wirst du schwer bestraft – vielleicht sogar getötet.«

Sie erschauerte. »Ich werde mir Mühe geben«, sagte sie. »Die meisten Herren«, fuhr ich fort, »besitzen nur ein Mädchen. Da gibt es viel zu tun. Die Sklavin muß seine Behausung sauberhalten. Wenn er nicht in die öffentliche Küche geht, muß sie für ihn kochen. Wenn er sich nicht der öffentlichen Wäschereien bedienen will, muß sie waschen und bügeln. Sie kauft für ihn ein, feilscht auf den Märkten und so weiter. Sie hat viel zu tun.«

»Ist sie damit so beschäftigt wie eine irdische Hausfrau?«  
»Natürlich nicht. Das wäre töricht«, sagte ich. »Aus goreanischer Sicht ist die irdische Hausfrau überarbeitet. Wenn der Goreaner nach Hause kommt, möchte er kein überarbeitetes Weib vorfinden, sondern eine anziehende Sklavin, ausgeruht und bereit, seine Befehle auszuführen und ihm zu Gefallen zu sein, wenn ihm danach zumute ist,«

»Was tut so ein Mädchen in ihrer Freizeit?«

»Im wesentlichen kann sie machen, was sie will«, sagte ich. »Oft hat sie andere Sklavinnen zur Freundin. Sie geht spazieren, macht Besuche, trainiert ihren Körper und liest. Innerhalb gewisser Grenzen tut sie, was sie will.«

»Das würde ich auch gern«, sagte sie.

»Es gibt im Süden natürlich auch andere Arten der Sklaverei«, sagte ich. »Bis jetzt habe ich nur die verbreitetste geschildert.«

»Erzähl mir von den anderen«, bat sie. »Es könnte sein, daß ich entsprechend verkauft werde.«

»Es gibt Paga-Sklavinnen, die die Gäste ihres Herrn in der Taverne bedienen müssen – und zwar in jeder Hinsicht. Dann die Mädchen, die in den öffentlichen Küchen und Wäschereien arbeiten. Es gibt Mietsklavinnen, die ausgeliehen werden. Dann Staatssklaven, die öffentliche Räumlichkeiten säubern und in Büros und Lagern arbeiten. Es gibt Mädchen in Bauerndörfern und Mädchen auf großen Höfen, die Essen kochen und den Sklavenhorden Wasser bringen. Es gibt Schönheiten, die für die Vergnügungsparks reicher Handelsherren erworben werden. Es gibt Mädchen, die in den Mühlen arbeiten und an Pflöcken festgeketet sind.«

Sie blickte mich angstvoll an.

»An jedem dieser Plätze könntest du eines Tages stehen«, fuhr ich fort. »Es hängt allein davon ab, wer dich kauft und was der Betreffende will.«

»Wie hilflos ich mir vorkomme«, flüsterte sie.

»Du bist hilflos, absolut hilflos«, sagte ich.

»Aber ich kann doch versuchen, Einfluß zu nehmen auf die Art meines Sklavendaseins.«

»Natürlich«, sagte ich. »Aber die Entscheidung liegt in keinem Fall bei dir. In diesem Sinne bist du absolut hilflos.«

»Ja, Herr«, sagte sie zitternd und sah sich um. »Die anderen werden bald wach sein«, fügte sie hinzu.

»Ja?«

»Bitte, Herr«, sagte sie. »Ehe sie aufwachen, nimm deine Sklavin noch einmal.«

»Bittet Audrey mich darum?«

»Ja, Herr.«

»Wie soll ich dich nehmen?« fragte ich. »Zärtlich, sanft, höflich, entgegenkommend, respektvoll, rücksichtsvoll, besorgt, wie es ein Mann von der Erde täte?«

»Nein, nein!« flehte sie. »Nimm mich als das, was ich bin, als Sklavin.«

Ich berührte sie sanft.

»Oh!« rief sie bekümmert. »Nein, so tut es vielleicht ein Mann auf der Erde! Wie grausam du bist! Beleidige das hilflose Begehren einer armen Sklavin nicht. Spiel nicht mit meiner Not wie ein Mann von der Erde, Herr, nimm mich wie ein Mann von Gor! Ich flehe dich an!«

Ich lachte. »Mach die Beine breit, Sklavin«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

»Weiter!«

Sie beobachtete meine Hand. Die Zähne hatte sie zusammengebissen, die Augen weit aufgerissen.

»Aii!« schrie sie los, doch schon legte sich meine linke Hand fest über ihren Mund. Sie wand sich hilflos. Ihre Schenkel hatte sie über meiner Hand zusammengepreßt. Sie starrte mich an.

»Du bist eine hübsche Sklavin«, sagte ich und stieß mit dem Knie ihre Beine auseinander.

Und dann klammerte sich ihr Körper an mich. Die Augen hatte sie geschlossen. Ich nahm die Hand von ihrem Mund. Sie öff-

nete die Augen. »Danke, daß du mir den Mund zugehalten hast«, flüsterte sie, »So hat man mein Schreien nicht gehört.«

»Du wolltest doch die anderen nicht wecken«, sagte ich,

»Es wäre mir unerträglich, wenn sie wüßten, wie ich mich dir hingegeben habe«, sagte sie leise. »Es wäre erniedrigend.«

»Es ist sowieso Zeit, daß sie erwachen.«

»Herr? Herr, nein!« rief sie. »Was tust du da?«

»Ich werde dich den Orgasmus einer Sklavin lehren.«

»Nein!« rief sie schluchzend. »Bitte nein! Es schlafen andere im Zelt! Ich möchte nicht, daß die Mädchen wissen, was für eine Sklavin ich bin. Bitte nein, Herr!«

Doch ich beschloß ihr keine Gnade zu erweisen.

»Halte mir den Mund zu!« flehte sie. »Oh, oh!«

Ich hielt ihre Arme an den Flanken fest. Im nächsten Augenblick bäumte sie sich unter mir auf, wand sich, wehrte sich und legte dann schreiend den Kopf in den Nacken, während ich sie mit kräftigen Stößen in die Felle preßte. Imnak hob den Kopf, erfaßte aber sofort, was hier vor sich ging. Kopfschüttelnd zog er Poalu zu sich heran,

»Ich unterwerfe mich!« schrie Audrey. »Ich unterwerfe mich dir, Herr!« Arlene und Fingerhut musterten sie mürrisch, ärgerlich.

»Sklavin!« sagte Arlene.

»Ja, Sklavin, Sklavin!« schluchzte Audrey und bedeckte mein Gesicht mit Tränen und Küssen. Später hielt ich sie reglos in den Armen, während sie mir mit ihrer kleinen weichen Zunge über die Bartstoppeln leckte.

## 16

Imnak saß in der hinteren Ecke des Zelts und schnitzte ziellos an einem Stück Tabukhorn herum.

Ab und zu stand er auf, drehte das Elfenbein in der Hand und betrachtete es. Manchmal flüsterte er: »Wer verbirgt sich darin? Wer bist du?« Dann schnitzte er weiter. Plötzlich sagte er: »Ah, ein Sleen!«

Ich sah zu, wie er an dem Horn herumschnitzte. Langsam bildete sich der Umriss eines Sleen heraus, beinahe als habe sich das Geschöpf im Elfenbein versteckt gehalten – Schnauze und Beine,

der lange, geschmeidige Körper. Die Ohren waren am Kopf zurückgelegt.

Oft geht es einem rothäutigen Jäger gar nicht darum, etwas Bestimmtes zu schaffen, als vielmehr loszuschneiden und geduldig abzuwarten, ob sich da etwas ergibt, ob irgendeine Figur auf Befreiung aus der anonymen Form wartet. In gewisser Weise ähnelt dieser Vorgang der Jagd. Der Jäger läßt auf sich zukommen, was da zu finden ist. Manchmal findet sich eine Gestalt im Elfenbein oder Knochen oder Stein. Manchmal auch nicht. Er entfernt das überflüssige Elfenbein und läßt die Figur zutage treten.

Imnaks Messer hatte einen Holzgriff, der gut vierzehn Zoll lang war. Die Spitze war etwa drei Zoll lang. Beim Schnitzen stemmte er das Werkzeug auf das Bein, die Finger nahe der Schneide, wo sie die Bewegungen des Metalls genau zu steuern vermochten. Wenn man das Messer aufstützt, kann auch Kraft vom Bein mit angewendet werden, ohne daß Balance und Kontrolle über die Bewegung verlorengehen, weil die Spitze durch die Finger geschickt gesteuert wird.

Imnak hielt den Sleen in die Höhe.

In der Sprache der Inuit gibt es kein Wort für Kunst oder Künstler.

»Ein hübsches Tier«, sagte ich.

Solche Worte waren bei diesen Leuten nicht erforderlich. Wozu auch Worte für Männer, die in der Welt etwas Schönes finden? Ist das nicht das Streben aller Menschen?

»Dies ist dein Sleen«, sagte Imnak und gab mir die Figur.

»Ich bin dir dankbar«, sagte ich und betrachtete sie. Es war ein Schnee-Sleen, kenntlich an dem dicken Fell, an den schmalen Ohren, der Breite der Pfoten.

»Ich danke dir sehr«, sagte ich.

»Nichts zu danken«, sagte er.

## 17

»Aber ich habe das Ding noch nie gesehen«, sagte Imnak.

Er betrachtete die kleine Statue.

Es handelte sich um den Kopf eines Kur aus bläulichem Stein, ein Tier, dessen linkes Ohr halb abgerissen war. Ich hatte die Figur aus Port Kar mitgebracht. Ursprünglich hatte ich sie auf

dem Sardar-Jahrmarkt erstanden, in der Bude des Andenkenhändlers.

»Ich dachte, du hättest sie dem Händler während des Jahrmarkts verkauft.«

»Ich habe Schnitzereien auf dem Jahrmarkt verkauft«, sagte Imnak, »aber nicht dieses Stück.«

»Das hatte ich angenommen.«

»Nein.«

»Dann muß er die Figur von jemand anders haben«, sagte ich.

Imnak zuckte die Achseln. »Sieht so aus.«

»Welcher Angehörige der Innuit ist außer dir dieses Jahr noch zum Jahrmarkt gereist?«

»Nur ich«, sagte Imnak.

»Bist du dir dessen sicher?«

»Einigermmaßen«, meinte Imnak. »Zum Jahrmarkt ist es ein weiter Weg. Wenn außer mir noch jemand aufgebrochen wäre, hätte ich sicher davon gehört. So etwas wird in den Zelten erzählt.«

»Woher mag der Händler dann die Figur haben?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Imnak. »Es tut mir leid, Tarl, der mit mir jagt.«

»Verzeih mir, Imnak, der mit mir jagt«, gab ich zurück. »Es lag nicht in meiner Absicht, deine Ehrlichkeit in Zweifel zu ziehen.« Ich hatte ihn in dieser Angelegenheit zu sehr bedrängt. Er hatte mir gesagt, daß er die Figur vorher nicht gesehen hatte. Für einen rothäutigen Jäger war das genug.

»Kannst du am Stil, an der Art, wie das Messer benutzt wurde, den Künstler erkennen?«

Imnak untersuchte die Figur gründlich und drehte sie dabei mehrmals in den Händen. Mir war übel. Einzig und allein diese Figur hatte mich letztlich in den Norden geführt. Jetzt schien ich in eine Sackgasse geraten zu sein. Niedergeschlagen stellte ich mir die Weite des Polarbeckens vor. Im übrigen war der Sommer schon ziemlich weit fortgeschritten.

»Imnak?« fragte ich. »Hast du schon einmal von einem Berg gehört, der sich nicht bewegt?«

Er blickte mich an.

»Ich meine einen Eisberg im Polarmeer«, setzte ich nach.

»Nein«, antwortete Imnak.

»Hast du kein einzigesmal von einem solchen Berg erzählen hören?«

»Nein.«

Ich senkte den Blick auf die Matte. »Imnak, hast du schon einmal ein solches Tier gesehen, wie die Figur es darstellt?«

»Ja«, antwortete er.

Hastig hob ich den Kopf.

»Nördlich von Torvaldsland«, fuhr er fort, »habe ich einmal ein solches Wesen gesehen, vor vielen Jahren. Ich bedrohte es mit meiner Harpune, woraufhin es sich zurückzog.«

»War sein rechtes Ohr zerrissen?«

»Wir hatten Nacht. Ich habe das Geschöpf nicht besonders deutlich gesehen. Ich nehme es aber nicht an.«

»War es ein großes Tier?«

»Nicht besonders.«

»Wie nennt ihr solche Tiere?« fragte ich.

Er zuckte die Achseln. »Ungeheuer«, sagte er.

Ich seufzte. Vor mehreren Jahren hatte Imnak nördlich von Torvaldsland einen Kur gesehen, vermutlich ein junges Tier, einen Nachfahren der Schiffs-Kurii, die vor langer Zeit auf Gor gestrandet waren. Solche Tiere werden zuweilen ausgemacht, meistens in entlegenen Gebieten.

»Es war aber kein Eis-Ungeheuer«, fuhr er fort.

Ich verstand nicht, was er meinte.

»Es war nicht weiß«, erläuterte er.

»Oh«, sagte ich. »Gibt es denn solche Wesen im Norden?«

»Ja« sagte er, »da und dort auf dem Eis.«

Auch von diesen Geschöpfen nahm ich an, daß es sich um eingeborene Kurii handelte, um Überlebende gestrandeter Schiffs-Kurii, vor Generationen unfreiwillig auf diesem Planeten gelandet. Es gab verschiedene Kurii-Rassen, das war mir bekannt, auch wenn ich es für wenig sinnvoll hielt, Unterschiede zwischen ihnen zu machen. Es wurde berichtet, daß zwischen den verschiedenen Kur-Spezies Bruderkriege getobt hatten, denen schließlich ihre Heimatwelt zum Opfer gefallen war.

Imnak gab mir die Figur zurück.

Ich war ins Leere gestoßen. Ich hatte keine Fährte mehr. Meine Reise in den Norden hatte kein Ziel, ich wußte nicht mehr, wohin ich mich wenden sollte.

Ich war allein im Norden, ein isolierter Dummkopf.

»Wenn ich geschlafen habe«, sagte ich, »kehre ich in den Süden zurück.«

»In Ordnung«, sagte Imnak.

Ich schob die Schnitzarbeit in ihre Fellhülle und legte das Bündel in meinen Beutel.

»Karjuk hat das Ding geschnitzt«, sagte Imnak. Ich hob abrupt den Kopf.

»Ich dachte, du hättest vorhin gefragt, wer den Kopf gemacht hat«, sagte er.

»Ja!«

»Karjuk hat ihn gemacht.«

Ich umarmte ihn. »Du bist großartig, Imnak!« rief ich. »Es gab einmal einen Tag, da habe ich sechs Sleen getötet«, räumte er ein. »In Wirklichkeit bin ich aber ein schlechter Jäger.«

»Wo ist dieser Karjuk?« fragte ich. »Ich möchte mit ihm sprechen.«

»Er ist nicht hier.«

»Wo dann?«

»Im Norden.«

»Wo im Norden?«

»Im hohen Norden«, sagte Imnak. »Weiter nördlich als Karjuk lebt niemand.«

»Was ist Karjuk? Ein Jäger?«

»Er ist der Wächter.«

»Der Wächter?«

»Ja«, sagte Imnak, »er bewacht das Volk vor den Eis-Ungeheuern.«

»Wir müssen ihn finden.«

»Karjuk ist ein seltsamer Mann«, meinte Imnak. »Wenn die Eis-Ungeheuer ihn nicht finden können, wie sollte uns das gelingen?«

»Ich breche auf, sobald ich geschlafen habe.«

»Du reist in den Süden?« fragte er.

»Nein«, antwortete ich lachend. »Nach Norden.«

»Du hast im Norden etwas zu erledigen?« erkundigte sich Imnak höflich.

»Ja.«

»Aber die Tabuk sind noch nicht fett«, sagte er. »ihre Felle sind noch nicht dick und glatt.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Es ist noch nicht an der Zeit, in den Norden zu ziehen. Für

alle Dinge gibt es eine richtige und eine falsche Zeit. Im Augenblick ist es angezeigt, Tabuk zu jagen.«

»Ich muß nach Norden ziehen«, sagte ich. »Ich kann nicht länger hierbleiben.«

»Dein Anliegen scheint dringend zu sein.«

»O ja. Ich suche einen Feind.«

»Im Norden braucht man Freunde, keine Feinde«, sagte er und musterte mich besorgt.

Ich lächelte ihn an.

»Das Ungeheuer?« fragte er. »Du suchst das Ungeheuer mit dem abgerissenen Ohr? Es ist dein Feind?«

»Ja.«

»Wollen wir hoffen, daß die Tabuk langsam fett werden«, sagte er und grinste.

»Wenn ich geschlafen habe, begeben sich mich nach Norden.«

»Ich begleite dich.«

»Aber die Tabuk sind noch nicht fett«, sagte ich.

»Was kann ich dafür, daß sie erst so spät auf die Tundra gekommen sind?« fragte Imnak und streckte den Kopf aus dem Zelt.

»Poalu!« rief er. »Wenn wir geschlafen haben, ziehen wir nach Norden!«

»Aber dazu ist jetzt nicht die Zeit!« rief sie entsetzt.

»Ich weiß, es ist verrückt«, sagte Imnak, »aber wir tun es.«

»Ja, Imnak, mein Herr«, sagte sie.

Imnak kehrte zu mir zurück.

»Wo finden wir Karjuk?« fragte ich.

Imnak zuckte die Achseln. »Wenn Karjuk nicht gefunden werden möchte, findet man ihn nicht«, sagte er. »Niemand kennt das Eis so gut wie Karjuk. Wir suchen das ständige Lager auf und erwarten ihn dort. Manchmal kommt er in das ständige Lager.«

»Und wo liegt das?«

»An der Meeresküste.«

»Aber wenn er nun nicht in das Lager kommt?« fragte ich.

»Dann können wir ihn allein nicht finden«, meinte Imnak. »Wenn die Eis-Ungeheuer Karjuk schon nicht finden, wie können wir damit rechnen?«



Sorgfältig suchte ich das Wasser ab.

»Bald ist es soweit«, sagte Imnak. Ich hatte nicht gemerkt, daß er vor sich hin gezählt hatte, doch sicher hatte er eine jahrelange Erfahrung in diesen Dingen, ein Gefühl für die Zyklen und Rhythmen einer solchen Jagd und ihre Steigerung in der Erlahmung des Tiers.

Das kalte Wasser wirkte ungewöhnlich still. Da und dort trieben Eisstücke.

Die steinige Küste lag etwa einen halben Pasang hinter uns. Über dem ständigen Lager stieg Rauch auf.

Außer mir saßen fünf Männer in dem großen Lederboot, das Umiak genannt wurde. Es war etwa zwanzig Fuß lang und fünf Fuß breit. Die Häute, die man über das Holzgestell genäht hatte, waren seltsamerweise vom Tabuk und nicht vom Meeres-Sleen. Das Leder war über den Rahmen aus Treibholz und langen Knochenbögen gespannt, die mit Sehnenschnur zusammengefügt worden waren. Das Wasser bewegte sich nicht.

Normalerweise wird ein solches Boot von Frauen gepaddelt, doch heute hatten wir keine Frauen bei uns. Bei der Arbeit, die wir vorhatten, riskierte man keine Frau, nicht einmal eine Sklavin.

»Gleich ist es soweit«, sagte Imnak.

Oft kehren Umiaks oder die kleinen Ein-Mann-Boote, die Kajaks, nicht zurück.

»Haltet euch bereit«, sagte Imnak.

Das Wasser erstreckte sich spiegelglatt ringsum.

Ich umklammerte die lange Harpune. Sie war etwa acht Fuß lang und maß ungefähr zweieinhalb Zoll im Durchmesser. Der Hauptschaft bestand aus Holz, doch befand sich daran eine Verlängerung aus Knochen. In diesen Vorderschaft war die ebenfalls aus Knochen bestehende Klinge eingesetzt, mit einer Spitze aus geschliffenem Schiefer. Durch ein in die Knochenklinge gebohrtes Loch, etwa vier Zoll unterhalb der Schieferspitze und vier Zoll über dem Beginn des Kopfstücks, führte eine Lederleine, die zusammengerollt unten im Boot lag. Das Loch ist so angebracht, daß die Spitze der Harpune sich in der Wunde dreht, sobald die Leine straffgezogen wird, und der Widerhaken sich auf diese Weise erst richtig festbeißt.

Plötzlich brach er aus dem Wasser hervor, kam ein Dutzend

Fuß vom Boot entfernt, senkrecht emporsteigend, hinaufstrebend und mit mächtigem Schnauben ausatmend, Wasser versprühend, in einem Gewirr von Leinen und Blut – die mächtige, zylindrische Masse des schwarzen Hunjerwals.

»Jetzt!« rief Imnak.

Ich schleuderte die Harpune.

Vier Fuß tief verschwand die Harpune in der Flanke des unvorstellbar riesigen Säugetiers.

Die sich entrollende Leine sirrte an mir vorbei in die Höhe. Das Ungeheuer schien auf seinen Schwanzflossen zu stehen, vierzig Fuß hoch ragte es über uns auf, und die Harpunenleine verschwand wie ein winziger, im Wind wogender Faden nach oben. »Aufpassen!« schrie Imnak.

Ächzend, Luft ausstoßend, stürzte das Tier ins Wasser zurück. Es gab ein mächtiges Klatschen, das viele Pasangs im Umkreis zu hören sein mußte. Die Leine führte jetzt horizontal vom Boot fort. Viel Wasser war hereingeschwappt, und wir waren von Kopf bis Fuß durchnäßt. Meine Parka begann sofort steifzufrieren. Mit Ledereimern begannen vier Männer Wasser zu schöpfen. Dichter Dampf lag wie Nebel in der Luft, die sich nieder-schlagende Feuchtigkeit im warmen Atem des Wals. Ich bemerkte den Blick des kleinen Auges auf der linken Seite des Tiers.

»Er taucht gleich«, sagte Imnak. Als er den Arm hob, lösten sich knirschend Eisstücke von seiner Parka.

Imnak und ein zweiter Mann begannen die Leine einzuholen und brachten uns damit dicht an die Flanke des Monstrums heran.

Die anderen Jäger warfen die Eimer fort und griffen nach ihren Lanzen, schlanke Jagdwaffen mit starren Spitzen, die im allgemeinen nicht zum Werfen, sondern zum Stoßen benutzt wurden.

Ich streckte die Hand aus und stemmte sie gegen die Flanke des Säugetiers. Der Hunjerwal besitzt ein mit Zähnen bewehrtes Maul. Neben mir trieben Imnak und die anderen Jäger ihre Lanzen wie Nadeln in die Flanke des Tiers; immer wieder stachen sie zu.

Das Fleisch des Wals bebte, ließ Wasser aufspritzen. Ich fürchtete schon, daß unser Boot eingedrückt werden könnte.

Das Wesen ächzte.

»Haltet die Leine fest!« rief Imnak.

Ich griff danach, hielt fest und zerrte und hielt das Umiak an der Flanke des Riesenfisches, damit die Fischer weiter zustechen konnten.

Im nächsten Augenblick verschwand das Auge des Tiers unter Wasser, Ich sah die Schwanzflossen emporzucken,

»Loslassen!« schrie Imnak.

Ich warf die Leine über Bord.

Die Schwanzflosse ragte hoch über uns auf, der Körper des Tiers stand beinahe senkrecht. Die Lederleine verschwand unter Wasser. Das Tier war fort.

»Jetzt warten wir ab«, sagte Imnak. »Dann fängt alles wieder von vorne an.«

Es schien sehr ruhig zu sein auf dem Meer. Man konnte sich kaum vorstellen, daß wir durch die dünne Leine mit dem Riesengeschöpf tief unter uns verbunden waren. Ringsum trieb Eis im Wasser. Der Wind wehte den Atem des Monstrums auseinander, löste den Dunst langsam auf.

Über der felsigen Küste, die sich eine halbe Pasang hinter uns erstreckte, zeichnete sich das ständige Lager ab; darüber stand Rauch. Ich fror erbärmlich. Wenn wir ins Lager zurückkehrten, würde ich als erstes heißen Tee trinken.

## 19

»Aja! Aja!« sang die Frau.

Ich biß in das gebratene Fleisch. Neben mir saß Imnak mit untergeschlagenen Beinen. Er kaute rohen Speck, dessen Fett ihm zu beiden Seiten des Mundes herabließ. Er wischte sich das Gesicht mit dem Ärmel ab.

Das Festhaus war voll. Etwa vierzig Männer und Frauen drängten sich in dem Gebäude.

Imnak und ich waren mit den Mädchen schon sehr früh in den Norden gekommen. Wochenlang hatten wir im ständigen Lager gewartet. Es war noch leer gewesen. Im Frühherbst waren schließlich mehrere Familien eingetroffen, um die vor ihrer Wanderung verlassenen Unterkünfte wieder einzunehmen. So ergab es sich nun, daß wir genauso gut mit dem Volk hätten nach Norden ziehen können, mit den verschiedenen Gruppen,

die sich in ihre ständigen Winterquartiere begaben. Mit meiner Eile hatte ich nichts erreicht. Wir hatten gejagt und gefischt und uns mit den Sklavinnen vergnügt; ansonsten hatten wir nur gewartet.

»Ich hatte nicht erwartet, daß Karjuk ein leeres Lager aufsuchen würde«, sagte Imnak, »aber ich wußte es nicht genau. Folglich bin ich mit dir in den Norden gezogen.«

»Das Lager ist nicht mehr leer«, stellte ich fest.

Imnak zuckte die Achseln. »Da hast du recht.«

»Wo ist Karjuk?«

»Vielleicht kommt er.«

»Und was ist, wenn er nicht erscheint?«

»Dann kommt er nicht«, sagte Imnak.

Die Wochen gingen ins Land, und ich war immer unruhiger geworden.

»Machen wir uns auf die Suche nach Karjuk«, sagte ich.

»Wenn die Eis-Ungeheuer Karjuk nicht aufspüren«, antwortete Imnak, »wie wollen wir ihn finden.«

»Was können wir tun?«

»Wir können warten«, sagte er.

Und wir hatten gewartet. Und gesungen.

Die Gesänge der rothäutigen Jäger sind ihr ureigenstes Werk. Man geht davon aus, daß sich jeder Mann und jede Frau eigene Lieder zurechtlegt, so wie man auch erwartet, daß jeder schnitzen und jagen kann. Die Lieder dieses Volkes sind im allgemeinen sehr schlicht, doch einige auch sehr schön und sogar anrührend. Die Jäger begleiten sich dabei auf einer großen, mit Tabukleder bespannten Trommel, die, auf den Holzrahmen geschlagen, eine seltsame Resonanz erbringt.

Ein Mann stimmte ein Lied über das Kajakbauen an, eine Hymne an Leder, Holz und Sehnen, mit denen er arbeitete und die ihn im Polarmeer nicht im Stich lassen durften. Jemand anders ließ ein Sleenlied folgen, eine Ermutigung an das Tier, dorthin zu schwimmen, wo der Jäger es treffen kann. Das dritte Lied drehte sich um einen jungen Schurken, der eigentlich auf die Tabukjagd gehen sollte, sich aber statt dessen hinlegte und seine Stiefel an einem Felsen abschabte und seinen Gefährten später mitteilte, er habe vergeblich gejagt. Nach den Blicken zu urteilen, die durch den Saal geschickt wurden, war dieser junge Mann sogar anwesend. Später sangen zwei Frauen, die eine über das Sam-

meln von Vogeleiern in ihrer Jugend, die andere über die Freude beim Anblick eines Verwandten, den sie seit über zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Ich werte es als recht positiv, daß die rothäutigen Jäger Lieder erfinden. Sie sind nicht so kritisch wie andere Völker. Für sie ist es oft wichtiger, daß ein gern gesehener Mitmensch überhaupt singt, als daß sein Lied gut ist. Wenn es ein »echtes« Lied ist, das vom Herzen kommt, freuen sie sich darüber. Vielleicht ist das Lied allein dadurch »gut«. Andererseits empfinden die rothäutigen Jäger ihre Lieder als kostbar und geheimnisvoll. Sie freuen sich, daß es Lieder gibt. Bei ihnen gilt das geflügelte Wort: »Niemand weiß, woher Lieder kommen.«

»Sing, Imnak!« rief Akko.

»Sing, Imnak!« rief Kadluk.

Imnak schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein«, sagte er.

»Imnak singt nie«, sagte Poalu zu mir.

»Ich kann nicht singen«, sagte Imnak.

»Nun komm schon, sing!« riefen andere.

Zu meiner Überraschung stand Imnak auf und verließ hastig das Festhaus.

Ich folgte ihm ins Freie. Besorgt ging mir Poalu nach.

»Ich kann nicht singen«, sagte Imnak. Er stand unten am Wasser. »Mir steigen keine Lieder in den Mund, ich bin ohne Lieder. Ich ähnele dem Eis auf dem Gletscher, der niemals Blumen hervorbringt. Mir fliegt nie ein Lied zu. In meinem Herzen ist noch kein Lied geboren worden.«

»Du kannst singen, Imnak«, sagte Poalu.

»Nein«, antwortete Imnak. »Kann ich nicht.«

»Eines Tages wirst du im Festhaus singen«, sagte Poalu.

»Nein«, sagte Imnak. »Ich kann nicht singen. Geh wieder ins Festhaus!«

Sie machte kehrt. Das Festhaus unterschied sich kaum von den anderen Behausungen im ständigen Lager, außer daß es größer war. Es war halb in den Boden hineingegraben und mit doppelten Wänden versehen. Diese beiden Mauern bestanden aus Steinen. Dazwischen dienten Torfschichten, gestochen auf der Tundra, zur Isolation. Auf der Innenseite waren darüber hinaus noch Tabukfelle gespannt worden, um die Wärme zu halten. Oben im Dach war ein Rauchabzug. Beim Eintreten mußte man sich durch eine niedrige Öffnung bücken. Die Decke, gestützt von zahlrei-

chen Säulen, bestand aus Schichten von Gras und Lehm. Das Lager umfaßte das Festhaus und zehn oder elf weitere Hütten. Die Jägervölker zählten insgesamt etwa fünfzehnhundert Seelen, die jedoch in getrennt ziehenden kleinen Gruppen lebten. Im Sommer kam man zur großen Tabukjagd zusammen, wenn die Herde von Tancred den Axtgletscher überquerte und die Tundra erreichte, doch selbst dann bildeten sich immer wieder die kleinen Gruppen, die bei der Verfolgung des Tabuk für sich arbeiteten. Gegen Ende des Sommers suchten die Jäger, die nur im Frühling oder Frühsommer zusammenkamen, wieder ihre eigenen Lager auf. Es gab etwa vierzig Lager, teilweise mehrere Tagesreisen weit voneinander entfernt. Imnaks Lager gehörte zu den zentral liegenden Siedlungen, in denen die rothäutigen Jäger den größten Teil des Jahres zubrachten. Manchmal verließen sie sie im Winter, wenn sie weitere Nahrung brauchten; dann machten sich einzelne Familien zuweilen auf die Sleenjagd und wagten sich dabei auf das Packeis hinaus. Sleen tauchten nur selten auf; ihr Fleisch reichte nicht aus, um zehn oder zwölf Familien aus einem Lager zu ernähren. Wenn es wenig Beute gibt, läßt sich manchmal ein Ausgleich schaffen, indem man die Größe der Jagdgruppe verringert oder den Bereich der Jagd erweitert. Besonders im Winter ist es wichtig, daß die Familie einen guten Jäger hat.

Imnak schaute über das Wasser.

»Einmal glaubte ich ein Lied machen zu können«, sagte er. »Ich wollte singen. Ich wollte sogar sehr gern singen – über die Welt und wie schön sie ist, über das große Meer, die Berge, die hübschen Sterne, den mächtigen Himmel.«

»Warum hast du das Lied nicht gemacht?« fragte ich.

»Eine Stimme«, sagte Imnak, »schien mir zuzuflüstern: ›Wie kannst du es wagen, ein Lied zu machen? Wie kannst du es dir anmaßen zu singen? Ich bin die Welt, ich bin das große Meer, die hohen Berge, die funkelnden Sterne, der weite Himmel! Glaubst du, du kannst uns in dein kleines Lied stecken?‹ Da bekam ich Angst und ließ es sein.«

Ich musterte ihn von der Seite.

»Seit dem Tag habe ich nicht mehr zu singen versucht.«

»Singen ist nichts Falsches«, sagte ich.

»Wer bin ich schon, daß ich mir ein Lied ausdenke?« fragte Imnak. »Ich bin ein Niemand.«

»Aber es wäre besser, ein Lied vorzutragen und damit einen Fehlschlag zu erleiden, als es gar nicht zu versuchen.«

»Ich bin zu klein«, sagte Imnak. »Ich kann nicht singen. Kein Lied läßt sich auf meiner Schulter nieder. Kein Lied kommt zu mir und bittet mich, es zu singen.«

»Kein Lied kann den Himmel einfangen«, sagte ich. »Kein Lied kann die Berge umfassen, die ganze Welt. Sie bestehen außerhalb der Welt wie Liebende, und sagen ihr, wie schön sie ist.«

»Ich kann nicht singen«, sagte er und wandte sich ab.

Aus dem Festhaus tönte Gelächter herüber. Über dem Polar-  
meer standen die Sterne. Die Dämmerung des polaren Winters  
hatte bereits eingesetzt.

Die Überreste des mächtigen Hunjerwals lagen am Strand, ein  
Großteil war bereits zerteilt worden, viele Knochen hatte man  
verarbeitet.

»Die Fleischgestelle sind voll«, sagte ich. Meine Worte galten  
den hohen Holzgebilden, die da und dort im Lager standen.

»Ja«, sagte Imnak.

Vor zwei Wochen war es uns gelungen, einen Bartenwal zu er-  
legen. Daß in einer Jagdsaison zwei Wale getötet werden konn-  
ten, war ein seltenes Fangglück. Manchmal vergingen zwei oder  
drei Jahre, ohne daß überhaupt ein Wal gesichtet wurde.

»Es ist gut«, sagte Imnak und betrachtete die Fleischgestelle.  
»Vielleicht müssen die Familien in diesem Winter nicht aufs Eis.«

Die Jagd auf dem Eis kann gefährlich sein. Durch Wind und  
Gezeiten getrieben, kann sich das Terrain verschieben, aufbäu-  
men oder sogar brechen.

Die Sonne stand unter dem Horizont. Lachen schallte aus dem  
Festhaus.

Die Polarnacht ist natürlich nicht völlig dunkel. Die goreani-  
schen Monde und sogar die Sterne verbreiten Licht, das von  
Schnee und Eis reflektiert wird und mehr als ausreichend ist, um  
sich zurechtzufinden. Doch sobald Wolken oder Stürme aufzie-  
hen, ist es mit dem Licht natürlich vorbei. Dann müssen die Jäger  
drinnen bleiben und sich mit dem Toben des Sturms abfinden.

»Ich kann mich nicht erinnern, daß die Gestelle schon einmal  
so schwer beladen waren«, bemerkte Imnak.

»Kein Wunder, daß die Stimmung im Festhaus so gut ist«,  
sagte ich.

Außer den Walen waren noch viele Sleen und Fische gefangen

worden. Darüber hinaus hatten die Familien auf dem Wege nach Norden soviel Tabukfleisch mitgeschleppt, wie sie tragen konnten. Sogar die Kinder hatten mitgeholfen. Zu der Fracht gehörten auch Eier und Beeren und zahlreiche andere Güter und Leckereien, Dinge des Sommers, allerdings nicht ausschließlich für die Speisekammer – es waren auch Horn und Sehnen, Knochen und Felle darunter.

Die Sonne würde ein halbes Jahr lang nicht mehr zu sehen sein. Sie würde mir fehlen.

»Ich glaube, wir haben genug zu essen für den Winter«, sagte Imnak.

Ich betrachtete die hohen Fleischgestelle, die zum Teil über zwanzig Fuß hoch waren, um das Fleisch vor dem Angriff der Sleen, der gezähmten wie auch der wilden Sleen, zu schützen. Im Laufe des Winters, wenn die Schnee-Sleen keine Leems mehr fangen, rückten sie in Rudeln immer näher an die Lager heran, und das konnte gefährlich werden.

»Selbst wenn wir genug zu essen haben für den Winter«, sagte ich, »muß ich bald aufbrechen, wenn Karjuk nicht bald kommt, auch wenn das zur Folge hat, daß ich in der Polarnacht aufs Eis muß.«

»Bleib im Lager!« forderte Imnak mich auf.

»Du brauchst mich nicht zu begleiten, mein Freund.«

»Sei kein Dummkopf, Tarl, der mit mir jagt«, sagte er.

»Du kannst bei deinen Freunden bleiben, die sich im Festhaus vergnügen.«

»Habe keine schlechte Meinung von meinem Volk«, gab er zurück, »weil es gern lacht und sich Geschichten erzählt und singt. Die Jäger haben nicht immer ein angenehmes Leben.«

»Verzeih mir«, sagte ich.

»Im Festhaus gibt es keinen meines Volkes, so er erwachsen ist, der nicht mindestens eine Periode schlechter Jagdbeute durchmachen mußte«, sagte er. »Die Kinder wissen davon noch nichts, wir erzählen es ihnen nicht.«

Ich wußte, daß die rothäutigen Jäger ihre Kinder sehr großzügig behandelten. Sie schalten sie selten und schlugen sie fast nie. Sie schützten ihre Kleinen so gut sie konnten. Früh genug würden die Kinder erfahren, was das rauhe Gor für sie bereithielt. Bis dahin sollten sie Kinder bleiben.

»Nicht wenige Erwachsene meines Volkes haben schon Ange-



hörige des Volkes verhungern sehen«, fuhr Imnak fort. »Oft ist das nicht der Fehler unserer Leute. Es kommt eine Krankheit oder schlechtes Wetter. Manchmal gibt es ein Unwetter, und der Schnee deckt die Atemlöcher des Sleen zu.« Er sprach sehr leise. »Manchmal gibt es auch Unfälle. Ein Kajak wird zerrissen, man stürzt. Zuweilen bricht auch das Eis. Nein, habe keine schlechte Meinung von meinem Volk. Laß sie lachen und fröhlich sein. Verachte sie nicht wegen ihrer Freude darüber, daß die Fleischgestelle schwer beladen sind.«

»Verzeih mir, mein Freund.«

»Schon geschehen.«

»Du bist ein großer Jäger«, sagte ich.

»Ich bin kein großer Jäger«, gab er zurück. »Aber es gab mal einen Tag, da tötete ich sechs Sleen.« Er grinste.

»Gehen wir ins Festhaus«, sagte ich.

Gemeinsam kehrten wir in den Kreis der anderen zurück.

## 20

»Dort drüben«, sagte Imnak und deutete auf eine Stelle im Wasser.

»Ja«, sagte ich.

Ich legte das zweiblättrige Paddel auf das Leder des Kajaks hinter mir. Dann zog ich den Fäustling von der rechten Hand und hielt ihn mit den Zähnen fest. Ich griff nach dem Wurfbrett und der leichten Harpune und fügte den Harpunenschaft in die Kerbe am Wurfbrett. Die Harpune hatte einen knöchernen Vorderschaft mit einer Knochenspitze mit Widerhaken. In einer runden Senke unmittelbar vor mir auf dem Leder lag zusammengerollt eine mehrere Fuß lange Lederleine, die aus geflochtenen Tabuksehnen bestand; sie führte zur Harpune. Rechts von mir, entlang der Außenkante des Bootsrahmens, lag die lange Lanze.

»Dort«, flüsterte Imnak, der einige Fuß entfernt in seinem Kajak lauerte; mein Boot gehörte Akko.

Der schimmernde Kopf eines Sleen tauchte aus dem Wasser auf. Das Tier war ein mittelgroßer, ausgewachsener Meeres-Sleen, etwa acht Fuß lang und vierhundert Pfund schwer.

Ich hatte nun schon vier Sleen hintereinander verfehlt und war nicht gerade zufrieden mit mir selbst.

Ich legte mir einige Schlingen Leine locker über die behandschuhte Linke. Dann versuchte ich den Bug des Kajaks ungefähr auf das Tier im Wasser ausgerichtet zu halten. Ohne Paddel erreicht man das, indem man innerhalb des Bootsrahmens Beine und Körper bewegt.

Der Sleenkopf verschwand wieder unter dem Wasser. Ich legte Harpune und Wurfbrett aus der Hand, dann zog ich den Handschuh wieder an. Das Ding besaß zwei Daumen, damit ich es anziehen konnte, wie ich wollte.

»Letztesmal war ich zu schnell«, sagte ich.

»Ja«, sagte Imnak.

»Das Kajak war zu unruhig«, sagte ich.

»Du hättest es ruhig halten sollen«, meinte Imnak.

»Vielen Dank, Imnak. Darauf wäre ich allein nie gekommen.«

»Wozu hat man schließlich Freunde?« fragte Imnak.

»Imnak!« schrie ich auf. Sein Kajak hatte sich plötzlich umgedreht und schwamm nun mit dem Kiel nach oben im kalten Wasser. Im nächsten Augenblick schwamm es jedoch wieder richtig herum; Wasser strömte von dem Kajak und von Imnaks Felljacke. »Unter Wasser ist es zu dunkel«, sagte er. »Man sieht nichts.«

»Du hast das absichtlich getan«, sagte ich.

»Ja, hier ist jemand ein großer Angeber.« Er grinste. Seine Laune war gut. Er hatte zwei Sleen getötet, die unweit von uns im Wasser schwammen. Mit einer Röhre hatte er den toten Tieren Luft unter die Haut geblasen und mit Holzstücken die Wunden verschlossen. So bekamen die Tiere Auftrieb. Wenn wir zur Küste zurückkehrten, würde er sie hinter sich herziehen.

»Im Sitzen zu werfen ist nicht einfach«, sagte ich. »Ich bin das Wurfbrett nicht gewöhnt.«

»Ein Glück für die Sleen, daß du hier bist«, sagte Imnak. »Sonst lebten sie wohl sehr gefährlich.«

»Mit ermutigenden Worten, wie du sie mir spendest«, sagte ich, »werde ich wohl bald ein großer Meeres-Sleen-Jäger sein.«

»Vielleicht behandelst du die Meeres-Sleen nicht freundlich genug«, sagte Imnak. »Vielleicht glauben sie, du magst sie nicht.«

Es war mir bisher gar nicht in den Sinn gekommen, daß man Meeres-Sleen mögen könnte.

»Vielleicht ist das mein Problem«, sagte ich.

»Rede mit ihnen, sei freundlich«, sagte Imnak. »Locke sie an. Sie lassen sich gern locken.«

»Sie lassen sich gern von jemandem harpunieren, der sie nett behandelt?« fragte ich.

»Möchtest du von jemandem aufgespießt werden, der dein Feind ist?« fragte Imnak zurück.

»Nein, aber von einem Freund auch nicht.«

»Aber du bist kein Meeres-Sleen«, sagte Imnak.

»Das stimmt allerdings«, räumte ich ein.

»Komm schon, wenn du die Wahl hättest, sollte es doch lieber ein Freund sein, der dich harpuniert!«

»Ja, ja«, sagte ich. Manchmal konnte man mit Imnak nicht richtig diskutieren.

»Sei nett zu den Tieren«, sagte Imnak. »Sei nicht mürrisch. Sei nicht bedrückt. Rede positiv.«

»Hallo, Sleen!« rief ich.

»Gut«, sagte Imnak. »Das ist schon ein Anfang.«

»Wie macht man weiter?«

»Hör zu«, sagte Imnak und sprach auf das eiskalte Wasser hinaus. »Tal«, sagte er, »meine hübschen Brüder, meine gefährlichen Genossen! Wie schön und stark ihr seid! Wie schnell ihr schwimmt! Und euer Fleisch schmeckt in einer Suppe köstlich. Ich bin Imnak, ein armer Jäger. Ich möchte euch gern harpunieren. Ich habe hier eine kleine Harpune, die ich euch zeigen möchte. Ich würde es als große Ehre empfinden, wenn ihr euch von mir harpunieren liebet. Ich wäre euch sehr dankbar.«

»Das ist das Dümme, was ich je gehört habe«, sagte ich.

»Wie viele Sleen hast du heute schon harpuniert?« fragte er.

»Keinen«, sagte ich.

»Ich aber zwei«, entgegnete Imnak. »Versuch es mal!«

»Na schön.« Ich fragte mich, ob ich mich schon zu lange auf dem Wasser aufhielt. Manchmal gibt es da eine Überreizung für den Kajakfahrer, die allerdings nur an hellen Tagen auftritt, wenn das endlose Auf und Ab, das lange Warten, die Spiegelung des Wassers einen plötzlich jedes Gefühl für Zeit und Ort verlieren lassen und man sich im Nichts zu verlieren glaubt. Dann hat man das Gefühl singen oder schreien und mit dem Paddel auf das Wasser schlagen zu müssen, will man nicht den Verstand verlieren oder sterben, und dabei geht zuweilen auch der eigene Kajak in die Brüche.

Ich schaute über das Meer. »Sei begrüßt, hübscher Sleen«, sagte ich. »Ich sitze hier schon lange und warte auf dich. Ich möchte einen von euch harpunieren. Wenn ihr euch dazu bereitfinden könntet, zu mir zu kommen und euch harpunieren zu lassen, würde ich das sehr zu schätzen wissen.«

»Nicht schlecht«, meinte Imnak.

»Arlene braucht etwas für die Suppe«, fuhr ich fort. »Ob ihr mir da vielleicht helfen könntet?«

»Du begreifst allmählich, worum es geht«, sagte Imnak.

»Ich bewundere euch sehr, ihr schlanken eleganten Wasserwesen«, sagte ich. »Ihr seid wunderschön stark und schwimmt wie der Blitz.« Ich blickte Imnak an. »Wie war das?« fragte ich.

»Großartig«, sagte Imnak und rief: »Paß auf!«

Der Sleen war unter dem Kajak aufgetaucht und hob es einen Meter hoch in die Luft. Das Boot rutschte von dem schimmernden Rücken des Säugetiers, prallte seitlich ins Meer. Ich warf mich zur Seite und richtete es wieder auf. Der Sleen schüttelte sich im Wasser und raste einige Meter weiter. Mein Gesicht fühlte sich von dem darauf gefrierenden Meereswasser starr an. Ich riß einen Handschuh herunter und rieb mir die Augen. Das Paddel hatte ich festgehalten, doch Harpune und Lanze schwammen im Wasser.

»Wie man sieht«, sagte Imnak, »begreifst du allmählich, worum es geht.«

Ich spuckte Wasser aus.

»Dort ist der Sleen«, sagte Imnak und deutete mit der Hand darauf.

Ich schaute über das Eiswasser auf die Stelle, die er meinte: ja, dort war der Kopf des Sleen zu sehen, ein Viertel aus dem Meer ragend, Augen und Nase in Höhe der Wasseroberfläche. Was ich von dem Kopf sehen konnte, kam mir sehr groß vor, achtzehn Zoll oder breiter. Ich zog den Handschuh wieder an. Meine Hand kribbelte vor Kälte.

»Ich glaube, er mag dich«, sagte Imnak.

Mit Hilfe der Leine, die am Kajak festgemacht war, zog ich die Harpune wieder heran.

»Beweg dich nicht zu schnell, damit er dich nicht angreift und umbringt«, rief mir Imnak zu.

»Nur gut, daß er mich nicht wirklich ablehnt«, sagte ich. »Dann wäre ich wohl wirklich in Gefahr.«

»Oh, oh«, sagte Imnak.

»Was ist los?«

»Vielleicht hättest du nicht zu dem Sleen sprechen sollen.«

»Warum nicht?«

»Ich glaube, wir haben da einen ganz wilden Sleen erwischt, einen Breitkopf, der im Herbst in dieser Gegend sehr selten ist. Außerdem hat er eine ganz graue Schnauze. Siehst du an der rechten Kopfseite die Narbe, dort, wo der Pelz gelichtet ist?«

»Ja.«

»Ich glaube, wir haben da einen Wildling. Schau doch, wie scharf er dich beobachtet! Man hat bestimmt schon einmal Jagd auf ihn gemacht.«

»Mag sein«, sagte ich. Es ist durchaus üblich, daß ein Sleen den Jäger beobachtet und dann bei Annäherung untertaucht. Dabei greift er wohl Objekte an, die sich im Wasser bewegen, zum Beispiel einen Schwimmer, nicht aber ein Boot, das wohl keinen anregenden Geruch verbreitet oder sonst einen Jagdinstinkt auslöst. Dieser Sleen jedoch schien uns nicht nur aufmerksam zu beobachten, in seinem Verhalten schien sogar etwas Drohendes zu liegen.

»Hallo, Sleen«, sagte ich.

»Sei kein Dummkopf!« schalt mich Imnak. »Das ist ein sehr gefährliches Tier!«

»Soll ich denn nicht mit ihm reden?« fragte ich. Ich hielt die Gelegenheit für gekommen, Imnak einen Tropfen seiner eigenen Medizin zu reichen.

»Man muß sich vorsehen, mit welchem Sleen man spricht«, sagte Imnak. »Es gibt eine Zeit für das Reden und Locken und eine Zeit für das Mundhalten.«

»Ich verstehe«, sagte ich lächelnd.

»Du kannst ruhig mit ihm reden«, fuhr Imnak fort, »aber an deiner Stelle würde ich es lieber nicht tun. Der Breitkopf da ist sehr gefährlich.«

»Man muß sich den Sleen aussuchen, mit dem man redet, ja?« fragte ich.

»Genau.«

Ich fischte mir die Lanze aus dem Wasser und war in meiner Bewaffnung jetzt wieder komplett.

»Arlene braucht etwas für unsere Suppe«, sagte ich zu dem Sleen. »Kannst du uns da aushelfen?«

»Halt den Mund!« flüsterte Imnak entsetzt.

»Ich dachte, du hättest gesagt, er mag mich.«

»Vielleicht tut er nur so«, sagte Imnak. »Wir warten einfach, bis er verschwindet, dann fahren wir ins Lager zurück.«

»Nein«, sagte ich.

»Wir haben zwei Sleen.«

»Du hast zwei Sleen«, betonte ich.

»Sei kein Dummkopf, Tarl, der mit mir jagt!«

»Ich bin überzeugt, er ist ein wirklich netter Bursche.«

»Paß auf!« rief Imnak. »Er kommt!«

Ich ließ die Harpune fallen, denn es wäre sehr schwierig gewesen, das Tier damit von vorn zu treffen. Die knöcherne Spitze hätte den dicken Schädel vermutlich nicht durchstoßen, und die schmale Vorderfront des Körpers unter Wasser zu treffen, wäre äußerst schwierig gewesen. Ich stieß die Lanzenspitze in das vorgestreckte, mit Zahn-Doppelreihen bewehrte Maul; es drang durch die Seite tief ein und spießte das Tier einen Meter weit auf. Der Angreifer bäumte sich dicht neben dem schwachen Boot sechs Fuß hoch aus dem Wasser. Beide Hände um den Speerschaft gelegt, drängte ich das zuckende Tier zur Seite, daß es nicht auf mein Boot fiel. Eine der riesigen Flossen traf mich, stieß mich zur Seite, wobei sich der Sleen von der Lanze löste. Er umschwamm mich, während heißes Blut aus dem Maul in das kalte Wasser strömte. Ich nutzte die Zeit, meine Harpune ein zweitesmal an der Leine aus dem Wasser zu ziehen, denn sie war mir erneut abhanden gekommen. Ich befestigte die leichte Harpune in der Kerbe des Wurf Bretts, und ehe das Ungeheuer sich in meine Richtung wandte, ließ ich das Brett nach vorn und unten schnappen und brachte das Geschoß auf den Weg. Der Knochenwiderhaken verschwand im Widerrist des aufgebrachten Tiers, das sofort zu tauchen begann. Blasen und Blut stiegen an die Oberfläche. Sirrend entrollte sich die Leine aus ihrer Vertiefung und verschwand im Wasser. Kurze Zeit später tauchten der Harpunenschaft mit der Vorspitze an der Wasseroberfläche auf, während die eigentliche Harpunenspitze, an der die Leine festgemacht war, in der Wunde festsaf. Ich steuerte die Leine so gut ich konnte. Der Sleen war ein ausgewachsener, riesiger Breit schädel, achtzehn bis zwanzig Fuß lang und etwa tausend Pfund schwer. Sobald die Leine ganz ausgelassen war, mochte das Kajak mit unter Wasser gezogen werden. Imnak kam mir zu Hilfe;

gemeinsam zerrten wir an der Leine, Beide Kajaks neigten sich nach vorn. »Er versucht zu fliehen«, sagte Imnak und ließ die Leine los. Mein Kajak wurde herumgezogen, und dann ging sein Bug nach unten; es wurde von dem See-Ungeheuer tief unter mir gezogen. »Kapp die Leine!« rief Imnak. »Er flieht unter das Eis!« Ich entdeckte weiter vorn eine Eisschicht. »Leine los!« rief Imnak. Doch ich gab meine Beute nicht frei. Ich war entschlossen, das Monstrum nicht freizugeben. Ich hielt die Leine um die linke Hand gewickelt und stieß mit der Lanze gegen das Eis. Doch die Lanze rutschte ab, die Leine glitt zur Seite, und ich wurde mitsamt dem Kajak auf das Eis gezerrt. Ich glitt darüber hin, kam davon frei und rutschte seitlich wieder ins Wasser. »Er flieht aufs Meer hinaus!« rief Imnak und folgte mir so schnell er konnte. Dann erschlaffte die Leine. »Er dreht«, sagte Imnak. »Sieh dich vor!« Nach wenigen Augenblicken sah ich den Körper des Sleen an die Oberfläche kommen. Die Entfernung betrug etwa sechzig Fuß. »Er ist nicht tot«, sagte Imnak. »Das weiß ich«, gab ich zurück. Deutlich war der Atem zu sehen, der aus seinen Nasenlöchern stieg und sich wie ein Nebel über das kalte Wasser ausbreitete. Das Wasser schien fettig zu schimmern, denn es hatte zu frieren begonnen. Rings um das Tier war es dunkel von Blut. Wir steuerten unsere Kajaks näher heran, um dem Tier mit den Lanzen den Rest zu geben. »Vorsicht!« warnte Imnak. »Er ist nicht tot.«

»Aber er hat viel Blut verloren«, sagte ich.

Wir näherten uns von beiden Seiten dem Tier.

»Es atmet nicht mehr«, stellte ich fest.

»Es ist aber schon einmal gejagt worden«, sagte Imnak. »Ich glaube, es wartet darauf, daß wir uns nähern. Glaube ja nicht, daß es uns nicht belauert.«

»Wir warten ab?«

»Ja«, sagte Imnak. »Der Sleen blutet. Die Zeit ist auf unserer Seite.« Nach einer Weile fuhr er fort: »Halte dich bereit. Ich habe gezählt. Gleich muß er atmen.«

Wir hielten unsere Lanzen bereit. Plötzlich sprang der Sleen mit einem explosiv wirkenden Laut, einem dröhnenden Luftschnappen in die Höhe. Als er am weitesten aus dem Wasser war, stießen wir mit den Lanzen zu. Das Tier löste sich von den Spitzen, atmete tief ein und tauchte. Wieder streckte sich die Harpunenleine in die Tiefe. »Wir haben ihn gut getroffen!« rief

Imnak. »Paß auf!« Die Leine war erschlafft. Ich starrte ins Wasser hinab. Dann spürte ich den Druck des Wassers von unten, eine Bewegung, die sich durch das gespannte Leder des Kajaks deutlich fortpflanzte. Ich stieß die Lanze senkrecht nach unten und wurde halb aus dem Kajak geschleudert, als das kleine Boot seitlich von dem aus dem Wasser springenden Sleenkörper abglitt. Von der anderen Seite stach Imnak immer wieder zu. Der Sleen fiel ins Wasser. Ich zerrte die Lanze frei und stieß sie immer wieder tief in den feuchten, blutüberströmten Pelz. Der Sleen griff mit zuschnappenden Fängen erneut an, die ich mit der Lanze abwehrte. Imnak stach wieder zu. Das blutige Wesen bewegte sich zuckend im eiskalten Wasser. Der Sleen wandte sich Imnak zu, was mir Gelegenheit gab, die Lanze tief in seiner Flanke zu stoßen, hinter die rechte Vorderflosse. Wieder atmete der Sleen aus. Ich zog die Lanze zurück, um von neuem anzugreifen. Das Ungeheuer starrte mich an. Dann rollte es im Wasser zur Seite.

»Er ist tot«, sagte Imnak.

»Woher weißt du das?«

»Die Art und Tiefe deines Stiches lassen keinen Zweifel«, sagte Imnak. »Du hast das Herz getroffen.«

»Das Herz liegt ziemlich in der Mitte.«

»Schau dir das Blut an deiner Lanze an.«

Ich kam der Aufforderung nach. Gut dreißig Zoll lang war die Lanze mit frischem Blut bedeckt.

»Du bist sehr stark«, meinte Imnak.

Er steuerte sein Kajak zur Flanke des Tiers und begann mit Holzpflocken die Wunden zu verschließen. Er wollte nicht, daß das Tier noch mehr Blut verlor. Gefrorenes Blut ist nahrhaft.

»Bläst du ihm Luft unter die Haut?« fragte ich.

»Erst wenn er zu sinken droht«, antwortete Imnak. »Wir fahren nach Hause.«

»Er wird sinken.«

»Hier«, sagte Imnak, »wir stützen ihn zwischen den Kajaks ab.«

Wir banden das mächtige Tier zwischen den beiden Kajaks fest und paddelten dann langsam in Richtung Lager.

»Ich habe dir gleich gesagt, daß der Sleen ein netter Bursche ist«, sagte ich.

»Davon war ich eine Weile nicht so überzeugt«, meinte Imnak.

»Du hast an ihm gezweifelt«, sagte ich.



»Das war falsch von mir«, räumte Imnak ein. »Aber er hat sich gut verstellt. Er hat mich eine Zeitlang hinters Licht geführt.«

»So sind Sleen nun einmal.«

»Ja, ziemlich verspielt. Du solltest dem Sleen noch danken, daß er sich von dir hat harpunieren lassen«, fuhr er fort. »Nicht jeder Sleen wäre dazu bereit gewesen.«

»Vielen Dank, Sleen«, sagte ich.

»Gut!« rief Imnak. »Das gehört sich einfach so. Sleen haben auch ihren Stolz.«

Wir erreichten die beiden Sleen, die wir im Wasser hatten schwimmen lassen. Imnak dankte den beiden Tieren, daß sie sich von ihm hatten töten lassen. Dann band er sie an seinem Boot fest, und wir nahmen Kurs auf die Felsküste.

»Wenn die Sleen tot sind, wie sollen sie dann merken, daß wir ihnen danken?« fragte ich.

»Das ist eine interessante und schwierige Frage«, sagte Imnak. »Ich weiß eigentlich nicht genau, wie die Sleen das machen. Das Volk glaubt aber daran, wir meinen, daß die Sleen gar nicht sterben, sondern nach einer Weile wiedergeboren werden.«

»Die Sleen sind unsterblich?« fragte ich.

»Ja«, sagte Imnak. »Und wenn so ein Tier zurückkehrt, ist es hoffentlich noch eher bereit, sich wieder harpunieren zu lassen, wenn man es gut behandelt hat.«

»Glaubt man auch, daß die Menschen unsterblich sind?«

»Ja«, antwortete Imnak.

»Ich kenne eine Welt, wo einige Leute die Menschen für unsterblich halten, nicht aber die Tiere.«

»Sie mögen Tiere nicht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Vielleicht halten sich die Leute für unsterblich, weil sie sich als klug einschätzen und die Sleen nicht.«

»Manche Sleen sind ziemlich ausgefuchst«, sagte Imnak und überlegte einen Augenblick lang. »Wenn Sleen über dieses Problem sprächen, würden sie wahrscheinlich sagen, daß sie unsterblich sind, und die Menschen nicht, weil sie schließlich besser schwimmen können.«

»Mag sein«, sagte ich.

»Wer kann schon die Bedeutung des Lebens ergründen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Vielleicht hat es überhaupt keinen Sinn.«

»Das ist interessant«, meinte Imnak. »Aber dann wäre die Welt sehr einsam.«

»Vielleicht ist sie das auch.«

»Nein«, sagte Imnak und zog sein Kajak aus dem Wasser. »Die Welt kann nicht einsam sein, wenn es zwei Menschen gibt, die Freunde sind.«

Ich blickte zu den Sternen auf. »Du hast recht, Imnak«, sagte ich. »Wo es Schönheit und Freundschaft gibt, kann man von der Welt nicht mehr verlangen. Wie großartig und bedeutsam ist doch ein solcher Ort! Was für eine andere Daseinsberechtigung könnte er haben?«

»Hilf mir, das Fleisch an Land zu zerren!« sagte Imnak.

Ich half ihm. Andere Jäger eilten zum Wasser herab und halfen mit. Ich wußte nicht, was für ein Ort die Welt war, doch manchmal kam sie mir ganz großartig vor.

## 21

»Die Nacht ist angebrochen«, sagte ich zu Imnak. »Ich glaube nicht, daß Karjuk noch kommt.«

»Vielleicht nicht«, meinte Imnak.

Mehrmals war bereits Schnee gefallen, wenn auch noch nicht sehr viel. Die Temperaturen waren schon sehr gesunken.

Vor etwa drei Wochen hatten Imnak und ich drei Sleen an Land gebracht. Damit war die Kajakfischerei für dieses Jahr zu Ende gewesen, denn noch am Abend unserer Jagd hatte das Meer zuzufrieren begonnen. Kristalle hatten sich im Wasser gebildet, winzige Eisstücke. Dann war das Wasser innerhalb weniger Stunden schwer und teigig geworden, der Eisanteil darin war gewachsen. Einige Stunden später waren diese sich aufbauenden Eisformationen miteinander in Berührung gekommen, hatten sich aneinander gerieben, waren zum Teil übereinander gerutscht und bildeten unregelmäßige Schrägen und Flächen, und schon war das Meer in friedlicher Stille untergegangen – eine Eiswüste.

»Es gibt andere Dörfer«, sagte ich. »Wir wollen sie besuchen, um zu sehen, ob Karjuk vielleicht dort ist.«

»Es gibt viele Dörfer«, sagte Imnak. »Das weiteste liegt viele Schlafperioden von hier.«

»Ich möchte sie alle besuchen. Wenn wir dann noch immer nichts von Karjuk gehört haben, muß ich auf das Eis hinaus und ihn suchen.«

»Da könntest du genauso gut nach einem bestimmten Sleen suchen«, meinte Imnak. »Ein hoffnungsloses Unterfangen.«

»Ich habe lange genug gewartet. Ich muß es versuchen.«

»Ich mache den Schlitten fertig«, sagte Imnak. »Akko besitzt einen Schnee-Sleen, Naartok einen zweiten.«

»Gut«, sagte ich. »Ein laufender Schnee-Sleen kann einen Schlitten schneller ziehen, als ein Mensch es vermag. Es sind gefährliche, aber auch sehr nützliche Tiere.«

»Hör mal!« sagte Imnak.

Ich schloß den Mund und spitzte die Ohren. Aus großer Weite tönte das Jaulen eines Sleen durch die klare, kalte Luft. »Vielleicht kommt Karjuk!« rief ich.

»Nein, das ist nicht Karjuk«, sagte Imnak. »Der Laut kam aus dem Süden.«

»Imnak! Imnak!« rief Poalu von draußen und schob sich durch die Türöffnung der Hütte. »Es kommt jemand!« Sie hatte zusammen mit den anderen Mädchen im Festhaus Felle aufgearbeitet. »Wer ist das?« fragte er.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie.

»Na, dann steig auf eines der Fleischgestelle und schau nach, Mädchen!« befahl er.

»Ja, Imnak!« rief sie.

Imnak und ich zogen Fäustlinge und Parkas an und verließen die von den Lampen gewärmte, halb in den Boden eingegrabene Hütte. Es war klar und windstill, und alle Geräusche klangen überdeutlich. Der Schnee knirschte laut und knisternd unter unseren Stiefeln. Mondlicht lag über dem Dorf und dem Schnee der Tundra und funkelte auf dem Eis des Meeres. Deutlich hörte ich die Worte anderer Dorfbewohner, die miteinander sprachen. Die gesamte Dorfbevölkerung schien die Unterkünfte verlassen zu haben. Etliche waren auf Fleischgestelle gestiegen und versuchten im Mondlicht etwas zu erkennen. Für die arktische Nacht war es noch nicht kalt, wenngleich solche Angaben relativ sind. Es war windstill. Die Temperatur mochte etwa vierzig Grad unter Null sein. Die Kälte wurde einem erst richtig bewußt, wenn die Gesichtshaut erstarre. »Was siehst du?« fragte Imnak.

»Einen Schlitten und einen Mann!« rief Poalu von oben.

Wieder hörten wir den Schrei des Sleen aus der Ferne, ein Laut, der unter den gegebenen Umständen sehr weit zu hören war. Das Tier mochte noch zehn oder mehr Pasangs entfernt sein. Manchmal hört man solche Schreie auf fünfzehn Pasangs über das Eis.

»Macht die Lampen an, setzt Fleisch auf!« rief Kadluk, der im Dorf eine Art Häuptling war. »Wir müssen für unseren Besucher ein Festmahl bereiten!«

Frauen liefen los. Arlene und Barbara und Audrey sahen sich an. Sie wußten Bescheid – wenn der Besucher eine Vorliebe für weißhäutige Frauen hatte, würde ihm im Dorf das Richtige geboten werden. Poalu, die unter den Mädchen das Kommando führte, gab mit scharfer Stimme einen Befehl, und sie liefen los. »Es ist ein Schlitten und ein Mann!« rief Poalu uns zu.

»Wer würde im Winter aus dem Süden zu uns kommen?« fragte ich.

»Muß ein Händler sein«, gab Imnak zurück. »Aber das ist absonderlich – diese Leute kommen im Winter nicht.«

»Ich ahne, wer das ist!« rief ich. »Vielleicht hat er eine Neugierkeit für mich! Wir wollen ihm entgegengehen!«

»Ja«, sagte Imnak. »Natürlich!«

»Gehen wir unserem Gast entgegen und begrüßen wir ihn!« rief Kadluk fröhlich.

Die Männer eilten in ihre Hütten, um ihre Waffen zu holen. Gelegentlich streifen wilde Sleen durch die Tundra, halb verhungert und deshalb unberechenbar. Sie gehören zu den Gefahren, die dem Winterreisenden in diesen Breiten drohen.

Angeführt von Kadluk stapften Imnak und ich, Akko und Naartok und zahlreiche andere mit Harpunen und Lampen aus dem Dorf. Einen Pasang weiter hob Kadluk Stille heischend die Hand. Wir erstarrten.

»Fort!« rief eine Stimme. »Fort!«

»Beeilung!« brüllte Kadluk.

Wir liefen über einen kleinen Hügel; um unsere Füße stob der Schnee auf.

Auf der geneigten Ebene zwischen sanften Hügeln entdeckten wir etwa einen Pasang entfernt den langen Schlitten mit dem daran festgebundenen Zug-Sleen. In der Nähe machten wir zwei Gestalten aus. Die eine gehörte einem Menschen.

»Ein Eis-Ungeheuer!« rief Akko.

Die andere Gestalt ließ keinen Zweifel offen: groß, zottig, mit langen Armen: ein weißpelziger Kur.

Der Mann versuchte das Wesen mit einer Lanze fortzuschieben. Das Tier zeigte sich aggressiv.

Verwundet wich es zurück. Aber es konnte keinen schweren Schaden genommen haben. Es duckte sich und beobachtete den Mann, während es an seinem Arm saugte. Dann stellte es sich auf die kurzen Hinterbeine und hob die beiden langen Arme in die Luft und schrie vor Wut. Dann kauerte es sich mit gebleckten Reißzähnen nieder, um von neuem anzugreifen.

Ich rannte bereits den Hügel hinab, im Schnee ausrutschend, die Lanze in der Hand. Die Männer hinter mir hoben ebenfalls die Waffen und folgten brüllend.

Das Ungeheuer drehte sich um und blickte unserer waffenschwingenden, brüllenden Horde entgegen.

Ich hatte das beunruhigende Gefühl, daß es seine Entfernung von uns berechnete und die Zeit, die verstreichen würde, bis wir die Strecke hinter uns gebracht hatten.

Irgendwie spürte ich, daß wir hier kein bloßes Tier vor uns hatten, keinen degenerierten unintelligenten Abkömmling von Überlebenden der Kurii-Schiffe, die vor Generationen hier gestrandet waren – Nachfahren, denen die Disziplin und Loyalität der Schiffsgesetze nichts bedeutete, Nachfahren, die in eine herrische Wildheit zurückgefallen waren. Der Kur, der bloß Tier ist, stellt sich in den meisten Situationen als weniger gefährlich dar als der Kur, der mehr ist als ein Tier. Der erste ist nur sehr gefährlich, der zweite ein unvergleichlicher Gegner.

Kaum hatte sich der Kur nach uns umgedreht, da eilte der Mann los und schirrte den Schnee-Sleen vom Schlitten ab. Als der Kur sich wieder umdrehte, sprang der Schnee-Sleen ihn an und versuchte ihm die Kehle durchzubeißen.

Ich war nur noch wenige hundert Meter von dem Kur entfernt.

Ich sah, wie er den halb durchgebitzenen Sleen, eine blutige Masse, zur Seite schleuderte. Als der Schnee-Sleen seinen Angriff begann, hatte der Mann erneut zugestoßen, doch sein Lanzenstich war nicht tödlich gewesen. Der Kur hatte am Hals eine klaffende, blutende Wunde.

Jetzt griff er nach der Lanze, entriß sie dem Mann und brach

sie in der Mitte durch. Nun ergriff der Mann die Flucht; er lief geradewegs auf uns zu.

Der Kur warf die Bruchstücke zur Seite. Der Sleen lag hinter ihm im Schnee. Der Schlitten stand einsam und verlassen in der Eis-Öde. Niemand konnte den Kur daran hindern, sich über die darauf befindlichen Fleisch- und Zuckervorräte herzumachen oder was sich sonst noch in der Ladung befinden mochte.

Das Ungeheuer kümmerte sich aber weder um den Sleen noch um den Schlitten. Es blickte dem Mann nach.

Da wußte ich ganz sicher, daß es sich nicht um ein gewöhnliches Tier handelte. Ein bloßer Kur, hungrig, aggressiv, hätte sich auf den toten Sleen oder das Fleisch auf dem Schlitten gestürzt und sich vor den anstürmenden Jägern mit seiner Beute zurückgezogen.

Dieses Wesen aber ließ *sich* auf alle viere nieder und begann den Mann zu verfolgen. Da wußte ich, daß wir einen Schiffs-Kur vor uns hatten. Das Wesen hatte es nicht auf Fleisch abgesehen, sondern auf den Mann.

Er hastete an mir vorbei, und ich stellte mich auf, den Arm zurückgelegt, die Lanze wurfbereit.

»Hallo, Ungeheuer!« rief ich. »Ich bin bereit!« Der Kur blieb etwa zwanzig Meter vor mir stehen und bleckte die spitzen Zähne.

»Komm her und hol dir eine Kostprobe meiner Lanze!« rief ich.

Ein primitiver Kur hätte jetzt wohl angegriffen. Dieses Wesen aber rührte sich nicht. Hinter mir hörte ich die rothäutigen Jäger näherkommen; sie waren noch etwa hundert Meter entfernt. Ich machte, einen Schritt auf den Kur zu und hob dabei drohend meine Lanze. Gleich mußte der Kur von einem ganzen Schwarm brüllender Männer eingekreist sein, die ihre Lanzen in seinen Körper stießen.

Mit einem letzten Wutschrei trat der Kur den Rückzug an; dabei nahm er den Blick nicht von uns. Auf allen vieren entfernte er sich schräg rückwärts nach links. Wir liefen auf ihn zu, doch er machte plötzlich kehrt, schnappte sich im Vorbeihasten mit einer Hinterpfote den toten Sleen und verschwand damit geduckt in die schneebedeckte Tundra.

Ich hatte deutlich gesehen, daß er in jedem Ohr einen goldenen Ring trug.

Wir schauten ihm nach. Der Kur huschte über die Tundra davon.

»Du hast mir das Leben gerettet«, sagte Ram, »Ihr alle!«

»Bist du verletzt?« fragte ich.

»Nein«, sagte er.

Wir gaben uns die Hand.

»Ich dachte mir gleich, daß ich dich im Dorf von Kadluk und Imnak finden würde«, sagte er.

»Hast du Bazi-Tee mitgebracht?« fragte Akko.

»Und Zucker?« wollte Naartok wissen.

»Ja«, sagte Ram. »Ich habe Tee und Zucker. Und Spiegel und Perlen und Messer und viele andere Waren.«

Diese Nachricht wurde natürlich mit Freuden begrüßt. Wegen der Mauer waren seit vielen Monaten keine Händler mehr in den Norden gekommen.

»Wir veranstalten für unseren Freund ein Festmahl!« rief Kadluk.

»Oh!« ächzte Akko. »Es ist nur bedauerlich, daß wir so wenig Fleisch im Lager haben und daß unser Fest daher recht kümmerlich ausfallen muß!«

»Außerdem wußten die Frauen nicht, daß Besuch kommt«, sagte ein Mann neben ihm, »deshalb haben sie noch kein Wasser aufgesetzt.«

Es dauert einige Zeit, bis man Wasser über einer Öllampe zum Kochen gebracht hat, obwohl die Flamme durch richtige Stellung und Verlängerung des Dochts vergrößert werden kann.

»Das ist doch kein Problem«, sagte Ram.

In Wirklichkeit hatten wir sehr viel Fleisch im Lager, und die Frauen waren längst damit beschäftigt, ein großartiges Festmahl vorzubereiten.

»Es tut uns wirklich leid«, sagte Kadluk und ließ den Kopf hängen.

Die rothäutigen Jäger sahen sich vielsagend an.

Ram kannte sich als Händler mit den Scherzen der Jäger natürlich aus. So konnte ihm nicht entgangen sein, daß ihm beinahe jeder Mann aus dem Dorf gut zwei Pasangs vor der Siedlung entgegengekommen war. Daraus mußte er schließen, daß er erwartet wurde. Außerdem sagte ihm die Zahl der Männer, daß genug zu essen vorhanden sein mußte, denn sonst wären viele Männer mit ihren Familien auf dem Eis unterwegs gewesen.

»Das Tier hatte es auf dich abgesehen«, sagte ich.

»Es war hungrig«, meinte er.

»Sein Interesse galt nicht dem Schnee-Sleen oder den Vorräten, die du auf dem Schlitten hast«, sagte ich. »Es war ganz gezielt hinter dir her.«

»Das kann ich mir kaum vorstellen«, meinte Ram. »Du redest ja, als wäre das Ungeheuer intelligent.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte ich. »Hast du nicht die Ringe in seinen Ohren bemerkt?«

»Natürlich.«

»Das sind bestimmt Schmuckstücke.«

»Das Ungeheuer ist irgendeinem Herrn entflohen«, mutmaßte Ram. »Zweifellos hat der ihm solche Verzierungen in die Ohren gesetzt.«

»Ich meine, es hat sich die Ringe ganz allein zugelegt.«

»Das erscheint mir unwahrscheinlich«, sagte Ram. »Du hast doch selbst gesehen, wie tierhaft es sich verhielt.«

»Meinst du, daß etwas nicht intelligent sein kann, nur weil es nicht wie ein Mensch aussieht?«

Ram erbleichte. »Aber wenn sich Intelligenz mit solcher Wildheit paart...«

»Diese Wesen heißen Kurii«, sagte ich.

Im Festhaus brannten alle Lampen.

Nackt kniete Arlene vor Ram und hielt ihm eine Platte mit dampfendem Fleisch hin.

Er legte einen Finger unter ihr Kinn und schaute ihr ins Gesicht.

»Wer ist diese hübsche kleine Sklavin?« fragte er. »Sie kommt mir bekannt vor.«

Entsetzt blickte sie ihn an.

»O ja«, sagte er. »Sie führte früher das Kommando an der Mauer. Du hast sie zur Sklavin gemacht.«

»Ja«, sagte ich.

»Ist sie gut?« fragte er.

»Du wirst es bald wissen«, sagte ich.

Er lachte.

»Ich bin sicher, daß das Ungeheuer auf dich Jagd machte«, fuhr ich fort.

»Mag sein.«



»Wie gefällt dir unser armseliges kleines Fest?« fragte Kadluk im Vorbeigehen.

»Es ist das beste Mahl, das ich je gegessen habet«

»Aber ist dir der Kur eine weite Strecke gefolgt?« fragte ich.

»Keine Ahnung«, sagte Ram.

»Ich weiß es nicht genau, aber ich vermute, daß der Kur dich abgefangen hat, daß er auf dich gewartet hat.«

»Woher wußte er, wo er warten mußte?«

»Ich fürchte, mein Hiersein ist bekannt«, sagte ich. »Als ich nicht in den Süden zurückkehrte, mußte man annehmen, daß ich nach Norden gereist war. Nur ein rothäutiger Jäger war an der Mauer – Imnak. Daraus ließ sich schließen, daß ich sein Dorf aufsuchen würde. Vielleicht hat man mich hier auch bespitzelt. Ich weiß es nicht.«

Ram musterte mich ernst. »Von alledem verstehe ich wenig«, sagte er.

»Ich gehe davon aus, daß es bekannt war, ich würde im Dorf des Kadluk sein oder dorthin reisen. In Lydius hatte man uns zusammen gesehen. Als du dann in den Norden aufbrachst, konnte man vermuten, daß du mich suchen wolltest.«

»Ich machte daraus keinen Hehl«, sagte Ram.

»Folglich kannte der Feind, wenn man ihn einmal so nennen will, meinen Aufenthaltsort und deine Absicht, mit mir in Verbindung zu treten, und dann war es kein Problem mehr, dir vor dem Dorf einen Hinterhalt zu legen.«

»Ja«, sagte er.

»Was die Kurii nicht berücksichtigt haben, ist der Umstand, daß dein Sleen auf so weite Entfernung zu hören sein und die Jäger dir dann entgegenzueilen würden.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit, keine sehr angenehme«, sagte Ram.

»Und die wäre?«

»Die Kurii haben mich verfolgt«, sagte er. »Vielleicht habe ich sie hierhergeführt.«

»Möglich wäre es. Aber wenn es wirklich so ist, können wir damit leben.«

»Wie darf ich das verstehen?« fragte Ram.

»Ich glaube, es besteht bei zumindest einigen Kurii der Wunsch, mich zu einem Gespräch einzuladen. Auf eine Weise bin ich einer Einladung gefolgt, als ich in den Norden aufbrach.

Wenn der Feind weiß, wo ich bin, mag er versuchen, mit mir Verbindung aufzunehmen.«

»Oder dich zu töten«, meinte er.

»Ja.«

»Warum sollte der Kur aber mich umbringen wollen?«

»Vielleicht bringst du Informationen, die ich nicht erhalten sollte.«

»In Lydius«, sagte er, »haben sich Sarpedon und mehrere andere, die frisch von der Mauer zurückgekehrt waren, zusammengetan und Sarpelius und seine Helfershelfer überfallen.« Sarpelius war der beliebte Bursche, der von Sarpedon die Taverne übernommen und sich mit mehreren Komplizen daran gemacht hatte, Männer in den Dienst an der Mauer zu pressen«.

»Sarpedon ist wieder Wirt in seinem Lokal?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte Ram. »Übrigens haben Sarpelius und seine Männer, ehe wir sie als nackte Sklaven im Hafen verkauften, gehörig den Mund aufgemacht.«

»Das war sicher klug von ihnen«, meinte ich.

»Die Information war ihnen nicht so wichtig, daß sie sie angesichts der Gefahr von Folter und Tod bei sich behalten wollten«, fuhr Ram fort. »So zeigte Sarpelius keine Neigung, mit den Füßen voran in einen Käfig voller hungriger Sleen geschoben zu werden.«

»Das ist ja auch wirklich nicht angenehm.«

»Leider hat es den Anschein, als hätten die Männer nur wenig gewußt. Sie waren unwichtige Rädchen im großen Plan.«

»Was habt ihr erfahren?«

»Der Mann, der sich Drusus nannte – ihn lernten wir an der Mauer kennen – bezahlte sie für ihre Dienste und gab die Anweisungen. Tarnkämpfer beförderten die betäubten Opfer zur Mauer.«

»Was ist mit den Mädchen?« Ich dachte an Tina und Constance. »Sie waren nicht an der Mauer.«

»Wir erfuhren von Sarpelius, der seine Informationen von Drusus hatte, daß es weiter im Norden ein Hauptquartier gab, eine Station, die nur im späten Frühling, im Sommer oder Frühherbst zu erreichen ist.«

»Vielleicht befindet sich dieses Hauptquartier draußen auf dem Meer.« Das im Winter gefrorene Meer war für Schiffe unpassierbar.

»Möglich«, sagte er.

»Außerdem fliegen die Tarns in der Arktis nur während dieser Jahreszeiten«, sagte ich. »Wenn diese unbekannte Station auf dem Land wäre, hätten die rothäutigen Jäger auf ihren Jagden darauf stoßen müssen. Vermutlich handelt es sich um eine große Anlage.«

»Das weiß ich nicht«, sagte Ram.

»Hast du noch mehr erfahren?«

»Wir bekamen mit daß Drusus seine Instruktionen aus diesem geheimnisvollen Hauptquartier bezog. Dorthin wurden auch von Zeit zu Zeit besonders attraktive Sklavinnen gebracht.«

»So auch Tina und Constance«, sagte ich.

»Ja«, sagte er. »Weißt du, ich nahm an, du wüßtest dies und wärest in den Norden gezogen, um Constance zu finden.«

»Du bist also hauptsächlich wegen Tina nach Norden gekommen?«

»Ja.«

»Aber sie ist doch nur eine Sklavin!«

Er erröte. »Aber sie ist *meine* Sklavin«, sagte er aufgebracht. »Sie wurde mir genommen, und das gefällt mir nicht. Niemand nimmt Ram aus Teletus ungestraft eine Sklavin weg!« sagte er und schlug sich vor die Brust. »Ich hole sie mir zurück, um sie dann, wenn ich will, zu verschenken oder zu verkaufen.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Mißversteh' mich nicht«, sagte er gereizt. »Es geht mir nicht um das Mädchen; die ist nicht wichtig, sie ist nur eine Sklavin. Mir liegt am Prinzip!«

»Natürlich«, sagte ich. »Doch scheinst du mir hier viel zu riskieren für ein Mädchen, das vermutlich nur einen silbernen Tarsk bringen würde.«

»Ich glaube, Tina ist die perfekte Sklavin für mich«, sagte er grinsend. »Ich brauche sie zu meinen Füßen.« Er sah mich ernst an. »Außerdem hoffte ich im Norden zu dir zu stoßen. Wir hätten dann Tina und Constance gemeinsam suchen können.«

»Wer ist Constance, Herr?« fragte Arlene.

»Eine Sklavin, die wie du einmal frei war«, sagte ich. »Sie könnte dir viel beibringen.«

»Ja, Herr«, sagte Arlene und senkte den Kopf.

Schritt für Schritt ging ich mit ihr den Weg in die wahre Sklaverei.

»Du, Sklavin!« sagte ich energisch zu ihr. »Bring uns Fleisch!«

»Ja, Herr«, sagte sie erschrocken und hielt uns die große Platte hin. Ram und ich bedienten uns.

»Was weißt du über ein Hauptquartier im Norden, Mädchen?« fragte ich sie.

»Nichts«, flüsterte sie. »Herr.«

Ich musterte sie kritisch und nahm mir ein zweites Stück Fleisch.

»Ich weiß nichts«, sagte sie. »Drusus brachte das Geld. Er war mein Kontaktmann. Ich weiß nichts!«

Wieder griff ich zu und steckte mir ein Stück Fleisch in den Mund.

»Ich beaufsichtigte die Arbeiten an der Mauer. Damals dachte ich, ich wäre Drusus übergeordnet. Ich weiß nicht, woher er kam oder woher er die Geldmittel hatte. Vermutlich gab es auf dieser Welt noch andere Unternehmungen oder Stationen, aber ich kannte ihre Standorte nicht.« Tränen erschienen in ihren Augen. »Glaube mir, Herr, ich flehe dich an«, sagte sie. »Wenn es irgendwo ein Hauptquartier gibt, weiß ich nichts darüber.«

»Vielleicht glaube ich dir«, sagte ich. Sie erschauerte. Ich hielt es für denkbar, daß sie die Wahrheit gesagt hatte.

»Audrey!« rief ich das dunkelhaarige Mädchen.

»Ja, Herr«, sagte sie und kniete vor uns nieder.

»Nimm Arlene die Platte mit dem Fleisch ab und serviere es im Raum!«

»Ja, Herr«, sagte sie, richtete sich elegant auf und entfernte sich.

»Die hat hübsche Beine«, sagte Ram, »ein ausgezeichneter Fang.«

»Sie gehört Imnak«, sagte ich. »Er hat sie auf dem Jahrmarkt gekauft.«

»Die andere auch«, schaltete sich Imnak ein und deutete auf Barbara, die in einem anderen Winkel arbeitete.

»Auch ein vorzüglicher Kauf«, sagte Ram, ohne sich Mühe zu geben, die Stimme zu senken. Barbara warf einen Blick über die Schulter. Sie wußte, daß von ihr gesprochen wurde, und richtete sich auf. Sie war stolz darauf, daß sie schön war, daß Männer sich für sie interessierten.

»Beide haben mich fünf Felle gekostet, vier von Leems und eines von einem Schnee-Lart.«

»Du bist eben ein geschickter Schacherer«, sagte Ram.

Imnak zuckte bescheiden die Achseln. »Die Mädchen verstehen sich auch gut darauf, den Schlitten zu ziehen«, sagte er.

»Und sie haben andere Qualitäten«, sagte ich.

»Sie stehen dir natürlich beide zur Verfügung«, sagte Imnak und deutete auf Fingerhut und Distel.

»Vielen Dank«, antwortete Ram. »Aber keine der beiden hat an der Mauer über mich befiehlt.«

Sein Blick ruhte auf Arlene, die ein wenig vor ihm zurückwich.

»Sei ihm zu Gefallen!« sagte ich zu ihr.

»Ja, Herr«, sagte sie. Ram sprang auf und zerrte sie in eine verhängte Nische, um sie zu besteigen.

Ich wandte mich der Mitte des Festhauses zu, wo Pantomimen aufgeführt wurden. Die Jäger und Frauen klatschten in die Hände und schrien vor Freude über die Geschicklichkeit der Darsteller. Naartok mimte einen Wal.

»Tarl, der mit mir jagt«, sagte Imnak ernst, »ich habe Angst.«

»Wovor hast du Angst?«

»Das Tier, das wir gesehen haben, muß ein Eis-Ungeheuer gewesen sein.«

»Ja?«

»Ich fürchte, Karjuk ist tot.«

»Warum sagst du das?«

»Karjuk ist der Wächter«, sagte er. »Er steht zwischen dem Volk und den Eis-Ungeheuern.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

Die weißpelzigen Kurii werden von den rothäutigen Jägern »Eis-Ungeheuer« genannt. Diese Tiere jagen im Sommer gewöhnlich von Eisschollen aus, meistens auf hoher See. Im Gegensatz zu den meisten Kurii lieben sie das Wasser. Wenn das Meer im Winter zufriert, verirren sie sich gelegentlich auch ins Binnenland. Es gibt verschiedene Kur-Rassen. Über den geheimnisvollen Karjuk war selbst bei den rothäutigen Jägern nicht viel bekannt, außer daß er ihrer Rasse angehörte. Er war ein seltsamer Mann, der allein lebte. Er hatte keine Frau. Er hatte keine Freunde. Er lebte für sich auf dem Eis. Er strich durch die Dunkelheit, lautlos, und jagte mit seiner Lanze. Er stand zwischen dem Volk und den Eis-Ungeheuern. Der Kur, den ich außerhalb des Dorfes gesehen hatte, das Wesen, das mit dem getöteten Schneesleen entkommen war, hatte ein weißes Fell gehabt. Ich

war dennoch davon überzeugt, daß es sich um einen Schiffs-Kur und nicht um ein primitives Eis-Ungeheuer gehandelt hatte. Andererseits glaubte ich auch, daß das Wesen aus dem Nordmeer oder vom arktischen Eis kam. Deshalb mußte es wohl das Territorium durchquert haben, in dem Karjuk wachte. Daß es so nahe bis an das Dorf herangekommen war, konnte zweierlei bedeuten: Entweder hatte es Karjuk umgangen oder ihn gefunden und getötet – als erster von allen Kurii, die diesen Meisterjäger hatten finden wollen.

»Vielleicht hat sich das Tier an Karjuk vorbeigeschlichen.«

»Ich glaube nicht, daß irgendein Geschöpf an Karjuk vorbeikäme«, sagte Imnak. »Ich glaube vielmehr, Karjuk ist tot.«

In der freien Mitte stellte ein Mann einen schwimmenden Meeres-Sleen dar. Er machte das sehr geschickt.

»Das tut mir leid«, sagte ich.

Imnak und ich saßen lange Zeit wortlos nebeneinander.

Akko und Kadluk traten vor die Gruppe. Akko stellte einen schwimmenden Eisberg dar, während Kadluk, herbeiwehend und wieder zurückweichend, den Westwind spielte. Akko, der Eisberg, reagierte schwerfällig, behäbig auf den Wind und drehte sich langsam im Wasser. Es wurde laut gelacht über diese Vorführung.

Plötzlich fuhr ein kalter Lufthauch durch das Festhaus. Alle Blicke richteten sich auf die Tür. Doch niemand sagte etwas. Ein Mann stand dort, ein rothäutiger Jäger, hager und mit dunklem Gesicht, stumm. Auf seinem Rücken hingen ein Hornbogen und ein Köcher mit Pfeilen, in der Hand ruhte ein Speer und ein schwerer Sack an einer Schnur. Er drehte sich um, schloß die Tür und zog das Fell davor. Auf seiner Parka lag Schnee; offensichtlich hatte es während des Festes zu schneien begonnen.

Imnaks Hand lag schwer auf meinem Arm.

Der Mann legte seine Waffen nahe der rückwärtigen Wand des Festhauses ab und schritt mit dem Sack in der Hand auf die freie Fläche in der Mitte. Wortlos schüttelte er dann den Sack aus und ließ den Kopf eines großen weißhaarigen Kurs, eines Eis-Ungeheuers, in den Schmutz fallen. In den Ohren funkelten goldene Ringe.

Ich schaute Imnak an.

»Karjuk«, sagte er.

»Es mag ein Glück für mich sein«, sagte Ram zu Karjuk in Imnaks Hütte, »daß du das Eis-Ungeheuer verfolgt und getötet hast.« Er warf einen Blick auf den abgetrennten Kopf in der Ecke der Hütte. »Ich wäre ihm nur ungern noch einmal über den Weg gelaufen.«

Karjuk nickte, sagte aber nichts.

Er hatte dem Monstrum die Ringe aus den Ohren geschnitten und sie mit Imnaks Erlaubnis Poalu geschenkt, die sie nun als Armreifen über der linken Hand trug.

Ehe sie sie überstreifen konnte, hatte ich sie mir gründlich angesehen und in der Hand gewogen.

»Bist du sicher«, wandte ich mich an Ram, »daß dies der Kopf des Ungeheuers ist, das dich angegriffen hat?«

»Könnte es denn mehr als ein solches Tier geben, mit Ringen in den Ohren?« fragte er.

»Wahrscheinlich ist es nicht«, räumte ich ein. Ich hatte den Kopf gründlich untersucht, besonders die Ohren und das Maul.

»Ich bin dem Ungeheuer tagelang gefolgt«, sagte Karjuk. »Ich verfolgte es bis zu einer Stelle, wo es Schlitten- und Blutspuren im Schnee gab, der überdies von vielen Füßen zertrampelt worden war.«

»Das war sicher der Ort, an dem das Ungeheuer meinen Sleen und den Schlitten angriff«, sagte Ram, »und wo die Männer aus dem Dorf mich retteten.«

»Ich folgte dem Ungeheuer einige Pasangs weit durch den Schnee. Es war doppelt verwundet worden, und ich fand es bei der Mahlzeit über einem Schnee-Sleen, der in seinem Fell die Spuren eines Schlittengeschirrs trug.«

»Dann war es auf jeden Fall dasselbe Ungeheuer«, sagte Ram.

»Dann tötete ich es«, berichtete Karjuk.

Ich trank meinen Bazi-Tee und sah ihn über den Rand der Schale hinweg an. Er musterte mich ebenfalls und schlürfte die heiße Flüssigkeit.

Die Mädchen hielten sich im Hintergrund und erwarteten die Befehle der Männer. Sie machten einen großen Bogen um den abgetrennten Kopf. Poalu, die der Rasse der rothäutigen Jäger angehörte, hatte keine solche Angst vor dem Ding. Knochen und Blut und Haut gehören zu ihrem Leben, zu ihrer Welt.

»Hast du von einem Eisberg im Meer gehört, der sich nicht bewegt?« fragte ich und blickte Karjuk an.

»Im Winter bewegen sich die Berge im Wasser nicht, denn dann ist das Meer gefroren.«

»Hast du von einem Berg gehört, der sich auch dann nicht bewegt, wenn das Wasser strömt?« fragte ich.

»Von einem solchen Berg habe ich nicht gehört«, antwortete er.

»Ich habe ihm schon gesagt, daß es so etwas nicht geben kann«, warf Imnak ein.

»Aber ich habe ihn gesehen«, fügte Karjuk an. Er antwortete präzise und wörtlich, wie es viele rothäutige Jäger gewöhnt sind.

Wir schwiegen.

»Es gibt so einen Berg?« fragte Imnak.

»Ja«, sagte Karjuk. »Weit draußen auf dem Ozean. Einmal bin ich beim Sleenjagen mit dem Kajak darum herumgepaddelt.«

»Ist der Berg groß?« fragte ich.

»Sehr groß.«

»Wie kann es so etwas geben?« wollte Imnak wissen.

»Keine Ahnung«, sagte Karjuk, »aber ich weiß, daß der Berg existiert, denn ich habe ihn gesehen.«

»Haben ihn auch andere gesehen?« fragte ich.

»Mag sein. Ich weiß es nicht.«

»Könntest du mich hinbringen?«

»Er liegt jetzt weit draußen auf dem Eis.«

»Könntest du mich hinbringen?«

»Ja, wenn du willst.«

Ich stellte meine Teeschale fort. »Hol meinen Beutel!« sagte ich zu Arlene. Sie eilte fort und holte das Gewünschte.

Aus dem Innern zog ich den geschnitzten Kurkopf aus blauem Stein, den abstoßenden Kopf mit dem halb abgerissenen Ohr.

»Hast du den Kopf gemacht?« fragte ich.

»Ja«, antwortete Karjuk.

»Hast du jemals so ein Ungeheuer gesehen?«

»Ja.«

»Wo?«

»Nahe dem Berg, der sich nicht bewegt«, sagte er.

»Ist dies der Kopf eines Eis-Ungeheuers?« fragte ich.

»Nein, dazu war sein Fell zu dunkel.«



»Kannst du mich bald zu dem Berg führen, der sich nicht bewegt?«

»Wir haben jetzt Nacht«, sagte Karjuk. »Das Eis ist gefährlich. Gerade in dieser Jahreszeit kommen die Eis-Ungeheuer manchmal ins Landesinnere.«

»Trotzdem wirst du mich hinführen, oder?« fragte ich und lächelte.

»Ja, wenn du willst.«

»Ja, es ist mein Wunsch.«

»Also gut«, sagte Karjuk.

»Wenn Karjuk bei uns ist, gibt es keine Gefahr«, sagte Poalu.

»Er ist der Wächter.«

»Ich begleite dich«, sagte Imnak.

»Das ist nicht erforderlich.«

Imnak betrachtete den abgetrennten Kopf des weißzottigen Kur. Sein Gesichtsausdruck war kaum zu deuten. »Nein«, sagte er. »Ich begleite dich.«

Karjuk nippte seinen Tee.

»Ich komme ebenfalls mit«, sagte Ram.

»Willst du den Eis-Ungeheuern Bazi-Tee verkaufen?« wollte ich wissen.

»Ich komme mit«, sagte Ram nachdrücklich.

»Also gut, mein Freund«, sagte ich und wandte mich an Karjuk. »Wann brechen wir auf?«

»Ich muß meinen Tee austrinken«, sagte er, »und dann schlafen. Dann können wir fahren.«

»Möchtest du eine meiner Frauen zu dir nehmen?« fragte Imnak und deutete auf Poalu, Fingerhut und Distel.

»Oder meine hübsche Sklavin?« fügte ich hinzu und wies auf Arlene.

Arlene wich zurück. Sie hatte Angst vor dem dünnen, mürisch wirkenden Karjuk. Aber sie wußte, daß sie gehorchen mußte, denn sie war nur eine Sklavin. Karjuk betrachtete Poalu, dann die anderen Mädchen, die seinem Blick auswichen.

»Nein«, sagte er schließlich.

Er leerte seine Teeschale und kroch in die Felle auf der Schlafplattform. Die anderen machten ebenfalls Anstalten, sich schlafen zu legen.

»Die Mädchen sollten wir nicht mitnehmen«, sagte ich zu Imnak.

»O doch, wir nehmen sie mit«, meinte er, »Wer taut uns sonst das Eis von den Stiefeln und näht für uns, kocht das Fleisch und versorgt die Lampen und hält uns in den Fellen warm?« Er rollte sich in seinen Pelzen herum. »Wir nehmen die Schnee-Sleen und unsere Frauen«, sagte er.

»Na gut.« Ich glaubte nicht, daß die Mädchen in großer Gefahr sein würden. Wenn sich meine Vermutungen bewahrheiteten, würde sich eine Verwendung für sie finden. Sie waren ausnahmslos hübsch.

»Herr«, flüsterte Arlene.

»Ja?«

»Darf ich zu dir in die Felle kriechen?«

»Ist dir kalt?«

»Ich habe Angst«, sagte sie.

Ich öffnete ihr die Schlaffelle und ließ sie zu mir kriechen. Im Schutz des Pelzes hielt ich sie in den Armen. Sie zitterte.

»Wovor hast du Angst?« fragte ich.

»Vor Karjuk«, antwortete sie, »und vor der Wanderung auf das Eis.« Sie klammerte sich an mich. »Was hoffst du dort zu finden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Du suchst das Hauptquartier jener Wesen, die einmal meine Herren waren, nicht wahr?«

»Ja, Sklavin.«

»Die sind bestimmt gefährlich.«

»Mag sein.«

»Du mußt ihnen aus dem Weg gehen«, sagte sie, »Flieh in den Süden!«

»Kennst du einige der Lebewesen, die dir damals die Befehle gaben?«

»Nein.«

»Schau mal«, sagte ich, faßte sie am Kinn und drehte ihren Kopf herum, bis sie den Kopf des Kurs sehen konnte, der noch im Hintergrund des Zeltes lag. »Sie sehen dem Geschöpf sehr ähnlich«, sagte ich.

Ihr stockte der Atem vor Entsetzen. »Nein!« sagte sie.

»Solchen Kreaturen hast du gedient, als du noch frei warst, meine hübsche Sklavin!«

»Nein, nein«, flüsterte sie.

»Aber ja doch«, sagte ich lächelnd. »Es stimmt.«

»Was geschieht mit dir, wenn du ihnen in die Hände fällst?« wollte sie wissen.

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich. »Vermutlich würde mir etwas nicht sehr Angenehmes widerfahren.«

»Und was würden sie mit mir machen, wenn ich ihnen ausgeliefert würde?«

»Vielleicht würdest du deine Rechte und Privilegien zurückerhalten und wieder für sie arbeiten können.«

»Aber ich habe versagt«, flüsterte sie.

»Das stimmt«, meinte ich. »Vielleicht würde man dann andere Aufgaben für dich finden.«

»Zum Beispiel?«

»Du sähst in einem dünnen Stahlkragen mit Sklaventunika sehr attraktiv aus.«

»Sie würden mich als Sklavin halten?«

»Ich bin davon überzeugt, daß du nach Gor geholt wurdest, um letztlich doch als Sklavin zu enden. Du bist zu schön, um dein Leben in Freiheit zu verbringen.«

Sie umklammerte mich.

»Du mußt erkennen, daß auf dieser Welt deine Schönheit einen Preis besitzt. Dieser Preis ist deine Freiheit. Schönheit und Weiblichkeit führen auf dieser Welt unweigerlich zu Ketten und Unterwerfung unter einen Herrn.«

»Ich will dir etwas sagen, und ich hätte nie geglaubt, daß ich so etwas jemals einem Mann sagen würde.«

»Und das wäre?«

»Ich würde mich freuen, deine Ketten zu tragen, Herr«, flüsterte sie.

Dann schluchzte sie, aufgewühlt von diesem schrecklichen Geständnis.

»Weine nicht! Du bist eben durch und durch Sklavin.«

Die Lampe verbreitete ein weiches Licht. »Mußt du auf das Eis hinaus und nimmst du mich mit?« fragte sie.

»Ja.«

»Ich habe Angst, ich kann nichts dagegen tun.«

»Fang schon an, Sklavin!« sagte ich.

»Ja, Herr.«

Sie beugte sich über meine Lenden und begann mit flinker Zunge den Dienst einer Liebessklavin.

»Du hast schnell gelernt«, lobte ich sie.

Minuten später befahl ich ihr, sich auf den Rücken zu legen, nahm sie in die Arme und drang in sie ein. »Ich dachte, ich sollte dir Freude bereiten«, sagte sie keuchend.

»Das tust du auch.«

»Du bringst mich dazu, dir hilflos zu erliegen«, sagte sie gepreßt.

»Das gefällt mir«, sagte ich. Sie wand sich unter mir.

»Deine Berührung macht ein Mädchen erst richtig zur Sklavin«, hauchte sie, als sie wieder ruhiger atmete. »Bei dir fühle ich mich sicher. Vielleicht habe ich doch keine Angst, auf das Eis zu gehen.«

Ich lag noch lange wach und beschäftigte mich mit den Eigenarten von Männern und Frauen. Ich war doch froh, auf Gor zu sein, und nicht auf der Erde. Ich küßte die hübsche Sklavin neben mir und dachte an Karjuk und das Eis. Draußen kam Wind auf, ein Laut, der mir gar nicht gefiel. Ich hoffte, daß es sich nicht um die Vorläufer eines Sturms handelte. Dann schlief ich ein.

## 23

Es war bitterkalt. Ich wußte nicht, wie viele Pasangs wir auf dem Eis schon zurückgelegt hatten.

»Schieben!« rief Imnak. Imnak und ich und die Mädchen kippeten den Schlitten über eine Kuppe aus Packeis und ließen ihn auf der gegenüberliegenden Schräge hinabrutschen.

»Warte!« rief Imnak Karjuk nach.

Karjuk trat von den Kufen seines Schlittens und zerrte an den senkrechten Stangen aus Tabukhorn, die hinten am Schlitten befestigt waren. Gleichzeitig rief er seinem Schnee-Sleen ein Kommando zu.

Unsere Expedition bestand aus drei Schlitten. Karjuk führt sein eigenes Gefährt mit einem Schnee-Sleen, der ihm ebenfalls gehörte. Der zweite Schlitten wurde von Imnak gesteuert, der dritte von Ram; er hatte ihn aus dem Süden mitgebracht. Die Männer aus dem ständigen Lager hatten ihm das Gefährt zu den Unterkünften geschleppt. Vor Imnaks Schlitten war ein Schnee-Sleen gespannt, den er sich von seinem Freund Akko geborgt hatte, und Ram hatte sich im Lager ebenfalls Ersatz für das Tier zugelegt, das vor dem Lager von dem Kur getötet worden war. Er

hatte Naartok etliche Portionen Bazi-Tee dafür überlassen müssen. Karjuk fuhr allein, ebenso Ram; Imnak und ich bildeten mit Imnaks Schlitten die Nachhut, ein Schlitten, der vor längerer Zeit aus Überresten der Mauer gebaut worden war. Die vier Mädchen begleiteten uns, gewöhnlich zu Fuß wie wir. Wenn es müde wurde, durfte ein Mädchen eine Weile auf dem Schlitten sitzen.

Karjuk hob die Hand, zum Zeichen, daß wir die Fahrt fortsetzen wollten.

»Nein, warte!« rief Imnak. Er blickte zum Himmel empor. Das Unwetter hatte bisher noch nicht zugeschlagen, doch der Himmel zog sich allmählich zu. Seit fünf Tagen wanderten wir über das Eis, und seit Tagen dräute der Sturm, ohne bisher loszubrechen. Und das war ein großes Glück für uns. Wie schon erwähnt, ist die arktische Nacht selten ganz dunkel, im Gegenteil, die Sicht ist sogar recht gut, denn das Licht der Monde und sogar der Sterne spiegelt sich auf der ungeheuren Weite von Eis und Schnee. Ich ließ meinen Blick zwischen den unheimlichen Formationen des Packeises wandern, die uns auf allen Seiten überragten, überzogen von gespenstischen Lichtreflexen, durchdrungen von tiefschwarzen Schatten. Inmitten dieser unglaublichen Geometrie kamen wir uns wie Zwerge vor. In den Riesenstrukturen lag Schönheit und zugleich Gefahr, waren sie doch unter dem bitteren Biß des Windes und von der Gewalt der unter uns wühlenden See geformt worden. Manchmal überquerten wir offene Wasserläufe, die sich im ächzenden, knirschenden Eis auf-taten, um sich bald wieder zu schließen, oft auch schon, während wir noch darüber hinglitten.

Imnak deutete zum südlichen Himmel empor. Dort waren keine Sterne auszumachen. Wolken waren aufgezogen.

»Wir wollen hier lagern!« rief Imnak.

Karjuk antwortete nicht, sondern blickte nach vorn und hob den Arm.

Ram eilte zu uns. »Es wird ein Unwetter geben«, sagte Imnak. »Wir müssen ein Lager bauen.«

Wieder hob Karjuk den Arm.

»Ich muß die Kufen meines Schlittens überprüfen!« rief Imnak.

Karjuk rührte sich nicht; er wartete ab.

Die Schlittenkufen bestanden aus Holz. Zu Beginn der Schlittensaison, im Spätherbst, wird dieses Holz mit einer Paste bestri-

chen, die aus Erde, Gras und Moos besteht und eine fünf bis sechs Zoll dicke Schicht ergibt. An diesem Überzug setzt sich Eis fest, das auf blankem Holz keinen Halt finden würde. Dieses Eis ist sehr wichtig. Bei niedrigen Temperaturen wird Schnee körnig und fühlt sich beinahe wie Sand an. Eine Eisschicht auf den mit dem Lehm verstärkten Kufen verringert die Reibung und macht den Schlitten beweglicher. Normalerweise genügt eine Umhüllung der Kufen für den Winter; zuweilen muß sie ausgebessert werden. Die Eisschicht dagegen wird oft erneuert, manchmal mehrmals am Tag. Oft wird dazu Urin genommen, der sofort gefriert. Aber man kann auch einen Lederbeutel nehmen, gefüllt mit Schnee. Dieser Beutel wird unter der Kleidung am Körper getragen, was den Schnee zum Schmelzen bringt. Nachts werden die Schlitten mit den Kufen nach oben hingestellt, damit sie nicht am Eis festfrieren. Sleengeschirre und Zügel hängen an einem senkrechten Pfosten, damit sie nicht von dem Sleen aufgefressen werden. Imnak urinierte gegen die Kufen. Außerdem verwendete er Wasser aus dem Lederbeutel, den er an der Hüfte trug. Man kann übrigens auch Schnee in den Mund nehmen, schmelzen lassen und auf die Kufen spucken, aber diese Methode kostet viel Zeit. Wenn man Schnee ißt, muß man ihn vor dem Herunterschlucken gründlich im Mund schmelzen lassen. Dies hilft bei der Bewahrung der Körperhitze und vermeidet Überlastungen des Systems.

»Fahren wir weiter!« rief Karjuk.

»Ein Sturm zieht auf«, gab Imnak zu bedenken und deutete nach Süden. »Wir sollten unser Lager aufschlagen.«

»Wir lagern später«, sagte Karjuk.

»Ist das ratsam?« fragte Ram.

»Nein«, sagte Imnak.

Wir richteten unsere Schlitten aus.

»Bindet die Mädchen an den Schlitten«, sagte Imnak.

Der Wind frischte auf.

Ich band Arlene mit einer Lederleine am Schlitten fest; das Leder verknotete ich fest um ihren Hals. Die Leine war etwa fünfzehn Fuß lang. Audrey wurde auf ähnliche Weise gesichert. Imnak machte Barbara und Poalu auf der anderen Seite des Schlittens fest.

Karjuk trat auf die Kufen seines Schlittens und ließ über den Köpfen der Schnee-Sleen seine Peitsche knallen.

Rams Schlitten fuhr hinter ihm an.

»Los!« rief Imnak, der seinen Platz hinter dem Schlitten eingenommen hatte, und schwang die Peitsche. Akkos Schnee-Sleen stemmte sich mit gekrümmtem Rücken und breitgestellten Krallenfüßen in das Geschirr und brachte den Schlitten in Gang. Ich schob von der Seite noch einen Augenblick lang mit, damit das Fahrzeug Tempo gewann. Imnak fuhr nicht auf den Kufen mit, sondern rannte dazwischen. Ich trottete daneben her, auf der rechten Seite. Die Mädchen, ihren Fesseln folgend, liefen ebenfalls los.

Manchmal läuft ein Mann oder eine Frau vor dem Schlitten her, um den Sleen zur Eile anzutreiben; das Tier paßt sich einem solchen Vorbild normalerweise an. In unserer Situation war so etwas jedoch nicht erforderlich, da uns das Tempo von zwei Schlitten vorgegeben wurde, von Karjuk und Ram, die unsere Kolonne anführten.

Von Zeit zu Zeit stellte sich Imnak auf die Kufen, drehte sich um und musterte das zerklüftete Terrain hinter uns. So etwas ist üblich bei den rothäutigen Jägern. Auf diese Weise vergewissern sie sich, daß keine Gefahren von hinten drohen, außerdem erhalten sie einen Eindruck davon, wie das Land auf der Rückfahrt aussehen wird. Damit verringert sich die Wahrscheinlichkeit, daß er fehlgeht, weil er sich auf eine Weise das Bild der Gegend aus umgekehrter Sicht schon eingeprägt hat. Natürlich ist so etwas auf einem Eismeer weniger ergiebig, weil die endlosen bizarren Eisformationen sich so ähnlich sind. Es gibt natürlich auch noch die Sterne und die Winde. Für den rothäutigen Jäger sind Winde bei der Richtungsbestimmung äußerst wichtig, denn zu gewissen Zeiten wehen sie vorherrschend aus bestimmten Richtungen. Er vermag sogar bei dunkler Nacht, wenn bei bewölktem Himmel Windstille herrscht, die Richtung zu bestimmen, indem er mit behandschuhten Händen die Ausrichtung von Eiskristallen auf Hängen und Eisblöcken bestimmt, Spuren des früher vorbeistreichenden Windes. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich rothäutige Jäger niemals verirren. Andererseits hat ein erfahrener Spurenleser im allgemeinen eine recht gute Vorstellung davon, wo er sich befindet. Das Land, die Winde, die Sterne helfen ihm bei der Kursbestimmung, hinzu kommt der ausgeprägte Orientierungssinn, der auf die rauhe Umgebung bestens eingestimmt ist. Interessanterweise zeigt ein rothäutiger Jä-

ger bei seinen Beschreibungen und bei primitiven in den Schnee gezeichneten Landkarten weniger Interesse für Landmassen oder ihre Formen. Sein Interesse richtet sich auf feste geographische Fixpunkte. Die Form einer Halbinsel, auf der er sein ständiges Lager hat, interessiert ihn beispielsweise weniger als Richtung und Entfernung zum Nachbarlager. Darin liegt eine gewisse Logik. Wenn man zwischen karthographischer Genauigkeit und dem sicheren Eintreffen im nächsten Lager wählen müßte, würde man sich wohl in jedem Falle für das Überleben entscheiden. Und sollte sich ein rothäutiger Jäger einmal verirren, kann er sich unter normalen Umständen ohne weiteres eine Zeitlang am Leben halten. Zu seinem regulären Gepäck gehören Haken, Angelschnur, Schlingen und Harpunen. Mancher Jäger ist schon monatelang herumgeirrt. Natürlich kann er auch seinen Schlitten-Sleen töten und aufzehren; in einer solchen Situation muß der Jäger aber darauf achten, der erste am Zuge zu sein. Ist ein Schnee-Sleen hungrig genug, wendet er sich auch gegen seinen Herrn, Im Norden lauern viele Gefahren, und ich hatte noch viel zu lernen. Es freute mich, in Imnaks Gesellschaft reisen zu dürfen. Ich hielt ihn zwar für absonderlich, andererseits bewunderte ich ihn sehr. Ich täuschte mich nicht darüber hinweg, daß ich ihm viel schuldig war. Zum Glück aber waren wir Freunde, und zwischen Freunden kann es keine Schuldkonten geben.

Auch ich schaute von Zeit zu Zeit zurück. Dabei ging es mir nicht nur um die Form der Landschaft, sondern um etwas anderes, das rothäutige Jäger und Krieger aus dem Süden gemein haben. Man muß wissen, ob man Verfolger hat.

Ich ließ mich ein wenig zurückfallen und trabte neben Imnak her.

»Hast du es gesehen?« fragte ich.

»Seit vier Tagen begleitet es uns«, sagte er.

»Glaubst du, Karjuk weiß von seiner Existenz?«

»Wie könnte er das nicht wissen?«

»Hast du irgendwelche Vorschläge, was wir tun sollen?«

»Wir wollen weiterfahren«, sagte Imnak. »Auf dem Eis mag es uns verlieren. Außerdem möchte ich Karjuk nicht den Rücken zudrehen.«

»Aber er ist der Wächter!« sagte ich.

»Hast du den Kopf des Eis-Ungeheuers gesehen, den er ins Lager brachte?« fragte Imnak.



»Ja.«

»Hast du ihn genau untersucht?«

»Ja«, sagte ich. »Aber Karjuk ist der Wächter«, wiederholte ich.

»Ja. Aber wen bewacht er?«

## 24

Der Wind tobte heulend, und ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten.

»Wir müssen anhalten!« rief ich Imnak durch den Sturm zu. Ich wußte nicht, ob er mich überhaupt hören konnte, dabei war er nur gut einen Meter von mir entfernt. Es war pechschwarz, Monde und Sterne waren verdeckt. Böen trafen die Felle, die ich am Leibe trug, und hätten sie am liebsten fortgerissen. Meine linke Hand lag fest auf den Vorräten auf dem Schlitten. Gleich darauf begann es zu schneien; die Kristalle peitschten uns beinahe waagrecht ins Gesicht. Ich zog mir die Kapuze tief ins Gesicht. Das Lartfell, das die Umrandung bildete, wurde mir auf der linken Seite gegen das Gesicht gepreßt und rechts beinahe abgerissen. Meine Gesichtshaut schien zu gefrieren. Zu sehen war nichts mehr. Den Schlitten festhaltend, stolperte ich dennoch weiter. Die Mädchen waren nicht zu sehen, aber ich wußte, daß sie am Schlitten festgebunden waren und im Sturm nicht verlorengehen konnten.

»Wir sehen nicht mehr, wohin wir fahren!« rief ich Imnak zu. »Wir müssen anhalten!«

Der Sleen im Geschirr vor mir jaulte kurz auf, ein Laut, der von dem Sturm zerrissen wurde. Ich spürte, daß Imnak sich umdrehte, dann stand er wieder an den senkrechten Stützen aus Tabukhorn, mit denen er den Schlitten lenkte. Eine schmale Lücke in den Wolken zeigte nicht nur ihn, sondern die Mädchen, die die Hände an die Sklavenkragen gehoben hatten und erschöpft dahinstolperten, in Felle gehüllte, müde Gestalten. Und schon war es wieder dunkel. Weiter vorn hatte ich Rams Schlitten gesehen, nicht aber Karjuks Gefährt.

»Es wäre Wahnsinn, nicht zu rasten!« rief ich Imnak zu.

Unser Schlitten steckte zwischen zwei Eisblöcken fest. Imnak und ich neigten ihn, ließen ihn auf einer Kufe weiterlaufen und stellten ihn wieder gerade.

Ich glaubte einen Schrei zu hören, wußte es aber nicht genau. Das Heulen des Windes war zu laut.

Imnak zerrte mit voller Kraft an den Schlittenstangen, und auch ich versuchte das Gefährt zu bremsen. Der Schnee-Sleen blieb stehen. Ich ertastete die Leinen Audreys und Arlenes und zerrte sie zum Schlitten. Dann ging ich nach vorn. Der Sleen hatte sich im wirbelnden Schnee bereits zusammengerollt. Sein Fell zitterte unter meiner Hand. Das Tier würde bald einschlafen. Der Schnee ging mir fast bis zu den Knien. Ich tastete mich am Schlitten entlang nach hinten. Imnak rief mir etwas zu, doch ich verstand nichts. Ich ertastete Audrey und Arlene, die sich am Schlitten niedergekauert hatten. Ich ging hinten um den Schlitten herum. Zu sehen war nichts. Der Wind heulte. Auf der anderen Seite ertastete ich mit vorgestreckten Armen Poalu, die wie die anderen Frauen im Schnee hockte. Neben mir tauchte Imnak auf und drückte mir eine Leine in die Hand. Ich zog sie zu mir heran. Barbara war fort. Das Ende der Leine war abgeschnitten worden. Ich machte Anstalten, in den Schnee hinauszustapfen, um sie zu suchen, doch Imnak stellte sich mir in den Weg und schob mich zurück. Ich leistete keinen Widerstand, denn er hatte natürlich recht. Es wäre Wahnsinn, in der heulenden Dunkelheit von Schnee und Wind nach ihr zu suchen. Die eigene Spur mußte nach wenigen Sekunden verdeckt sein, so daß man Gefahr lief, den Rückweg zum Schlitten nicht mehr zu finden.

Den anderen Mädchen wurde wohl sofort bewußt, daß Barbara verschwunden war. Poalu, die am Ende ihrer Kräfte war, schlummerte neben dem Schlitten schnell ein. Auch die anderen Mädchen schliefen.

»Was sollen wir tun?« brüllte ich Imnak zu, indem ich meinen Mund näher an seine Schläfe führte.

»Wir werden schlafen und aufpassen«, rief er zurück.

Darauf fand ich nicht sofort eine Antwort. Ich wollte nicht recht glauben, was er da eben gesagt hatte.

»Bist du müde?« fragte Imnak.

»Nein!« brüllte ich.

»Dann wachst du als erster! Ich schlafe!«

Ich stand neben dem Schlitten. Imnak legte sich daneben nieder. Ich konnte kaum glauben, daß er unter diesen Umständen schlafen konnte, und doch schien ihm das innerhalb weniger Augenblicke zu gelingen.

Nach einer Weile hockte ich mich im Windschatten des Schlittens nieder und starrte in die Dunkelheit.

Der Wind pfiß. Ich fragte mich, wie lange Ram noch weitergefahren war. Karjuk hatte ich vorhin nicht mehr gesehen. Ich fragte mich, wo Barbara steckte. Ich glaubte nicht, daß sie in der Wildnis herumirrte. Die Leine war säuberlich durchgeschnitten worden. Die hübsche blonde Sklavin war gefangengenommen worden, doch ich wußte nicht, von wem oder was.

Nach einiger Zeit erwachte Imnak. »Jetzt schlaf«, sagte er. »Ich übernehme die Wache.«

Und ich legte mich hin.

Imnaks Hand lag auf meiner Schulter; ich erwachte.

»Schau dir mal den Sleen an«, sagte Imnak.

Das Tier, das etwa neun Fuß lang war, zeigte sich wach und unruhig. Die Ohren hatte es aufgestellt, die Nüstern bewegten sich zuckend. Aus den breiten und weichen Pfoten ragten die Klauen und wurden wieder eingezogen. Zornig schien das Tier nicht zu sein.

Es hob die Schnauze in den Wind.

»Es hat irgendeine Witterung aufgenommen«, sagte ich.

»Er ist erregt, aber nicht beunruhigt«, sagte Imnak.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Daß wir in großer Gefahr sind. Es gibt andere Sleen in der Nähe.«

»Aber wir sind doch weit draußen auf dem Eis.«

»Um so größer ist die Gefahr.«

»Ich verstehe«, sagte ich. Wenn der Sleen andere Sleen witterte, so mochte es sich um ein oder mehrere Tiere handeln, die vom Hunger auf das Eis hinausgetrieben worden waren. Solche Tiere waren natürlich sehr gefährlich.

»Vielleicht sind Karjuk oder Ram in der Nähe«, sagte ich.

»Unser Sleen kennt Karjuks und Rams Tiere«, sagte er. »Bei ihnen würde er sich nicht so aufregen.«

»Was können wir tun?«

»Wir müssen uns schleunigst einen Schutzwall bauen«, sagte Imnak und stand auf. Die Mädchen schliefen noch immer. Das Unwetter war vorbei, und das Licht der Monde spiegelte sich hell auf Schnee und Eis. »Die Zeit ist knapp«, fuhr er fort.

In der Nähe des Schlittens zeichnete Imnak mit dem Stiefelab-

satz einen etwa zehn Fuß durchmessenden Kreis in den Schnee. »Im Kreis trampelst du den Schnee fest«, sagte er. »Dann lädst du den Schlitten ab und stapelst unsere Vorräte im Kreis auf.«

Ich kam seiner Aufforderung nach, während Imnak mit einem großen, krummen und mit Sägezähnen versehenen Knochenmesser, einem Schneemesser, in einer nahegelegenen Schnee-wehe herumsäbelte.

Die Unruhe unseres Sleen steigerte sich noch mehr, und er begann Laute auszustoßen.

»Hör mal!« sagte Imnak. Ich horchte. Durch die kalte, stille Luft tönte ein Jaulen; ich wußte nicht, wie weit es entfernt war.

»Sie verfolgen eine Spur?« fragte ich.

»Ja.«

»Unsere.«

»Anzunehmen ist es«, meinte er.

Er begann Schneeblöcke aus der Wehe zu lösen und stellte sie an der Grenze der Fläche, die ich niedertrampelte, im Kreis auf. Der erste Block war am schwierigsten herauszulösen. Die erste Reihe Blöcke war jeweils etwa zwei Fuß lang und je einen Fuß breit und hoch.

Audrey schrie auf, und ich fuhr zusammen. Imnak eilte mit dem Schneemesser zu ihr.

»Wo ist Barbara!« rief Audrey außer sich. »Sie ist fort!« Ihr Gesicht war entsetzt verzerrt. In der Hand hielt sie die abgeschnittene Lederleine. Sie war aufgewacht, hatte das Lederstück gefunden, seine Bedeutung erkannt und losgeschrien.

Imnak versetzte ihr einen Schlag, und sie sank vor ihm in den Schnee, noch immer am Schlitten festgebunden.

Imnak stand über ihr, den Kopf horchend geneigt. Das Jagdgebell der fernen Sleen hatte sich irgendwie verändert. Es klang beinahe erneuert, voller Energie und frischem Mut.

Imnak zerrte Audreys Kapuze zurück, krallte die Hände in ihr Haar und schüttelte sie. Dann stieß er sie zornig in den Schnee.

Kein Zweifel – ein Sleenrudel jagte auf uns zu.

Die Spur, der es folgte, war zweifellos sehr vage und schwierig, ein Hauch, der in der Luft lag und nur sehr schwach eine Richtung anzeigte. Der Sturm hatte die Schlittenspuren und anderen typischen Abdrücke verweht. Durch Audreys Schrei hatte das Rudel nun einen klaren akustischen Hinweis auf uns, ein Zeichen, das sowohl die ungefähre Entfernung wie auch die

Richtung anzeigte. Daß die Sleen darauf reagierten, zeigte sich in der plötzlichen Veränderung ihres Jagdgebells. Sie hatten ihre Beute sozusagen klar im Visier.

Audrey lag schluchzend im Schnee.

Ich lauschte auf die Sleen.

Imnak setzte den ersten Schneeblock der zweiten Reihe über die Fuge zwischen zwei Blöcken in der ersten Reihe; die Blöcke der zweiten Reihe waren etwas kleiner.

»Barbara ist fort«, sagte Arlene zu mir. Sie stand dicht neben mir.

»Ja«, sagte ich.

»Wo ist sie?«

»Die Leine ist durchgeschnitten worden. Jemand hat sie entführt.«

»Wohin?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wir sollten umkehren«, flehte sie.

Ich nahm sie in die Arme und blickte ihr in die Augen. Einen Augenblick lang spürte ich Zärtlichkeit in mir aufsteigen. Aber dann besann ich mich darauf, daß sie eine Sklavin war.

»Verzeih mir, Herr«, sagte sie und kniete nieder.

»Selbst wenn wir umkehren wollten«, sagte ich, »würden wir es wohl nicht mehr schaffen.«

»Ich höre Sleen«, sagte sie.

»Ja.«

»O nein!«

Ich horchte. Das jaulende Gebell der Bestien war inzwischen recht deutlich zu hören.

»Wieviel Zeit haben wir noch?« fragte ich Imnak.

Er antwortete nicht, sondern schnitt hastig seine Eisblöcke aus dem Schnee. »Binde Poalu und die anderen los«, sagte er schließlich.

Ich kam seiner Aufforderung nach und befahl Arlene, mir beim Verladen der Vorräte in den Eisring zu helfen.

Poalu kniete im Kreis zwischen unseren Hab Seligkeiten und machte sich an der Lampe zu schaffen. Sie schlug Feuersteine zusammen, ließ Funken in Zunder fallen, getrocknetes Gras aus Sommergras. Die Lampe flackerte.

Imnak stellte die zweite Reihe Schneeblöcke fertig.

»Distel«, sagte Poalu zu Audrey, »bring mir das Kochgestell

und den Wasserkessel.« Sobald die Lampe entzündet ist, die als Lichtquelle, Ofen und Herd dient, wird Schnee zum Trinken geschmolzen und Wasser erhitzt, um Fleisch darin zu kochen.

Unser Sleen warf plötzlich den Kopf in den Nacken und stieß einen langen, schrillen Schrei aus.

»Er wird wieder wild«, sagte Imnak.

»Soll ich ihn töten, solange dazu noch Gelegenheit ist?« fragte ich.

»Binde ihm Kiefer und Läufe zusammen«, sagte Imnak. »Der Anfall geht vorbei.«

Ich sammelte die Lederleinen ein, mit denen die Mädchen an, die Schlitten gefesselt gewesen waren.

»Da sind sie!« rief Arlene. »Da! Da!«

Der Sleen wehrte sich, doch ich warf ihn im Schnee auf die Seite und band ihm die Schnauze zu. Dann schnürte ich seine drei Beinpaare zusammen.

»Bring das Tier in die Umfriedung!« sagte Imnak,

Ich hakte das Geschirr vom Schlitten los und zerrte das Tier daran in den schützenden Kreis.

»Wenn es sich windet, wird es die Mauer aufbrechen oder die Lampe umwerfen«, sagte ich.

»Dazu darfst du es nicht kommen lassen«, sagte Imnak.

Ich band die Vorderpfoten des Sleen an seine Hinterpfoten, die die größte Sprungkraft besaßen. Auf diese Weise wurde ein Großteil seiner Energien in den Fesseln gebannt.

»Sie kommen näher!« rief Arlene.

»Komm in die Umfriedung!« sagte ich zu ihr. Imnak hatte erst zwei Reihen errichtet und erst einen Teil der dritten. Dennoch hörte er nicht auf, Schneeblöcke aus der Wehe zu schneiden.

Arlene begab sich in den Schutz der niedrigen, kreisförmigen Mauer. Das Jagdgeschrei der Sleen war von erschreckender Wildheit. Das Rudel war kaum noch einen halben Pasang entfernt.

»Die Zeit wird knapp, Imnak!« sagte ich. »Komm zu uns!«

Er schnitt weiter seine Blöcke, allerdings ohne sie noch auf die Mauer zu stellen. Normalerweise werden solche Bausteine von innen angebracht. Wenn der Kuppelbau vollendet ist – was bei unserem nicht der Fall war – wird der letzte Block von draußen angebracht. Der Erbauer begibt sich dann ins Innere und schließt die letzte Lücke von innen mit Hilfe seines Schneemessers. Eine

Öffnung bleibt für Luft und Rauch. Imnaks Mauer war hastig aufeinandergetürmt; Lücken zwischen den Blöcken konnten noch mit Schnee ausgestopft werden, der bei dieser Kälte wie Mörtel wirkte.

»Halt dich bereit, die Sleen von der Mauer zurückzudrängen!« sagte Imnak zu mir.

Ich stand innerhalb der niedrigen Umfriedung und hob meinen Speer. »Komm zu mir herein!« sagte ich.

»Gleich!« antwortete er und wandte sich an Poalu. »Kocht das Wasser?«

»Nein«, sagte sie, »aber es ist warm.«

»Beeil dich, Imnak!« rief ich. Ich verstand nicht, warum er Schneeblöcke schnitt, wenn er keine Zeit mehr hatte, sie auf die Mauer zu stellen. Außerdem wußte ich nicht, warum sich Poalu damit abgab, über der flachen Lampe Schnee zu schmelzen. Solche hausfraulichen Tätigkeiten schienen mir jetzt nicht an der Tagesordnung zu sein.

Die Sleen strömten über das Eis auf uns zu – wie eine schwarze Wolke, die von Wind auseinandergetrieben wird und sich dann doch wieder zusammenballt. Die Wolke war nur noch einen Viertel-Pasang entfernt.

»Ist es jetzt aus, Herr?« fragte Arlene.

»Es sieht so aus«, antwortete ich. »Was mich betrifft, so soll es ein guter Kampf werden. Es tut mir allerdings leid, daß du hier bist.«

»Willst du mir nicht die Freiheit geben?« fragte sie.

»Nein.«

Wenn wir von den Sleen zerrissen werden sollten, dann würde ich als freier Mann sterben und sie als Sklavin. Das waren wir nun mal.

»Ja, Herr«, sagte sie.

Schrill drang das scheußliche Geschrei der Sleen an unsere Ohren. Durch die kalte Luft tönte sogar das Keuchen der Tiere zu uns, das Kratzen der Klauen auf dem Eis.

Etwa zwanzig Fuß vor dem teilweise errichteten Schutzkreis hackte Imnak immer noch mit seinem Messer auf das Eis ein.

Die Sleen waren noch zweihundert Meter entfernt und hasteten voller Erregung näher.

Imnak eilte zu der niedrigen Eismauer, doch anstatt hereinzukommen, nahm er von Poalu eine Scheibe Fleisch entgegen und

griff mit der anderen Hand nach dem Griff des Wasserkessels. Er eilte zu dem Loch, das er in das Eis geschnitten hatte, stieß das Fleisch auf die Klinge des Messers und drückte dann den Messergriff in das Loch, das er ins Eis gehackt hatte. Schließlich schüttete er das Wasser in das Loch, rings um den Messergriff. Er brauchte nur einen Moment lang zu warten, ehe das Wasser gefror und das Messer in der Eisschicht verankerte.

»Beeil dich!« rief ich.

Ein Sleen hatte sich auf Imnak gestürzt. Er rollte mit dem Tier zur Seite. Ich sprang über die niedrige Mauer, stürzte zu ihm und stieß dem Tier den Speer in den Leib. Mit dem Speer hielt ich den um sich schnappenden Angreifer auf dem Eis fest, während Imnak mit zerrissenem Pelzgewand aufsprang. Einem zweiten Sleen, der auf mich zusprang, versetzte er einen Tritt in die Schnauze. Ich zog den Speer aus dem verwundeten Tier, das sich mit klaffendem Maul aufrappelte; gleich darauf stieß ich mit dem Speerschaft einen dritten Angreifer zur Seite. Imnak brüllte mir etwas ins Ohr. Mit der Speerspitze wehrte ich die Fänge des verwundeten Sleen ab. Schon umringten uns weitere Sleen, sich windend, uns umkreisend. Brüllend und um sich tretend zertrte mich Imnak auf die Umfriedung zu. Ein weiterer Sleen strich an mir vorbei. Ein anderes Tier rupfte an dem Pelz meiner Stiefel. Im nächsten Augenblick standen Imnak und ich im Schutz der niedrigen Schutzmauer; jeder von uns hielt einen Speer in der Hand. Schon strömte die dichte Flut der Sleen, nicht mehr nur die Führungstiere, um die kleine kreisförmige Schutzzone, fauchend und zähnefletschend. Die Augen funkelten zornig im Mondschein. Ich stieß ein Tier von der Mauer fort, und auch Imnak erwehrte sich heftig der Angriffe. Unser zahmer Sleen bewegte sich ruckartig zu unseren Füßen und versuchte von den Fesseln loszukommen. Ein Tier sprang in unseren Schneekreis; ich geriet unmittelbar unter diesen Angreifer, bäumte mich auf und hebelte ihn mit eigener Kraft zur anderen Seite wieder hinaus, mitten zwischen seine Artgenossen. Audrey schrie auf. Poalu schleuderte brennendes Öl aus der Lampe in das Gesicht eines Sleen. Schluchzend wich Arlene vor einem Tier zurück, das halb über der Mauer hing. Ich packte das Geschöpf mit einer Hand um die Kehle, hebelte die andere unter die linke Vorderpfote und drängte es wieder zwischen die anderen. Imnak schob ebenfalls einen Sleen zurück. Erneut griff ich nach meinem Speer



und stieß ihn einem Sleen ins Gesicht, der eben über die Mauer springen wollte. Fauchend und zischend zuckte er zur Seite.

Die Sleen umkreisten unsere Umfriedung, zwanzig oder dreißig Fuß entfernt, dunkle Schatten auf dem Eis.

Ein Wesen hastete auf die Mauer und sprang in die Höhe, doch ich begegnete den Angriff mit der Speerspitze. Mit blutender Schnauze fiel das Ungeheuer zur Seite. Imnak wehrte zwei weitere Angreifer ab.

Dann war es eine Zeitlang ruhig.

»Es sind so viele«, sagte Arlene.

»Ein großes Rudel«, sagte ich.

Im schwachen Licht vermochte ich die sich schattenhaft bewegenden Geschöpfe nicht zu zählen, so sehr liefen sie durcheinander, doch es war klar, daß ihre Zahl sehr groß war. Vermutlich umfaßte das Rudel mehr als fünfzig Sleen. Es hatte schon Rudel von hundertundzwanzig und mehr Tieren gegeben.

»Ich wünsche dir alles Gute, Imnak«, sagte ich.

»Willst du irgendwohin?« fragte er. »Das wäre jetzt nicht der richtige Zeitpunkt.«

»Es sind so viele Sleen«, sagte ich.

»Das stimmt.«

»Bist du nicht bereit zu sterben?«

»Ich doch nicht«, sagte er. »Rothäutige Jäger rechnen nicht mit dem Tod. Natürlich können sie sterben, doch sie werden stets von ihm überrascht.«

Ich warf den Kopf in den Nacken und lachte.

»Warum lachst du, Tarl, der mit mir jagt?« fragte er.

»Ich habe trotz der Umstände den Eindruck, daß du nicht die Absicht hast, in den Tod zu gehen.«

»Genau«, sagte er. »Du hast es getroffen. Diese Absicht habe ich nicht.«

»Imnak hat keine Angst vor dem Sleen des Todes«, sagte Poalu.

»Wenn er zu mir kommt«, meinte Imnak, »schirre ich ihn vor meinen Schlitten.«

»Ich würde stolz sein, neben dir zu sterben, Imnak«, sagte ich.

»Aber noch besser eigne ich mich als jemand, neben dem du leben solltest«, meinte Imnak. »So sehe ich die Dinge.«

»Das kann ich akzeptieren«, sagte ich.

Ich blickte in Arlenes Augen.

»Gibt es keine Hoffnung?« fragte sie.

»Ich fürchte, es ist alles verloren«, sagte ich. »Ich wünschte, du wärest nicht bei uns.«

Sie lehnte den Kopf an meinen Arm und blickte zu mir auf.

»Eigentlich möchte ich an keinem anderen Ort sein«, sagte sie.

»Ich wäre jetzt lieber im Festhaus«, warf Imnak ein.

»Es ist noch nicht alles verloren«, sagte Poalu.

Ich schaute über das Eis und begriff plötzlich die schreckliche Präzision der Sleenfalle, die Imnak so hastig errichtet hatte, während sich das Rudel bereits unserem Schutzwall näherte.

Eines der größeren Tiere umkreiste das Fleisch auf dem Messer und biß plötzlich danach, um es von der Klinge zu ziehen. Es gelang dem Tier, das Fleisch vom Messer zu lösen, dabei zerschnitt es sich aber an der scharfen Klinge das Maul. Heißes, frisches Blut tief über das Messer. Ein zweiter ausgehungertes Sleen, dessen Rippen sich durch das Fell deutlich abzeichneten, näherte sich halb wahnsinnig vor Hunger dem Messer und leckte nach dem Blut. Dabei verletzte er sich natürlich an der fest im Eis steckenden Klinge. Im Bann seines Hungers, und weiter angefeuert durch das frisch fließende Blut, gab sich der Sleen doppelte Mühe, das Blut aufzulecken. Ein größeres Tier drängte den Sleen von der Klinge, leckte ebenfalls und verletzte sich natürlich, ohne es zu wissen. Dunkles Blut, das zu gefrieren begann, bedeckte die Klinge. Ein Sleen griff das erste Tier an, das aus dem Maul blutete. In einem zornfauchenden Knäuel aus fetzendem Fell und zuschnappenden Fängen begannen die beiden Tiere zu kämpfen. Einem Sleen wurde die Kehle aufgerissen, und augenblicklich stürzten sich vier oder fünf dunkle Gestalten gierig auf das liegende Tier und schoben die reißenden, schmatzenden, fressenden Schnauzen in seinen Leib. Das Tier schrie schmerz erfüllt auf. Andere Sleen versuchten sich an der Orgie zu beteiligen und kletterten dabei über die Rücken fressender Tiere, in dem Bemühen, sich dazwischenzudrängen. Andere Sleen hasteten zum Eis. Das Blut war bereits gefroren; trotzdem kämpften zwei Sleen darum, den scharfen Stahl abzulecken, und verwundeten sich dabei von neuem. Nun lief wieder frisches Blut an der Klinge herab. Im Lecken vermag ein Sleen seinem Leben ein Ende zu setzen, unentwegt an der Klinge leckend, bis er verblutet ist.

Arlene und Audrey wandten den Kopf ab.

Aber an diesem Abend verblutete kein Sleen als Opfer dieser einfachen und grausamen Falle. Dazu waren zu viele andere hungrige Tiere anwesend.

Wenn ein Sleen in seinen Kräften nachließ oder der Anreiz des Blutes zu stark wurde, fielen die anderen Sleen, gequält vom Hunger, über ihn her.

Nach knapp einer Ahn verließ Imnak zu meiner Überraschung unsere halb fertiggestellte Umfriedung, ging zwischen vollgefressenen und fressenden und toten Sleen hindurch zur Schneewehe und begann Blöcke zur Mauer zu schleppen. Gleich darauf folgte ich ihm. Wir gingen nur wenige Fuß entfernt an gefährlichen Schnee-Sleen vorbei, die aber kaum von uns Notiz nahmen.

Fünfzehn bis zwanzig Sleen waren getötet worden, die meisten durch Artgenossen aus dem Rudel. Die verbleibenden Tiere hatten sich an ihren Opfern sattgefressen. Einige zerrten noch an Knochen und bloßgelegten Eingeweiden herum. Mehrere Tiere waren erschöpft und übersättigt eingeschlafen.

Imnak setzte neue Blöcke auf unsere Schneemauer und schnitt schließlich kleinere Blöcke zurecht, die er brauchte, um das flache Kuppelbauwerk zu vollenden. Wenn der Schnee stimmt, dauert es nicht lange, ein solches Bauwerk zu vollenden, insgesamt brauchte er wohl vierzig oder fünfzig Minuten. Mit dem Schneemesser schloß er dann von außen die Fugen und glättete die Mauer. Drinnen hatte Poalu die Lampe wieder angezündet und schmolz bereits Schnee zu Wasser und setzte einen Topf auf, der am Kochgestell hing, um darin Fleisch heißzumachen.

## 25

Wir setzten unseren Weg nach Norden fort.

Vier Schlafperioden waren vergangen, seit wir unsere erste Schnee Unterkunft verlassen hatten, nach der Nacht, in der uns das Sleenrudel angriff. Vor jeder Schlafpause hatten wir einen neuen Schneebau errichtet.

Unser gezähmter Sleen hatte sich schnell wieder beruhigt; trotzdem hatten wir ihn die ganze erste Schlafperiode hindurch in den Fesseln liegen lassen und ihm das Maul nur zum Füttern aufgebunden. Erst als die wilden Sleen abgezogen waren, war unser Sleen wieder freigekommen. Imnak hatte sich das Messer

zurückgeholt. Etwa fünf Sleen trieben sich noch in der Nähe herum. Aus der Ferne beäugten sie uns mürrisch.

Wir verließen unsere Schneehütte und zogen nach Norden; unser Sleen stemmte sich wieder ins Geschirr. Die fünf Sleen begleiteten uns, etwa einen halben Pasang entfernt. Von Zeit zu Zeit sahen wir sie dahinhuschen. Ihre Gegenwart erregte unseren Sleen nicht mehr, da er seinen Anfall hinter sich hatte.

»Wie faul diese Sleen doch sind!« sagte Imnak. »Sie sind eigentlich noch nicht wieder hungrig, behalten uns aber im Auge. Sie sollten Schnee-Bosks jagen oder Meeres-Sleen, die in der Sonne liegen, oder im Binnenland nach Leem suchen, die im Winterschlaf liegen.«

»Vermutlich hast du recht«, sagte ich.

»Sieh sie dir doch an!« sagte er selbstgerecht. »Sie sollten sich schämen! Kein Sleen, der etwas auf sich hält, heftet sich dermaßen an die Fersen von Menschen.«

»Du hast sicher recht«, sagte ich. Die Sleen waren zwar nicht kleinlich, doch gehörten Menschen in der Regel nicht zu ihren Lieblingspeisen.

»Wir müssen diesen faulen, gierigen Burschen eine Lektion erteilen«, sagte er.

»Ich glaube nicht, daß wir dicht genug an sie herankommen, um ihnen etwas zu tun«, sagte ich. »Wenn sie wieder hungrig sind, kommen sie von ganz allein zu uns.«

»Aber dann sind sie äußerst gefährlich«, sagte Imnak. »Und sie sind zu fünf.«

»Das stimmt«, sagte ich. Es kam mir unwahrscheinlich vor, daß wir ohne Eis-Umfriedung den Angriff von fünf Schnee-Sleen überstehen würden. Beim Angriff beginnen solche Tiere im Rudel instinktiv ihr Opfer zu umkreisen und aus mehreren Richtungen gleichzeitig anzugreifen. Der Schutzbau aus Eis verwirrt sie eher, denn er hat eine Form, der keinen Angriffsimpuls in ihnen auslöst. Wenn wir im Freien überrascht wurden, konnten wir uns bestenfalls Rücken an Rücken zu verteidigen, während sich die Mädchen vor unseren Füßen niederhockten. Aber selbst dann mochten sie fortgezerrt werden. Die größten Chancen hatten wir wohl, wenn uns ein Hang im Packeis den Rücken schützte.

Ehe wir uns an jenem ersten Abend in dem neuen Unterschlupf schlafen legten, nahm Imnak aus seiner Ladung mehrere

Streifen geschmeidigen Fischbeins – Produkt des letzten Wals, den wir hatten an Land holen können. Imnak hatte die Streifen aus dem ständigen Lager mitgebracht. Den Grund dafür kannte ich nicht.

»Was machst du da?« fragte ich.

Er arbeitete im Licht der Lampe.

»Paß auf!« sagte er.

Er nahm einen etwa fünfzehn Zoll langen Fischbeinstreifen und spitzte mit dem Messer beide Enden an, bis sie scharf waren wie Klingen. Dann faltete er das Fischbein sorgfältig in S-förmigen Linien zusammen. Die Geschmeidigkeit der Masse ließ dies zu, sie stand aber unter großer Spannung und hätte sich, wenn losgelassen, sofort explosionsartig gestreckt und die ursprüngliche Form wieder angenommen. In der gespannten Form band Imnak das Fischbein mit haltbarer Tabuksehne zusammen. Auf diese Weise entstand eine kräftige Sprungfeder, die in zusammengedrückter Position gehalten wurde. Wenn die Sehne brach, wollte ich lieber nicht in der Nähe des komprimierten Streifens sitzen.

»Tu das weg!« sagte ich zu Imnak.

Imnak fertigte mehrere solcher Beinfedern. Dann bettete er sie in etliche Fleischstücke.

Er warf eines dieser Fleischstücke ins Freie.

»Jetzt wollen wir schlafen«, sagte er.

»Du tust da etwas Schreckliches, Imnak«, sagte ich.

»Möchtest du weiterleben?«

»Ja.«

»Dann rede nicht«, sagte er. »Entweder wir oder die Sleen.«

Ich lag in der Nacht lange wach. Dann hörte ich plötzlich den durchdringenden schrillen Schrei eines Tieres. Die Sehne hatte sich im Magen aufgelöst.

»Was ist?« rief Arlene.

»Nichts«, sagte ich zu ihr. Dann schlief ich.

Wir zogen nach Norden.

Sleen folgten uns nicht mehr. Der erste der fünf Sleen war vor zwei Schlafperioden umgekommen. Er war von den anderen vier gefressen worden. Zwei sattgefressene Tiere hatten daraufhin unsere Spur verlassen, um sich anderweitig umzutun. Zwei Tiere hatten die Verfolgung fortgesetzt. Nach dem Ende der gestrigen

Schlafperiode hatte Imnak ein zweites mit Fischbein präpariertes Fleischstück hinter den Schlitten geworfen. Das aggressivere der beiden verfolgenden Tiere verschlang den Brocken. Es starb eine Ahn später, noch immer auf unserer Spur. Das letzte Tier, das zurückhaltender zu sein schien, hockte sich daneben nieder. Es wartete, bis das andere Tier sich nicht mehr rührte, ehe es zu fressen begann. Als wir nach der letzten Schlafperiode erwacht waren und den Sleen eingespannt hatten, warf Imnak ein weiteres präpariertes Fleischstück aus. Als wir einige Ahn später den verblüfften Schmerzensschrei eines Tieres vernahmen, wandte sich Imnak um.

»Beeilt euch!« sagte er. »Es ist Fleisch!«

Das Tier lag mit geöffneten Augen starr auf dem Eis. Es mußte schreckliche Qualen erleiden. Es widersetzte sich unseren Speeren nicht.

»Wir bauen jetzt unseren Unterschlupf«, sagte Imnak.

Wie schon öfter hatte er eine geeignete Schneewehe gefunden und begann Blöcke herauszuschneiden. Es dauerte nicht lange, bis er das iglu-ähnliche Bauwerk vollendet hatte; er kam zu mir ins Freie, während die Mädchen drinnen das Abendessen vorbereiteten.

»Wir sind die Sleen los«, sagte ich zu ihm.

»Es ist nicht anzunehmen, daß Sleen, neue Sleen, so weit aufs Eis herauskommen«, sagte er.

»Dann haben wir ja wenig zu befürchten.«

»Allerdings befinden wir uns im Reich der Eis-Ungeheuer.«

»Ich habe seit mehreren Schlafperioden keins mehr gesehen«, stellte ich fest.

»Gehen wir hinein«, sagte er. »Die Nacht wird kalt.«

Ich lächelte vor mich hin. Die Temperatur war bereits mindestens sechzig Grad unter Null.

Ich blickte zum Himmel empor, auf zahlreiche Lichtstreifen und -vorhänge, die bestimmt hundert Meilen hoch waren. Es handelte sich um atmosphärische Erscheinungen, ausgelöst durch elektrisch geladene Partikel von der Sonne, die auf die Ausläufer der Atmosphäre treffen. In dieser Jahreszeit trat so etwas allerdings selten auf, eher in den Perioden der Herbst- und Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche. Bei anderem Licht können diese Vorhänge und Streifen violett oder rot oder orangerot aus-

sehen. Ein wunderschöner Anblick, dieser elektrische Sturm, der viele Millionen Meilen weit durch das All gezogen war und nun über eine Atmosphäre herabrieselte. Auf der Erde wird dieses Phänomen Nordlicht oder Aurora Borealis genannt. Natürlich ereignet es sich auch im Süden, jenseits des südlichen Polarkreises.

Ich rief Arlene zu mir, und sie kam ins Freie, gefolgt von Audrey. Eine Zeitlang beobachteten wir wortlos die Lichter. Dann gab ich den beiden durch Zeichen zu verstehen, daß sie ins Iglu zurückkehren sollten.

Einige Ahn später lag Arlene in meinen Armen. »Es war wunderschön«, sagte sie. »Die Nacht ist so still draußen. Wie schön der Norden sein kann!«

»Ja«, sagte ich. Es war sehr still, sehr friedlich.

»Was ist das?« fragte sie plötzlich.

»Imnak!« rief ich.

»Ich höre es«, sagte er.

Wir lauschten mit angehaltenem Atem. Eine Zeitlang war nichts zu hören. Dann knirschten Schnee und Eis außerhalb der Eismauern. Jemand war dort draußen.

»Ein Sleen?« fragte ich.

»Hör doch!« sagte er.

»Nein«, sagte ich. »Das Wesen geht auf zwei Füßen.«

Nach einer Weile war das Geräusch verhallt. Ich hörte, wie Imnak den Dolch in die Scheide steckte. Auch ich legte meine Waffe fort.

»Ich gehe hinaus«, sagte ich.

Vorsichtig zog ich meine Felle an. Die äußere Parka zog ich aus dem langen Eingangstunnel. Dieser Eingang war so gestaltet, daß kein äußerer Windhauch direkt ins Innere gelangen konnte. Im Allgemeinen ist es ratsam, das Fell der schweren Parka am Eingang liegenzulassen, wo es kälter ist. Ehe man sich bückt und durch den Eingang kriecht, bürstet man sich natürlich den Schnee von der Kleidung; trotzdem bleiben Überreste, die im Inneren schmelzen und das Kleidungsstück durchfeuchten würden. Wenn die Lampe dann ausgeht, könnte die Parka frieren und steif werden. Es ist besser, wenn ein Pelz nicht dem ständigen Zyklus des Feuchtwerdens und Gefrierens ausgesetzt ist, außerdem ist die Parka ziemlich groß für das Trockengestell, das im allgemeinen für kleinere Gegenstände wie Stiefel und Hand-

schuhe verwendet wird. Und schließlich läßt sich eine Parka auch leichter anziehen, wenn sie nicht steifgefroren am Boden liegt.

Geduckt schob ich mich dem Ausgang entgegen. Das Dach des Ausgangstunnels war innen etwa einen Meter hoch. Normalerweise wird innen noch ein Lederzelt in den Iglu gehängt, an Pflöcken, die von außen auf dem gerundeten Dach verankert sind. Dies schirmt noch besser gegen die Kälte ab. In dieser Schlafperiode jedoch hatten wir das Zelt nicht aufgestellt; allerdings hing vor dem Ausgang eine Felljacke.

Vorsichtig kroch ich durch den breiter werdenden Tunnel. Hinter mir hörte ich Imnak.

Draußen schob ich vorsichtig die Schneeblöcke zur Seite, die lose den Eingang versperrten. Man versiegelt den Iglu nicht, was sehr gefährlich sein kann: man braucht eine gute Lüftung, besonders, wenn die Lampen brennen.

Als ich mich aus der Öffnung schob, hatte ich das Messer in der Hand. Vorsichtig sah ich mich um. Gleich darauf richtete sich Imnak lauernnd neben mir auf.

Es schien alles ruhig zu sein.

Poalu und Arlene und Audrey krochen ebenfalls ins Freie.

Noch immer zuckte das Nordlicht am Himmel.

Während die Mädchen am Eingang blieben, erkundeten Imnak und ich mit gezogenen Messern die unmittelbare Umgebung.

»Nichts«, sagte ich zu Imnak. »Dabei war bestimmt etwas hier, wir haben es doch deutlich gehört.«

»Hast du Spuren gefunden?« fragte Arlene.

»Nein.«

»Das Eis ist hart«, stellte Imnak fest.

»Aber es war etwas hier«, sagte ich.

»Ja«, meinte Imnak.

»Das oder der Unbekannte ist fort«, sagte ich und sah mich um. Wir steckten unsere Messer ein.

»Vielleicht war es doch nichts«, sagte Arlene. »Vielleicht habt ihr nur das Eis oder den Wind gehört.«

»Nein«, sagte ich. »Wir hatten Besuch.«

»Aii!« schrie Imnak plötzlich auf und deutete zum Himmel. Arlene fiel in seinen Schrei ein.

Die Lichter am Himmel, jene vage schimmernden, sich ver-



schiebenden Lichterscheinungen, hundert Meilen hoch, stellten vorübergehend das riesige, abstoßende Gesicht eines Kur dar.

Schweigend starrte Imnak auf die Erscheinung, und ich machte es ihm nach. Arlene stand neben mir und klammerte sich an meinem Arm fest.

Kein Zweifel – am Himmel strahlte eindeutig das Gesicht eines Kur. Der Umriß war struppig. Die Augen schienen zu lodern, als brenne Feuer darin. Die Nüstern waren gebläht, das Maul wies zahlreiche Reißzähne auf. Dann wurden die Lippen zurückgezogen, beim Kur das Zeichen, daß er sich auf etwas freut oder über etwas amüsiert. Im nächsten Augenblick lagen die Ohren dicht am Kopf. Schließlich verschwand das Licht, wobei die Augen bis zuletzt blieben. Doch ehe sich die Ohren anlegten, sah ich, daß eines von ihnen, das linke, halb abgerissen war. Schließlich waren sämtliche Lichterscheinungen verschwunden, vor uns lagen nur die Sterne und die Polarnacht.

»Was war das?« fragte Arlene.

»Ein Wesen von der Art, der du gedient hast«, antwortete ich.

»Nein, nein!« rief sie."

»Das muß ein Signal zur Umkehr für uns sein«, sagte Poalu.

»Nein«, sagte Imnak.

»Hältst du es für ein Zeichen?« fragte sie.

»Ja, aber nicht zur Umkehr«, sagte er.

»Was bedeutet es dann?«

»Er will uns wohl mitteilen«, sagte Imnak, »daß es zu spät ist umzukehren.«

»Ich glaube, du hast recht, Imnak«, sagte ich.

Ich blickte zum Himmel auf. Es war tatsächlich zu spät zur Umkehr. Ich lächelte vor mich hin. Nach langer Reise hatte ich endlich das Land Zarendargars erreicht, den Rand des Lagers meines Feindes, das Lager Halb-Ohrs.

»Imnak«, sagte ich, »ich glaube, ich habe bald das Wesen gefunden, das ich suche.«

»Vielleicht hat es bereits dich gefunden«, gab er zurück.

»Vielleicht. Man weiß es eben nicht.«

»Flieh davor!« sagte Arlene.

»Ich gehöre der Kriegerkaste an«, sagte ich. »Ich fliehe nicht.«

»Aber solche Geschöpfe gebieten sogar über die Naturkräfte«, sagte sie.

»Mag sein, vielleicht aber auch nicht. Ich weiß es nicht.«

Später lag Arlene in meinen Armen. Was für eine liebliche und kluge Sklavin sie doch inzwischen schon war! Ihre hilflose Sklavenunterwürfigkeit war in dieser Nacht besonders exquisit.

»Habe ich dir gefallen, Herr?« fragte sie leise.

»Ja«, sagte ich.

»Das freut mich.«

Ganz in der Nähe hörten wir Poalu stöhnen. Dann löste sich Imnak von ihr.

»Wohin willst du?« fragte ich.

»Vielleicht sind wir in Gefahr«, sagte Imnak. »Ich glaube, wir sollten einen Wächter aufstellen.«

»Das ist eine gute Idee.«

»Ich übernehme die erste Wache«, sagte Imnak. Ich hörte, wie er Poalu abküßte, was sie mit leisen, spitzen Schreien quittierte, dann legte er seine Felle an und verließ die Unterkunft.

Es dauerte nicht lange, da war Poalu eingeschlafen. Arlene schlummerte ebenfalls.

Ich hörte Audrey wimmern. »Warum nimmt mich keiner?« sagte sie von der anderen Seite des Schneekreises.

»Leg dich schlafen!« befahl ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie. Ich hörte sie schluchzen. Niemand hatte sie in den Armen gehalten, niemand hatte ihre Begierden gestillt.

Ich war müde. Es freute mich, daß Imnak die erste Wache übernommen hatte. So konnte ich ohne Angst einschlafen.

## 26

Ich spürte ihre kleinen, weichen Hände auf meinem Körper. »Herr, Herr«, sagte sie.

»Er wacht auf«, sagte eine Mädchenstimme.

Ich war schläfrig. Es fiel mir nicht leicht, das Bewußtsein wiederzuerlangen. Ich schüttelte den Kopf. Aber dann träumte ich weiter.

Ich hatte herrliche Träume durchlebt, ich hatte in meinen Gemächern gegessen und mit Sklavinnen in Vergnügungsseide gefeiert, laszive, glutäugige goreanische Mädchen, parfümiert und durch Kragen gebunden, mich bedienend und liebkosend. Ihre Münder und Finger und Lippen und Zungen waren sehr ange-

nehm. Einige tanzten gut, die Liebkosung anderer verriet mir ihre Ausbildung.

»Herr«, sagte ein Mädchen, und ich trank den Wein, der mir gereicht wurde. Ich band den Kelch in ihrem Haar fest und schickte sie los, mehr zu holen.

»Ich kann nicht tanzen!« rief ein anderes Mädchen, und ich blickte sie an, woraufhin sie sich die Seide vom Leib riß und zitternd zu tanzen begann – sehr gut sogar.

Wie wunderschön Frauen doch sind! Kein Wunder, daß starke Männer sie sich Untertan machen.

Ich kämpfte darum, zu erwachen.

»Er kommt zu sich«, sagte das Mädchen, das zuerst zu mir gesprochen hatte.

Vage spürte ich, daß es warm war und daß ich auf einem Fell lag. Das verstand ich nicht. Unter den Fellen spürte ich eine harte Fläche.

Ich öffnete die Augen. Ich lag auf dem Rücken. Die Decke über mir verschwamm eine Sekunde lang, dann gewöhnten sich meine Augen daran. Sie war rot.

Arlene kniete neben mir. »Herr«, sagte sie. Ich schaute sie an. Nie zuvor hatte ich sie mit dem schönen raffinierten Make-up der goreanischen Sklavin gesehen. Sie trug nicht mehr meinen Lederstreifen um den Hals. Statt dessen befand sich dort ein schmales verschlossenes Stahlband, der goreanische Sklavenkragen. Ihr Körper war in einen kurzen, schmalen Streifen durchsichtiger roter Sklavenseide gehüllt.

»Wie schön du bist!« sagte ich.

»Herr«, gab sie zurück.

Es wollte mir scheinen, als passe sie besonders gut in meine Träume. Hätte ich sie nach Port Kar mitgenommen, wäre sie wohl ähnlich gekleidet in mein Schlafgemach gerufen worden.

Über die Pelze und den Boden blickte ich auf das andere Mädchen. »Herr«, flüsterte sie. Ich schüttelte den Kopf, um meine Gedanken zu ordnen. Sie war blond. Sie trug eine Curla und Chatka aus gelber Seide. Die Curla ist ein geflochtenes Seidenband, das eng um die Taille anliegt und links verknotet ist. Die Chatka ist ein etwa vier Fuß langer Stoffstreifen, längs zu einer Breite von etwa sechs Zoll zusammengefaltet; er war vorn über die Curla gelegt und führte zwischen den Beinen hindurch nach hinten und hing dort ebenfalls über die Curla. Außer diesem

Stück Stoff trug sie nichts – lediglich einen Sklavenkragen wie Arlene und einige Perlen, einen Armreif und einen barbarischen Beinring. Beide Mädchen trugen Parfüm. Wie weich und aufregend sie waren! Das blonde Mädchen kroch an meine Seite, senkte den Kopf und küßte meinen Leib. »Herr!« schluchzte sie.

»Constance«, sagte ich. Ich hatte sie nicht mehr gesehen, seit ich in Lydius zum Dienst an der Mauer für die Kurii entführt worden war. Vor langer Zeit war sie eine freie Frau gewesen. Ich hatte sie im Land südlich des Laura zur Sklavin gemacht.

»Was tust du hier?« fragte ich.

»Herr!« schluchzte sie und küßte mich weiter.

Ich blickte zur roten Decke empor, die mit Fellen bedeckt war. Der Boden war ebenfalls weich ausgelegt.

Ich stieß einen Wutschrei aus und sprang auf. Mit vollem Körpergewicht warf ich mich gegen die schweren Gitterstäbe.

Die aber rührten sich nicht. Ich warf die Felle hoch, die auf dem Boden lagen, und stieß auf zusammengenietete Stahlplatten. Ich legte die Hände über den Kopf und erkundete die Decke, die ebenfalls aus Metall zu bestehen schien. Zornig riß ich die Felle von den Wänden. Die Zelle war quadratisch im Grundriß, etwa zwölf mal zwölf Fuß, und acht Fuß hoch. Auf fünf Seiten wurde sie von Stahlwänden begrenzt, während die offene Seite vergittert war.

Wieder zerrte ich an den Stäben. Sie waren ungefähr zweieinhalb Zoll dick. Aus dieser Zelle hätte nicht einmal ein Kur entfliehen können, und vielleicht war sie ursprünglich für diese Wesen gebaut worden.

Ich fuhr zu den Mädchen herum, die sich in der Mitte der Zelle zusammenkauerten, verängstigt über meine Wut.

»Wir sind irgendwie hierhergebracht worden«, sagte Arlene. »Ich erwachte in der Sklavenseide und mit dem Kragen. Aus einem Gehege wurde ich heute früh in diese Zelle gebracht.«

»Wo ist Imnak? Wo sind Poalu und Audrey?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie schluchzend.

»Constance«, sagte ich, »wo sind wir?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich wurde vor langer Zeit in Lydius gefangengenommen und bekam sofort die Augen verbunden. Ein Tarn brachte mich in den Norden, dann wurde ich mit dem Schlitten befördert. Ich bin schon monatelang hier. Wie es draußen aussieht, habe ich nie gesehen.«

»Wer sind unsere Bewacher?« fragte ich Arlene.

»Ich habe nur Männer gesehen«, sagte sie.

»Es gibt auch andere«, sagte Constance erschauernd. »Ich habe sie gesehen, große, aber wendige Ungeheuer.«

»Ihr beide wißt nicht, wo wir sind?« fragte ich.

»Nein«, antworteten sie.

Ich drehte mich der Gitterwand zu. Dahinter lag ein größerer Raum, ebenfalls mit Stahl ausgekleidet. In diesem größeren Raum gab es eine Tür mit einem kleinen Gitterfenster darin.

»Weißt du etwas über diesen Ort, Constance?« wollte ich wissen.

»Nein«, antwortete sie. »Aber er ist groß. In diesem Teil bin ich noch nicht gewesen.«

»Erzähl mir mehr!« forderte ich sie auf.

»Es gibt wenig zu erzählen. Ich wurde hierhergebracht. Es gibt noch weitere Frauen hier.«

»Sklavinnen?« fragte ich.

»Ja, soweit ich sie kenne.«

»Ihr sollt die Garnison bedienen?« fragte ich.

»Ja.«

»Voll und ganz?« fragte Arlene.

»Natürlich«, sagte Constance. »Wir sind Sklavinnen. Du ja ebenfalls.«

Arlene erbebt in ihrer obszönen Vergnügungsseide, die sie ein Stück herabzuziehen versuchte, um ihre Blöße zu bedecken,

»Wie groß ist die Garnison?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie. »Mit fünf weiteren Mädchen versorge ich zwanzig Mann in einem Abschnitt der Anlage. In unserer Bewegungsfreiheit sind wir durch Halsketten und einer Führungsschiene an der Decke eingengt. Die Kette um unseren Hals endet in einer Kugel, die in einer von zwei Deckenschienen läuft. Es gibt zwei Schienen, damit die Mädchen sich im Flur problemlos begegnen können. Je kleiner die Kugel an der Kette ist, desto mehr Bewegungsfreiheit gewährt sie dem betreffenden Mädchen, wenn auch nur in dem Bereich, in dem die Schienen verlaufen. Ist ihre Kugel größer, wird sie von engeren Schienen nicht durchgelassen und gestattet der Sklavin Zugang nur zu einem kleineren Bereich. Und so geht es weiter. Ich selbst habe von Anfang an kaum etwas sehen können, denn die Kugel, die an meiner Kette hängt ist die größte, die es überhaupt gibt. So

bin ich immer wieder von den Schienen gestoppt worden, obwohl ich mich gern umgesehen hätte. Im Flur kann ich mich nur zwischen den Arbeits- und Vergnügungsquartieren bewegen.«

»Aber sicher wirst du doch von der Kette losgemacht, um zu arbeiten.«

»Natürlich«, sagte sie, »aber dann sind wir im Arbeits- oder Vergnügungsviertel eingeschlossen.«

»Wie viele solche Viertel gibt es?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht, aber auf jeden Fall mehr als die, in denen ich bisher gearbeitet habe.«

»Du kannst die Größe der Anlage also nicht schätzen?«

»Könnte hundert, könnte auch tausend Mann hier geben«, sagte sie. »Ich und meine fünf Leidensgenossinnen bedienen zwanzig Mann.«

»Sind sie leicht zufriedenzustellen?« fragte Arlene.

»Nein«, gab Constance zurück. »Und manche kommen zwei-, dreimal am Tag.«

»Ich hoffe, daß ich nicht zu dir gesteckt werde«, sagte sie.

Constance zuckte die Achseln. »Die Männer, zu denen du kommst, werden bestimmt nicht einfacher sein.«

Arlene erschauerte.

»Keine Angst, meine Liebe«, sagte Constance. »Du wirst die Peitsche kennenlernen.«

Arlene starrte mich entsetzt an.

Ich beachtete sie nicht. Was hatte sie erwartet? Sie war Sklavin.

»Was ist mit den Ungeheuern?« fragte ich.

»Ihre Zahl kenne ich ebenfalls nicht«, sagte Constance. »Aber ich glaube, es sind erheblich weniger als Menschen.«

»Du trägst keine Halskette«, sagte ich.

»Das tat ich heute früh auch nicht«, sagte sie. »Ich wurde direkt aus dem Gehege hergebracht und in diese Zelle geworfen. Du warst noch bewußtlos.« Sie bedachte Arlene mit einem unangenehmen Blick. »Diese Sklavin«, fuhr sie fort, wobei sie das Wort besonders betonte, »war bereits hier. Das Tor wurde hinter mir geschlossen.«

»Ich begreife nicht«, sagte Arlene, ebenfalls mit besonderer Betonung, »warum diese Sklavin zu uns gesteckt wurde.«

»Ich besitze euch beide«, sagte ich.

»Oh«, sagte Arlene und riß sich zusammen. »Sie ist sehr hübsch. Findest du sie anziehend?«

»Halt den Mund!« sagte ich zu Arlene.

»Ja, Herr«, sagte sie und wandte den Blick ab.

»Mir hat die Berührung durch meinen Herrn gefehlt«, sagte Constance.

Arlene blickte sie zornig an.

»Du sagst, du wurdest heute früh hierhergebracht. Haben wir jetzt Vormittag?«

»Dieser Komplex ist auf seine Weise eine Welt für sich«, antwortete sie. »Er besitzt einen Tag, der in zwölf Abschnitte unterteilt ist. Ich weiß nicht, wie lang ein solcher Abschnitt ist. Ich glaube, wesentlich mehr als eine Ahn.«

Ich erinnerte mich an die Zeitmesser in dem abgestürzten Schiff in der Tahari-Wüste, Gerätschaften, die die Explosion des Sprengstoffs in der Stahlhülle regelten. Diese Geräte waren zwölffach unterteilt gewesen. Ich vermutete, daß sie sich auf Perioden der Umkreisung und Rotation der Kurii-Heimatswelt bezogen. Außerdem nahm ich an, daß die zwölffache Unterteilung Bezug zu der Zwölfer-Mathematik der Kurii hatte, die ihrerseits wiederum eine Funktion der sechsgliedrigen Pfote dieser Wesen war. Die Anlage, in der ich gefangen war, konnte also Uhren besitzen, die denen in den Kur-Schiffen und den fernen Stahlwelten glichen, eine Uhr, für die Verwendung auf der früheren Welt dieser Wesen bestimmt.

»Tag und Nacht unterscheiden wir anhand der Beleuchtung«, erklärte Constance weiter.

Vermutlich gab es einen rheostatischen Mechanismus, der die Beleuchtung steuerte, eingestellt auf Licht- und Schattenperioden auf der Heimatswelt der Kurii.

»Die Ungeheuer sind meistens nachts unterwegs«, sagte sie. »Manchmal höre ich ihre Klauen auf den Bodenplatten vor meinem Gehege. Sie müssen sich irgendwie orientieren können. Für menschliche Augen ist es allerdings zu dunkel.«

Ich nickte. Der Kur vermag sich nicht nur in der Dunkelheit umzutun, ist aber in seinen meisten Abarten überwiegend ein Nachtwesen. Gewöhnlich beginnt er mit dem Einbruch der Dunkelheit zu jagen; dann beginnt sein »Tag«.

Ich umfaßte die Gitterstäbe und schüttelte daran. Sie saßen fest.

Ein Schlüssel wurde im Schloß umgedreht – in der Tür des Raums, in dem sich unser Käfig befand.

Ich trat einige Schritte von den Gitterstäben zurück. Dadurch mochte jemand angeregt werden, näher an das Gitter heranzutreten. Diese Distanz konnte ich dann schnell überbrücken. Arlene und Constance knieten seitlich hinter mir nieder. So gehörte es sich. Sie waren Sklavinnen.

»Drusus«, sagte ich.

Der Mann stand in der Tür. Er trug die dunkle Kleidung seiner Kaste.

»Wie ich sehe, trägst du das Rot der Krieger«, sagte er. Und es stimmte. Ich war in der Tunika meiner Kaste erwacht. Die Felle waren mir fortgenommen worden.

»Und du, mein Freund«, sagte ich, »kleidest dich inzwischen in die passende Uniform deines Standes.« Keck trug er das Schwarz der Attentäter zur Schau. Über der linken Schulter ragte an einem breiten Gurt das Kurzschwert empor.

»Darf ich dich in unserem bescheidenen Hauptquartier willkommen heißen«, sagte er, »Kollege in der Kunst des Stahls.«

Höflich neigte ich den Kopf.

»Es freut uns, dich in unserer Macht zu sehen«, sagte er. »Es war dumm von dir, in den Norden zu kommen.«

»Ich bin auf Besuch hier«, sagte ich.

»Dann sei uns willkommen«, erwiderte er lächelnd und schnipste mit den Fingern. Durch die Tür kam eine kleine, exquisite brünette Sklavin mit einem Tablett. Bis auf den Sklavenkragen war sie nackt.

Zwei Flaschen, die auf dem Tablett standen, schob sie zwischen den Gitterstäben hindurch, das Tablett selbst dann durch eine vier Zoll hohe Öffnung unten an der Zellentür. Drusus gab ihr das Zeichen, den Raum zu verlassen.

»Drusus!« rief Arlene. »Du mußt uns helfen!« Früher hatte sie das Kommando über ihn geführt.

Er blickte sie an, und sie wich einen Schritt zurück. »Da haben wir ja noch eine hübsche Sklavin«, sagte er.

Entsetzt versuchte sie ihre Blößen mit den Händen zu bedecken. Das Vergnügungsgewand war wahrlich kein züchtiger Aufzug!

»Sie gehört mir«, sagte ich.

»Ich werde sie besitzen«, antwortete er.

»Oh?«

»Ja«, sagte er. »Ursprünglich wurde sie nach Gor gebracht, um



zu meinen Füßen zu liegen. Ich hatte sie mir unter mehreren künftigen Sklavinnen ausgesucht.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Vielleicht solltest du dich mit uns zusammentun«, fuhr Drusus fort. »Die Kurii sind großzügig, was die Frauen angeht.«

»Ich bin Krieger«, sagte ich. »Wenn mir eine Frau gefällt, nehme ich sie mir, notfalls mit dem Schwert.«

»Natürlich«, sagte er, ohne allerdings den Blick von Arlene zu wenden.

»Außerdem gedenke ich mit dem Schwert zu behalten, was mir gefällt – und das gilt auch für Frauen.« Ich deutete auf Arlene. »Und die gefällt mir im Augenblick.«

Erschrocken blickte sie mich an.

»Wir werden sehen«, sagte Drusus. »Überleg dir meinen Vorschlag! Komm auf unsere Seite!«

»Nein«, sagte ich.

»Dein Freund Imnak hat das aber getan.«

»Das glaube ich nicht!«

Drusus zuckte die Achseln. »Die Kurii sind nicht nur mit Frauen großzügig, sondern auch mit Gold.« Er wandte sich zum Gehen.

»Ich möchte Zarendargar sprechen«, forderte ich. »Halb-Ohr.«

»Niemand darf ihn sprechen«, gab Drusus zurück. Die schwere Metalltür schloß sich hinter ihm.

Zornig umfaßte ich das Gitter. Dann wandte ich mich den Mädchen um. »Du hast Drusus angefleht!« sagte ich.

»Ja«, sagte sie.

»Du hast einen freien Mann mit seinem Namen angesprochen«, sagte ich. »Du hast ohne Erlaubnis den Mund aufgemacht.«

»Verzeih mir, Herr.«

Ich versetzte ihr einen Schlag ins Gesicht. Sie kauerte sich auf die Felle.

»Herr«, sagte Constance, »hier sind Speisen.« Sie reichte mir heißes Boskfleisch und warmes, frisches Brot, dazu den Wein. Später aßen die Mädchen die Reste und ihren Sklavenbrei. Arlene musterte mich über den Rand ihrer Schale. In ihren Augen schimmerten Tränen. Ihr Mundwinkel war blutig. Als sie fertig gegessen hatte, kam sie zu mir und schmiegte sich an mich.

»Du hast mich geschlagen«, sagte sie. »Es tut mir leid, wenn

ich dir mißfallen habe.« Unsere Lippen waren dicht beisammen. Ich gab ihr einen Kuß, aber dann schob ich sie zur Seite.

»Herr?« fragte sie.

»Ich muß meine Kräfte schonen«, sagte ich. »Außerdem muß ich nachdenken.«

So saß ich denn allein in der Mitte der Zelle, mit untergeschlagenen Beinen, in der Haltung eines Kriegers.

## 27

Die Männer zu beiden Seiten des Käfigwagens waren mit einer Art Projektilwaffe ausgerüstet. Aus der Form des Schlosses leitete ich ab, daß damit ein langer, konischer, gasgetriebener Bolzen abgefeuert wurde. Die Waffe funktionierte im Prinzip wohl wie ein irdisches Gewehr, nur war das Schloß kein Metallstück, sondern ein Gebilde, das einem etwa sechs Zoll langen Pfeil glich. Die Waffen hatten gekrümmte Holzschäfte, die mich an eine Zeit erinnerten, da Gewehre noch von Waffenschmieden von Hand gefertigt wurden. Auf den Schäften zeigten sich exzentrische Verzierungen. Das Abfeuern würde anscheinend durch einen Knopf im vorderen Teil des Schafts bewirkt. An der linken Hüfte trug jeder Bewaffnete einen Beutel mit sich herum. Vermutlich befand sich darin neben anderen Ausrüstungsgegenständen ein Vorrat an Projektilen für die Waffe.

Ich umklammerte die Käfigstangen.

Der Wagen wurde von zwei Männern durch die Gänge gefahren, die sich von hinten gegen Griffe stemmten. Drusus, der ebenfalls ein Pfeilgewehr trug, bildete die Nachhut.

Ein hübsches, nacktes Sklavenmädchen mit einem zusammengebundenen Bündel Weinflaschen über der Schulter kniete seitlich des Ganges nieder. Sie senkte den Kopf. Von ihrem Kragen führte die Kette zu den Deckenschienen. Der Wächter links von mir hob die Kette über seinen Kopf, damit der Wagen problemlos passieren konnte. Hinter uns richtete sich das Mädchen wieder auf und eilte weiter.

»Halt!« sagte Karjuk.

Der Wagen blieb stehen.

»Sei begrüßt, Mann aus dem Süden«, sagte er.

»Sei begrüßt«, antwortete ich.

Karjuk war aus einer der Türen getreten, die den Korridor säumten. Er trug Fellhosen und Stiefel und etliche Halsbänder. Sein Oberkörper war entblößt. Ein Stirnband lag um seinen Kopf.

»Sieht so aus, als hätten wir dich in einem Käfig«, bemerkte er. »Dahin gehören wilde Tiere.«

Meine Hände verkrampften sich um die Gitterstäbe. Der Wagen bewegte sich auf acht Rädern, die einen Durchmesser von etwa vier Zoll hatten und mit Gummi bereift waren. Er hatte Gitterstäbe auf vier Seiten und war nach oben und unten mit Stahl abgeschlossen.

»Du hast dich leicht hereinlegen lassen«, sagte Karjuk.

»Vielleicht doch nicht ganz so leicht«, antwortete ich.

In der Tür, durch die Karjuk gekommen war, tauchte ein weißer Kur auf, ein großes Exemplar. In seinen Ohren schimmerten Goldringe. Die Lippen zogen sich von den Zähnen zurück – ein sicheres Zeichen, daß sich der Kur amüsierte.

»Dieser Kur ist mein Verbündeter«, sagte Karjuk. »Er griff deinen Freund Ram an, konnte seine Attacke aber nicht beenden, weil du ihn mit den Männern aus dem Dorf gestört hast. Du dachtest, ich hätte ihn umgebracht.«

»Nein«, sagte ich, »das hatte ich nicht vermutet.«

»Ach, nein?«

»Nein«, sagte ich. »Ich untersuchte den Kopf, den du ins Lager brachtest. Die Goldringe in den Ohren jenes Eis-Ungeheuers waren schmaler und breiter als die in den Ohren jenes Tiers dort. Außerdem waren sie frisch in die Ohren eingesetzt worden, das war zu erkennen. Ferner war der Kopf des Eis-Ungeheuers in einem Zustand, der mir verriet, daß es nicht erst kürzlich getötet worden war, sondern schon mindestens zwei oder drei Süd-Tage lang nicht mehr lebte. Im übrigen hatte das Eis-Ungeheuer, das Ram angriff, von seinem Schlitten-Sleen gefressen. Schnauze oder Zunge des Kopfes, den du mitbrachtest, wiesen aber keinerlei Blutspuren auf. Und schließlich war es nicht dasselbe Tier.«

Karjuk sah mich an.

»Glaubst du, ich kann einen Kur nicht vom anderen unterscheiden?« fragte ich.

Krieger werden früh darauf trainiert, genau zu beobachten, denn manchmal können unwichtig scheinende Details über Leben und Tod entscheiden.

»Du hast recht«, sagte Karjuk. »Es war der Kopf eines Eis-Un-

geheuers, das schon früher ums Leben gekommen war und dem wir Goldringe in die Ohren gesteckt hatten.«

»Soweit mir deine Fähigkeiten auf dem Eis geschildert worden waren, erschien es mir auch nicht wahrscheinlich, daß sich ein Ungeheuer an dir vorbeigeschlichen haben sollte. Oder daß du, wenn es wirklich einmal vorkommen sollte, so lange brauchen würdest, das Tier zu erlegen.«

»Du tust mir viel Ehre an«, sagte Karjuk.

»In Anbetracht dieser Umstände und des offensichtlichen Betrugs um den abgetrennten Kopf, lag für mich auf der Hand, daß du im Lager der Kurii stehst und daß du mit dem ersten Ungeheuer vermutlich sogar zusammen unterwegs warst. Jedenfalls taucht ihr beide beinahe zur gleichen Zeit in der Nähe des Lagers auf.«

»Du bist klug«, bemerkte Karjuk.

»Im übrigen bemerkten Imnak und ich unterwegs zuweilen dieses Ungeheuer«, fuhr ich fort und deutete auf den weißen Kur.  
»Er folgte unserem Weg oder bewegte sich parallel dazu.«

Karjuk blickte mich an, ohne etwas zu sagen.

»Er hat sich sehr ungeschickt angestellt«, fuhr ich fort. Es interessierte mich zu wissen, wieviel der Kur von meinen Worten verstand. Ich sah, wie seine Augen aufblitzten und die Ohren sich flach am Kopf anlegten. Das Wesen verstand also die gore-anische Sprache. Folglich war es kein degeneriertes Tier der Folgegenerationen, sondern ein Schiffs-Kur, darauf trainiert, sich auf die menschliche Sprechweise einzustellen. Er und Karjuk mußten eine Möglichkeit der Verständigung haben. Ich sah kein Übersetzungsgerät in der Nahe. Ich wußte nicht, ob die Kur-Technologie in der Lage war, solche Apparate hervorzubringen.

»Er war das Eis nicht gewöhnt«, sagte Karjuk entschuldigend.  
»Wie du sicher längst erraten hast, ist er kein Eis-Ungeheuer, sondern ein ganz anderer Typ von Kur, der von weither kommt.«

»Er ist ein Schiffs-Kur«, sagte ich.

Karjuk musterte mich ratlos. Vermutlich hatte er keine Ahnung von den im Raum ihre Bahn ziehenden Stahlwelten der Kurii.

»Er stammt aus Welten am Himmel«, sagte ich.

»Gibt es denn Welten am Himmel?« fragte er.

»Ja.«

»Sind sie weit von hier?«

»Nicht so weit, wie sie manche gern hätten«, antwortete ich.

»Wenn du so schlau bist, warum bist du mir dann in den Norden gefolgt?« wollte er wissen.

»Ich habe im Norden etwas zu erledigen«, sagte ich. »Ich habe eine Vereinbarung mit einem gewissen Zarendargar, auch Halb-Ohr genannt.«

»Niemand wird zu ihm vorgelassen«, sagte Karjuk.

»Du warst der Wächter«, sagte ich.

»Ich *bin* der Wächter.«

»Aber du hast deine Aufgabe verraten.«

»Ich erfülle meinen Posten auf meine Weise«, sagte er.

»Wo ist Imnak?« fragte ich.

»Auch er ist einer von uns.«

»Du lügst!«

»Wie hättet ihr sonst gefangengenommen werden können?«

»Lügner!« rief ich. Ich streckte die Hände aus, um sie um seine Kehle zu legen, doch er trat von den Gitterstäben zurück. »Lügner!« schrie ich. »Lügner!«

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. »Lügner!« schrie ich. Ich drehte mich um und musterte den dünnen, mürrisch wirkenden Karjuk, der mit seinen Halsbändern im Korridor stand, neben sich den Kur. »Verräter! Lügner!« tobte ich.

Dann zogen sich die beiden in den Raum zurück, aus dem sie gekommen waren.

»Wenn ich mich nicht sehr irre«, sagte Drusus, der hinter dem Wagen ging, »kommt da dein Freund Imnak.«

Ich wirbelte herum und blickte nach vorn, in die Richtung, in die der Wagen geschoben wurde.

Imnak marschierte herbei. Grüßend hob er die Hand, obwohl er noch fünfzig Meter entfernt war.

»Imnak!« rief ich.

Wie Karjuk trug er Stiefel und Hose und war am Oberkörper nackt. Auch er hielt sich die Haare mit einem Stirnband aus dem Gesicht. Mehrere schwere Goldbänder hingen ihm um den Hals. Er kaute auf einem Vuloschinken. Begleitet war er von drei Mädchen in Vergnügungsseide, Poalu, Audrey und Barbara. Sie trugen vornehme Sklavenkragen und Arm- und Beinreifen aus Gold.

»Sei begrüßt, Tarl, der mit mir jagt!« sagte Imnak und grinste breit.

»Du bist ebenfalls gefangengenommen worden«, sagte ich.

»Nein«, antwortete Imnak. »Du bist gefangengenommen worden.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist zu warm hier drinnen«, sagte Imnak und biß in das Fleisch.

»Wie kommt es, daß du dich frei bewegen kannst?« fragte ich.

»Warum läßt man es hier so warm werden?«

»Du hattest Wache.«

»Ich hielt nach Karjuk Ausschau«, sagte er.

»Warum bist du dann nicht in einem Käfig wie ich?«

»Vielleicht bin ich schlauer als du.«

Ich schaute ihn an.

»Warum sollte ich in einem Käfig stecken?« erkundigte sich Imnak. »Ich verstehe deine Frage nicht.«

»Man will mir einreden, daß du mich verraten hättest, Imnak«, sagte ich.

»Und du glaubst das nicht?«

»Natürlich nicht.«

»Wenn ich du wäre, würde ich mich ernsthaft mit der Sache beschäftigen.«

»Nein«, sagte ich. »Nein!«

»Ich hoffe, du läßt nicht zu, daß dies unsere Freundschaft beeinträchtigt.« Imnak zeigte sich besorgt.

»Natürlich nicht.«

»Das ist gut.«

»Es ist seltsam, Imnak«, sagte ich. »Bei manchem anderen hätte ich jetzt zweifellos das Bedürfnis, ihn zu töten – bei dir jedoch fällt es mir schwer, überhaupt wütend zu sein.«

»Das liegt daran, daß ich so ein netter, liebenswürdiger Bursche bin«, sagte Imnak. »Da kannst du jeden im Lager fragen. Ich bin sehr beliebt. Nur singen kann ich nicht.«

»Aber du bist nicht loyal!«

»Natürlich bin ich loyal. Es ist nur die Frage, wem ich loyal verbunden bin.«

»So habe ich das noch nicht gesehen«, sagte ich. »Man kann wohl sagen, daß du Imnak loyal geblieben bist.«

»Er ist ein netter Bursche, dem kann man getrost loyal verbunden sein«, meinte Imnak.

»Ich hoffe, du bist stolz auf dich«, sagte ich.

Imnak zuckte die Achseln. »Es stimmt schon, daß ich vieles ganz gut hinbekomme.«

»Dazu gehört auch der Verrat?«

»Sei nicht verbittert, Tarl, der mit mir jagt«, sagte Imnak. »Ich habe mit Karjuk gesprochen. Es ist alles zum Besten.«

»Ich habe dir vertraut«, sagte ich.

»Hättest du das nicht getan, wäre für mich alles etwas schwieriger gewesen«, räumte Imnak ein.

Ich schaute Barbara an, die rote Seide trug. »Wir hatten uns Sorgen um dich gemacht«, sagte ich.

»Ich nicht«, warf Imnak ein.

»Ein Eis-Ungeheuer hat mich gefangengenommen«, sagte sie. »Oder ein ähnliches Wesen. Es hatte Ringe in den Ohren. Es scheint mit Karjuk verbündet zu sein. Ich wurde hierhergebracht. Als Imnak eintraf, wurde ich ihm zurückgegeben.«

»Du bist sehr schön«, sagte ich.

»Vielen Dank, Herr.«

»Du auch, Audrey«, sagte ich.

»Wir müssen weiter«, sagte Drusus.

»Ich wünsche dir alles Gute, Tarl, der mit mir jagt«, sagte Imnak und hob grüßend den gebratenen Vuloschinken.

Ich würdigte ihn keines Wortes mehr. Der Wagen wurde weitergeschoben. Ich schaute nicht zurück.

»Mit Gold läßt sich jeder kaufen«, sagte Drusus hinter dem Gefährt. Sein Schwert pendelte mit jedem Schritt an seiner Hüfte. In der rechten Hand hielt er die leichte, röhrenförmige Waffe mit dem Holzschaft. »Jeder«, sagte er. Ich antwortete nicht. Verbittert klammerte ich mich an den Stangen des Käfigwagens fest, der langsam durch den langen Stahlkorridor rollte.

## 28

Auf jeder der beiden kleinen runden Plattformen stand ein Mädchen in einem weiten, klassisch wirkenden weißen Gewand. Beiden waren jedoch die Hände rücklings an einen Pfosten gebunden. Eins der Mädchen war die frühere Lady Tina aus Lydius, die Ram versklavt hatte. Das andere Mädchen war Arlene.

Einer der Kämpfer der Kurii trat von den Rängen in den Sand

zwischen und vor den beiden Plattformen. Er war mit einem germanischen Kurzsword bewaffnet.

Meinem Käfig gegenüber stand ein zweiter Käfig. Darin entdeckte ich Ram, den ich seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen hatte, seit unserer Trennung während des Schneesturms. Es freute mich sehr, ihn am Leben zu sehen. Vielleicht war er für das kommende Ereignis geschont worden.

Rams Käfig wurde geöffnet, und er trat in den Sand hinab. Jemand reichte ihm ein Kurzsword.

Zweimal fuhr er mit der Klinge durch die Luft, dann trat er einige Schritte zurück. Ein Mann in braunschwarzer Kleidung – offenbar die Livree der den Kurii ergebenden Menschen an diesem Ort – begab sich in die Mitte der Sandarena.

Ram drehte den Kopf in meine Richtung.

»Ich wünsche dir Glück«, sagte ich. Er grinste.

Ich sah mich in dem kleinen Amphitheater um. Etwa hundert Männer waren anwesend. Wetten wurden abgeschlossen.

Ich wußte, Ram war geschickt. Wie gut er wirklich war, mußte sich jetzt beweisen.

Hinter meinem Käfig war ein Spiegel in die Wand eingelassen, etwa zwanzig Fuß hoch. Für einen Spiegel sah ich an einem solchen Ort eigentlich keine Notwendigkeit. Vermutlich handelte es sich um Glas, das nur in einer Richtung durchsichtig war; demnach saßen dahinter die Kurii.

Der Mann in der Mitte der Arena sprach kurz zu den beiden Kämpfern. Die Regeln waren einfach. Es waren die Regeln des Krieges.

Wenn es um eine Frau oder einen Batzen Gold geht, stellt sich ein Kampf gleich viel interessanter dar. Die beiden Kämpfer traten auseinander.

»Jeder von euch stellt den rechten Fuß auf den Holzrand des Sandovals«, sagte der Mann in der Mitte.

Ram und der andere Mann kamen der Aufforderung nach. So standen sie sich gegenüber, die zwanzig Fuß durchmessende Sandarena zwischen sich.

Der Mann zog sich aus der Mitte zurück, »Los!« sagte er,

»Ausgezeichnet«, flüsterte ich vor mich hin. Ich bewunderte Rams Geschicklichkeit. Der andere war ziemlich gut, doch er kam gegen Ram nicht an. Sekunden später wischte Ram seine Klinge an der Tunika seines Gegners ab, der vor ihm im Sand lag.



Ich war schneller als Ram; trotzdem war er ungewöhnlich fix. Ich vermutete, daß er früher einmal das Rot der Krieger getragen hatte.

»Gut gemacht, Krieger!« rief ich ihm zu. Grüßend hob er die Klinge in meine Richtung.

Tina wurde von ihrem Pfosten losgebunden und eilte zu ihm.

Gleich darauf wurde mein Käfig geöffnet; das Kurzsword, das man Ram abgenommen hatte, wurde mir gereicht.

Es war gut ausbalanciert. Es war keine schlechte Waffe.

Zu meiner Freude trat mir Drusus persönlich im Sand entgegen.

»Ich habe lange daraufgewartet, dir so zu begegnen«, sagte er.

Ich musterte ihn gründlich, seine Augen, seine Bewegungen. Aber es war wenig daraus abzuleiten.

Er kam mir langsam vor. Aber ich wußte, daß man sich nicht das dunkle Gewand erwerben konnte, wenn man unentschlossen zu handeln pflegte. Die Ausbildung der Attentäter ist gründlich und grausam. Kandidaten für die Kaste werden sorgfältig ausgesucht, und angeblich schafft nur einer unter zehn die Ausbildung zur Zufriedenheit der Kastenoberen. Es wird angenommen, daß durchgefallene Kandidaten das Leben verlieren, wenn nicht bei Trainingskämpfen, so doch später auf jeden Fall wegen der Geheimnisse, in die sie eingeweiht wurden. Ein Austritt aus der Kaste ist nicht möglich. Das Training wird paarweise vorgenommen, wobei jedes Paar gegen andere steht. Dabei werden die beiden ermutigt, Freundschaft miteinander zu schließen. Bei der letzten Ausbildung müssen die Angehörigen einer Zweiergruppe einander jagen. Wenn der eine seinen Freund getötet hat, weiß er sicher besser, was es bedeutet, das Schwarz zu tragen, dann wird er wohl weniger leicht Mitleid empfinden mit einem anderen. Am Ende der Ausbildung ist man allein mit Gold und Stahl.

Ich schaute mir Drusus an.

Die Attentäter nehmen Jünglinge, die ungewöhnlich schnell und schlau und kräftig und geschickt sind, die vielleicht auch egoistisch und gierig erscheinen – und verwandeln dieses Rohmaterial mit der Zeit in tüchtige, stolze, erbarmungslos handelnde Männer, Ausübende eines düsteren Berufes, geheimen Regeln treu ergeben, deren Inhalt sich die meisten normalen Menschen nicht einmal vorzustellen wagen.

Drusus ließ mich nicht aus den Augen,

Wir standen in der Mitte der Arena und hörten den Ausführungen des dritten zu.

Plötzlich zuckte Drusus' Klinge auf mich zu. Ich wehrte sie ab. Auf einen Trick dieser Art war ich gefaßt gewesen.

Der dritte Mann zeigte sich überrascht. Ram brüllte vor Überraschung auf. Die Mädchen japsten entsetzt. Die meisten Zuschauer waren wie gelähmt vor Entsetzen. Ein oder zwei Männer riefen uns anerkennend zu.

»Du bist verflucht geschickt«, sagte ich zu Drusus.

»Du auch«, gab er zurück.

Der Mann in der Arena wich zögernd zurück.

»Jeder von euch muß den linken Fußabsatz auf den Holzrand des Sandovals stellen«, sagte er stockend.

Wir gehorchten.

»Wie willst du hier überleben, ohne dunklen Türeingang, aus dem du dich auf mich stürzen kannst?«

Er sagte nichts.

»Vielleicht streckt ein Verbündeter aus dem Publikum mich nieder, sobald ich ihm den Rücken zudrehe?«

Drusus' Gesicht verriet nichts.

»Vielleicht hast du Gift an deiner Klinge?«

»Meine Kaste benutzt kein Gift«, sagte er.

Ich kam zu dem Schluß, daß es nicht leicht sein würde, ihn aus der Ruhe zu bringen und dadurch sein Zeitgefühl und seine Vorsicht zu beeinträchtigen.

»Kämpft!« sagte der Mann, der den Rand der Arena erreicht hatte. Wir trafen in der Mitte aufeinander. Unsere Klingen berührten sich und parierten den Schlag des Gegners.

»Ich habe meine Ausbildung in Ko-ro-ba begonnen«, sagte ich.

Unsere Klingen berührten sich.

»Welches ist dein Heimstein?« fragte ich.

»Glaubst du, ich bin so töricht, mit dir zu sprechen?« fauchte er.

»Soweit ich weiß, haben Attentäter keine Heimsteine«, fuhr ich ungerührt fort. »Vermutlich ist das ein Nachteil der Kastemitgliedschaft, denn wenn ihr einen Heimstein hättet, fiel es euch nicht so leicht, gegen Leute vorzugehen, die den gleichen Heimstein haben.«

Ich nahm die Klinge zur Seite.

»Du bist schneller, als ich dachte«, sagte ich.

Blitzschnell fuhren die Schwerter zusammen, ein Augenblick des Ab tastens. Dann traten wir zurück und nahmen wieder die *engarde-Stellung* ein,

»Manche sind davon überzeugt daß die Kaste einem nützlichen Zweck dient«, sagte ich, »aber das kann ich nicht recht ernst nehmen. Vermutlich könnte man euch zum Dienst an der Justiz verpflichten, aber genauso gut könnte der Auftraggeber irgendwelche anderen Ziele verfolgen.« Ich schaute ihn an. »Habt ihr überhaupt irgendwelche Prinzipien?«

Er griff schnell an, zu schnell. Ich nutzte meinen Vorteil nicht.

»Anscheinend gehörte das Am-Leben-Bleiben nicht dazu«, sagte ich.

Verwirrt trat er einen Schritt zurück.

»Du hattest dir da eben eine Blöße gegeben«, sagte ich. Er wußte, daß ich die Wahrheit sprach, und ich wußte es, war aber nicht sicher, ob die Zuschauer etwas bemerkt hatten. Aus anderen Blickrichtungen ist so etwas zuweilen schwierig festzustellen.

Von den sich emportürmenden Bänken tön ten Spottrufe herab. Man glaubte mir nicht.

Nun machte ich mich auf die Jagd nach Drusus. Er achtete sehr auf seine Deckung. Es ist schwierig, einem Mann beizukommen, der sich für einen defensiven Kampf entschieden hat. Dabei erlegt er sich natürlich selbst gewisse Beschränkungen auf.

Jetzt tön ten gegen Drusus gerichtete Spottrufe von den Rängen. Mein Gegner begann zu schwitzen.

»Stimmt es, daß du einen Freund umbringen mußt est, um das Schwarz deiner Kaste zu erringen?« fragte ich.

Ich bedrängte ihn, doch auf höfliche Weise. Er wehrte sich geschickt.

»Wie hieß er noch?« fragte ich.

»Kurnock!« rief er, plötzlich ärgerlich werdend, und bestürmte mich.

Ich schleuderte ihn von mir in den Sand, und meine Klingenspitze wies auf seinen Nacken. Dann trat ich zurück.

»Aufstehen!« befahl ich. »Jetzt wollen wir richtig kämpfen.«

Er sprang auf. Nun erteilte ich ihm und den Zuschauern eine Lektion im Umgang mit goreanischen Waffen.

Stumm verfolgte man das Schauspiel.

Blutüberströmt schwankte Drusus vor mir, den Schwertarm haltlos gesenkt. Er war mehrfach verwundet worden. Er konnte die Waffe nicht mehr heben. Blut strömte ihm über den Arm und befleckte den Sand.

Ich blickte zu dem. Spiegel in der Wand empor, hinter dem ich die Kurii vermutete. Ich entbot ihnen den Gruß des goreanischen Kriegers. Dann wandte ich mich wieder Drusus zu.

»Töte mich!« sagte er. »Zweimal habe ich den Anforderungen meiner Kaste nicht genügt.«

Ich hob die Klinge, um seiner Aufforderung nachzukommen. »Es wird schnell vorbei sein«, sagte ich. »Damit soll deine alte Schuld gegenüber Kurnock abgegolten sein.«

»Das war das erstmal, daß ich versagt habe«, sagte Drusus.

Ich starrte ihn an. »Das verstehe ich nicht.«

»Ich habe Kurnock nicht umgebracht. Er war mir nicht gewachsen. Ich brachte es nicht über mich, ihn zu töten.«

Ich reichte mein Schwert dem dritten Mann in der Arena.

»Töte mich!« rief Drusus.

»Meinst du, ein Krieger kann weniger gnädig sein als ein Attentäter?« fragte ich.

»Töte mich!« flehte Drusus schluchzend und sank geschwächt in den Sand. Der Blutverlust war zuviel für ihn.

»Er ist zu schwach, um Attentäter zu sein«, sagte ich. »Bringt ihn fort!«

Drusus wurde aus der Arena gezerzt. Der Mann, der den Kampf überwacht hatte, bedeutete mir mit einer Geste, in meinen Käfig zurückzukehren. Arlene wurde losgebunden, um mir dorthin zu folgen.

»Wartet!« rief ein Mann aus der Zuschauermenge. »Seht doch!«

Wir sahen hinter dem Spiegel ein rotes Licht aufblitzen, das schnell wieder erlosch.

»Ausgezeichnet«, sagte der Schiedsrichter.

Rams Käfig wurde geöffnet. Wieder erhielt er ein Schwert. Auch mir wurde die Waffe zurückgegeben.

Ram warf die Klinge in den Sand. »Er ist mein Freund!« rief er. »Gegen ihn kämpfe ich nicht!«

»Nimm dein Schwert!« sagte ich zu Ram und sah mich in der Arena um.

»Ich kämpfe nicht gegen dich«, beharrte er. »Lieber würde ich mich töten lassen.«

»Das würde man sicher gern tun«, sagte ich. »Nimm dein Schwert!«

Ram sah sich ebenfalls auf den Rängen um. »Anscheinend wollen diese Schweine noch mehr Blut fließen sehen«, sagte er.

»Dann wollen wir sie nicht enttäuschen«, meinte ich.

Ram warf mir einen Blick zu und griff dann zur Freude der Menge nach seiner Klinge.

»Du darfst nicht gegen ihn kämpfen, Herr!« rief Arlene.

»Nicht kämpfen!« schluchzte Tina.

Arlene wurde zu dem Eisenpfosten gezerrt und in kniender Position gefesselt. Ähnliches widerfuhr Tina auf der anderen Seite. »Bitte, ihr Herren!« riefen sie.

»Halt den Mund, Mädchen!« sagte Ram zu Tina.

»Halt den Mund, Mädchen!« sagte ich zu Arlene.

»Ja, Herr«, sagten beide Mädchen im Chor.

Ram und ich traten uns in der Mitte des Ovals gegenüber. Gleich darauf zog sich der dritte Mann zurück.

»Jeder von euch soll die rechte Ferse auf den Rand des Sandovals stellen«, sagte er grinsend.

Ich sah mich im Rund der Ränge um. Etwa sechs der röhrenförmigen Waffen waren zu sehen. Die meisten Männer jedoch waren wie Ram und ich mit dem Kurzsword bewaffnet.

Ich blickte quer durch die Arena auf Ram. Wir hoben grüßend die Waffen.

»Kämpft!« rief der Schiedsrichter.

Ich sprang behende in die Ränge und hieb energisch um mich. Mein Ziel waren die Männer mit den röhrenförmigen Waffen. Ram kämpfte sich auf seiner Seite aufwärts. Es gab viel Geschrei. Blut strömte. Ich schüttelte zwei Männer ab und stach nach einem dritten. Zwei Röhrenwaffen fielen polternd zu Boden. Einem Mann, der danach zu greifen versuchte, hieb ich den Arm ab. Dann trat ich einem Mann ins Gesicht, der ebenfalls ein Gewehr an sich bringen wollte. Zwei Männer sprangen mir auf den Rücken, so daß ich die Ränge hinabrollte. Ich hörte Klingen aus Scheiden sirren. Mädchen schrien. Weitere Männer gingen zu Boden und versuchten wieder hochzukommen. Ich hörte ein erschreckendes Fauchen. Irgend etwas fuhr qualmend an meinem Kopf vorbei und bohrte sich in den Sand. Gleich darauf gab es

eine Explosion, Sand und Holzsplitter flogen herum. Ich löste mich von den Männern, die mich niederreißen wollten, und jagte einem die Klinge durch den Leib. Ich hielt mich in Deckung vor einem Mann mit dem Pfeilgewehr, während ich nach einem anderen Mann hieb. Zwei Männer mit Schwertern bekämpfte ich unten im Sand; der eine ging gleich zu Boden, den anderen hieb ich mit dem Schwertgriff bewußtlos. Dann sprang ich zur Seite und hackte auf vier Männer ein, die Ram hart bedrängten. Er nutzte die frisch gewonnene Freiheit und sprang empor. Das Schwert hatte er verloren. Wieder zischte ein Geschloß an mir vorbei; beinahe gleichzeitig sah ich einen sechs Zoll langen Pfeil ein Stück weit in einer Stahlwand versinken. Berstend detonierte ein Teil dieser Wand, in der ein vier Zoll durchmessendes schwarzes Loch qualmte. Ich schob Ram mit dem Fuß mein Schwert zu, und er griff danach, um sich eben noch rechtzeitig eines neuerlichen Angriffs zu erwehren. Ich durchbohrte den Mann, der die Kämpfe in der Arena geleitet hatte. Noch zweimal zischten die gefährlichen Geschosse, und auf einer Seite wurden einige Bänke zerfetzt. Ein zweites Geschloß bohrte sich in den Körper eines Mannes, der erschrocken die Augen aufriß. Einen Sekundenbruchteil später schien er zu zerplatzen. Im nächsten Moment wurde ich ein weißliches Gas gewahr, das sich von der Decke herabsenkte. Ich hieb einen Mann neben der Tür nieder und versuchte sie zu öffnen. Sie bestand aus Stahl und war verschlossen. Das Gas ließ mich husten und würgen. Ich konnte kaum noch etwas erkennen. Torkelnd entfernte ich mich von der Tür und begegnete der Klinge eines anderen Mannes, den ich mühelos niederstreckte. Ich sah Tina und Arlene an ihren Eisenpfosten. Sie wanden sich qualvoll in dem Bemühen, Luft zu holen. Ein Stahlpfeil aus einer der gewehrähnlichen Waffe jagte rings an den Stahlwänden entlang und hinterließ Streifen geschwärzten Metalls. Ein Mann wich kopfschüttelnd vor mir zurück. Er konnte mich nicht deutlich erkennen. Ich rief Ram an, der herumwirbelte und einen Mann erledigte, der ihn sonst von hinten angefallen hätte. Ich verteidigte mich gegen zwei weitere Kämpfer, die mir jedoch im nebelhaften Dunst gleich wieder verloren gingen. Ich hörte einen Mann gegen die Stahltür hämmern. »Laßt uns raus!« rief er. Ich sah Tina und Arlene, die an den Pflöcken bewußtlos zusammengesunken waren, die schmalen Handgelenke in die Fesseln nach oben gereckt. Ich sah einen

Mann bewußtlos von den Rängen rollen. Ein anderer tastete nach dem Pfeilgewehr, das irgendwo zwischen die Sitzreihen gefallen war. Ich blickte zu dem leidenschaftslos blanken Spiegel Fenster empor und erwehrte mich eines weiteren Angreifers. Blutüberströmt torkelte er rückwärts. Vier Männer sanken auf den Rängen in die Knie und verloren das Bewußtsein. Der Mann hatte die Röhrenwaffe erreicht und versuchte sie anzulegen. Die Entfernung war zu groß; ich kam nicht rechtzeitig an ihn heran. So warf ich mich in den Sand, rollte ab und ergriff eine der Waffen. Ein anderer Mann griff gleichzeitig danach, doch ich scheuchte ihn mit einem Fußtritt beiseite. Keuchend wirbelte ich herum und versuchte durch das Gas etwas zu erkennen. Der Mann auf den Rängen hatte die Waffe an die Schulter gehoben, feuerte aber nicht. Er schwankte, die Mündung der Waffe sank herab, und er stürzte bewußtlos zu Boden. Ich orientierte mich, so gut das möglich war. Ganz in meiner Nähe lag Ram im Sand. Ich war als einziger noch auf den Beinen. Nach einigen torkelnden Schritten richtete ich mich auf und schüttelte den Kopf, um meine Gedanken zu ordnen. Dicke Gaswolken wallten überall. Es schien hell zu sein; trotzdem hatte ich den Eindruck, als wäre es dunkel in der Arena. Ich versuchte den Lauf der Waffe auf das spiegelartige Fenster zu richten. Dann stürzte ich bewußtlos in den Sand.

## 29

»Dort hinein«, sagte der Mann in der braunschwarzen Livree der Kurii-Diener. Er deutete auf die Metalltür.

Ich war mit ihm durch die metallenen Korridore geschritten. Sie waren zu zweit gewesen, doch ohne Waffen. Auch ich war nicht bewaffnet. In der stählernen Umgebung hätte ich kaum etwas anderes tun können, als sie zu töten.

Einer der Männer öffnete die Metalltür. Dann trat er zur Seite und bedeutete mir durch eine Geste, einzutreten.

Ich trat über die Schwelle. Die Tür wurde hinter mir verschlossen und dann auch noch verriegelt.

Vorsichtig sah ich mich in dem Raum um. Er besaß eine etwa vierzig Fuß hohe Kuppeldecke und war schlicht eingerichtet. Das karge Mobiliar befand sich an den Wänden. Ich entdeckte einige

Tische und Schränke und Regale. Stühle gab es nicht. An der Wand entlang waren außerdem einige Truhen abgestellt. Ich stand auf einer Art Teppich, der sehr tief gewoben zu sein schien. Darin fand ein Klauenfuß sicher guten Halt. Der ganze Raum lag im Zwielicht; trotzdem konnte ich mich orientieren. Auf einer Seite schien sich der Boden zu einem flachen Wasserbecken zu senken. In den Wänden befanden sich da und dort Fenster wie Bullaugen. Ich nahm allerdings nicht an, daß sie nach draußen führten, denn sie zeigten weder das Öde, mondhelle Eis des Nordens, noch das Licht der Sterne. Emporblickend sah ich über mir, etwa zehn Fuß über dem Boden beginnend, ein Gewirr weit voneinander angebrachter Holz- und Stahlstangen. Seltsamerweise befanden sich dort oben, gut zwanzig Fuß über dem Boden, auch etliche Bullaugen; sie säumten die Kuppel. Von hier unten konnte man nicht hinausschauen. Eine der Wände, rechts von mir, war mit einer dicken, teppichähnlichen Substanz verkleidet. Vermutlich diente sie als Kletterhilfe. Auf einem seitlich stehenden Tisch lag ein dunkles, schachtelähnliches Gebilde, etwa sechs Zoll hoch und etwa einen Fuß breit und lang. In der Mitte des Raums, ziemlich weit vorn, erstreckte sich eine weite runde Plattform. Auf ihr lag etwas.

Etwa zwanzig Fuß vor der Plattform ließ ich mich mit untergeschlagenen Beinen nieder und wartete.

Ich beobachtete das Ding auf der Plattform. Es war groß und zottig und hatte sich zusammengerollt. Es lebte.

Zuerst wußte ich nicht, ob dort auf der Plattform ein oder mehrere Wesen lagen. Aber schließlich gewann ich die Gewißheit, daß es nur ein Körper war, der sich dort ausbreitete. Ich hatte nicht gewußt, daß er so riesig war.

Stumm schaute ich zu, wie das Wesen atmete.

Nach einer Weile begann es sich zu regen. Schließlich richtete es sich mit einer herausfordernd wirkenden Geschmeidigkeit auf, die mich an einem so großen Geschöpf erstaunte. Es richtete sich auf und schaute mich an. Es blinzelte. Die Pupillen der Augen waren wie dunkle Monde. Das Wesen gähnte. Ich sah die doppelten Reihen der Reißzähne, die im Maul nach hinten geneigt waren, damit einmal abgeissenes Fleisch nur noch in Richtung Schlund bewegt werden konnte. Wieder blinzelte das Tier und begann sich die Pfoten zu lecken. Die lange, dunkle Zunge säuberte dann das Fell rings um das Maul. Schließlich wandte es



sich ab, ging in eine hintere Ecke und erleichterte sich dort. Es drückte auf einen Hebel, der Wasser strömen ließ, das die Ausscheidungen fortschwemmte. Das Tier kratzte zweimal an der entsprechenden Stelle, wie um instinktiv eine Spur zu verwischen. Dann kam es auf allen vieren leichtfüßig näher, um die Plattform herum. An dem kleinen Teich senkte es die zusammengelegten Pfoten unter Wasser und schaufelte es sich ins Gesicht. Dann trank es aus den zusammengelegten Pfoten. Mit einem Arm bedeutete es mir dann näherzukommen und mich ebenfalls zu bedienen. Ich kniete nieder, nahm Wasser in die Handfläche und trank einen Schluck. Wir musterten uns quer über das in den Boden eingelassene Becken hinweg.

Auf allen vieren zog sich das Tier vom Wasser zurück.

Es fuhr die Krallen aus und kratzte an dem teppichartigen Material, das an der Wand hing. Die Krallen verschafften ihm Halt, und es bewegte sich die Mauer empor, wobei es den Körper streckte und geschmeidig bewegte. Schließlich setzte es sich auf eine Stange im Gewirr unter der Kuppel. Nach kurzem Verweilen schwang sich das Geschöpf mühelos von einer Stange zur nächsten und kehrte dann zu mir zurück. Für ein Tier seiner Größe landete es geradezu katzenähnlich. Das Geschöpf war gut acht Fuß hoch. Sein Gewicht hätte ich auf etwa neunhundert Pfund geschätzt. Auf allen vieren näherte es sich schließlich dem Tisch mit dem dunklen, eckigen Gebilde.

Es legte einen kleinen Hebel um. Dann stieß es leise, gutturale Laute aus, die einen fragenden Ton hatten. Menschliche Lautbildung war hier nicht im Spiel, so daß es schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, die Laute zu beschreiben. Wenn Sie schon einmal gehört haben, wie große Katzen sich äußern, beispielsweise Bengaltiger oder der schwarzmähnige Löwe, und wenn sie sich darüber hinaus diese Laute mit der Feinheit und Präzision einer ausgebildeten Sprache vorstellen, dann wissen sie ungefähr, was ich da zu hören bekam. Hinzu kamen Laute, die eher an das Schnauben eines Bullen oder das Schnurren des Grizzlybären oder das Zischen einer Schlange erinnerten. Die Laute dieser Ungeheuer treten klar hervor, doch sie passen nicht zu den Geräuschen, die irdische Ohren zu hören gewohnt sind. Sie sind anders, unirdisch, fremdartig. Diese Laute zu hören und zu wissen, daß es sich um eine Sprache handelt, kann zuerst ein wenig einschüchternd sein.

Die Evolution hat Erdenbürger nicht darauf vorbereitet, in einem solchen Wesen Intelligenz zu vermuten.

Das Ungeheuer schwieg.

»Bist du hungrig?« fragte eine Stimme. Diese Laute kamen aus dem schwarzen Kasten auf dem Tisch, bei dem es sich folglich um ein Übersetzungsgerät handelte.

»Eigentlich nicht«, sagte ich.

Nach kurzer Verzögerung tönnten Knurr-laute aus dem Übersetzungsgerät. Ich lächelte. Das Ungeheuer zuckte die Achseln. Es trottete zu einer Wand und drückte dort auf einen Knopf.

Eine Metallfläche öffnete sich. Ich hörte einen spitzen Schrei. Gleich darauf huschte ein kleines Tier, ein Lart, aus der Öffnung. Das übrige geschah sehr schnell. Die riesige sechsgliedrige Pranke des Ungeheuers schloß sich um den Lart und hob ihn zum Mund, wo ihm das Rückgrat durchgebissen wurde. Sofort machte sich das riesige Geschöpf ans Fressen, wobei es sorgfältig die Innereien aussortierte.

»Ihr kocht euer Fleisch nicht?« fragte ich.

Das Übersetzungsgerät verwandelte die menschlichen Laute nach kurzer Zeit in die Entsprechungen der kuriischen Sprache.

Das Tier antwortete. Ich wartete ab.

»Manchmal«, lautete die Antwort. »Gekochtes Fleisch schwächt die Kiefer«, fuhr es fort.

»Feuer und gekochtes Fleisch«, sagte ich, »ermöglichen die Entwicklung eines kleineren Kiefers und kleinerer Zähne, wodurch sich ein größerer Gehirnraum bilden kann.«

»Unser Gehirnraum ist größer als der der Menschen«, sagte das Wesen. »Unsere Anatomie käme mit einer weiter vergrößerten Gehirnmasse nicht zurecht. In unserer Geschichte ist es wie bei euch zu einer Auswahl zugunsten des größeren Schädelvolumens gekommen.«

»In welcher Hinsicht?«

»Bei den Tötungen.«

»Ist der Kur kein soziales Wesen?«

»Er ist ein soziales Wesen«, kam die Antwort, »aber nicht so sozial wie die Menschen.«

»Das wäre dann womöglich ein in der Spezies liegender Nachteil«, bemerkte ich.

»Es hat auch seine Vorteile«, sagte das Wesen. »Der Kur kann allein leben. Er geht seiner Wege und braucht die Herde nicht.«

»Aber bestimmt haben sich die Kurii früher schon zusammengefunden.«

»Ja, zum Paaren und zum Töten.« Kauend musterte mich das Ungeheuer. »Aber das ist lange her. Unsere Zivilisation reicht hunderttausend Jahre zurück, nach eurer Zeitrechnung. In der Morgendämmerung unserer Vorgeschichte kamen kleine Horden aus den Erdlöchern und Höhlen in den Wäldern. Das war der Anfang.«

»Wie kann ein solches Tier Zivilisation besitzen?«

»Durch Disziplin.«

»Das ist aber eine schwache Fessel für solche wilden, titanischen Instinkte«, bemerkte ich.

Das Ungeheuer hielt mir einen Lartschenkel hin. »Stimmt«, sagte es. »Wie ich sehe, verstehst du uns gut.«

Ich nahm das Fleisch und kaute darauf herum. Es war frisch, von Blut noch körperwarm.

»Es schmeckt dir, wie?« fragte das Ungeheuer.

»Ja.«

»Siehst du? Du unterscheidest dich gar nicht so sehr von uns.«

»Das habe ich auch nicht behauptet.«

»Ist die Zivilisation für deine Spezies nicht eine ebenso große Errungenschaft wie für die meine?«

»Mag sein.«

»Sind die Fesseln, von denen euer Überleben abhängt, kräftiger als die, die uns im Zaume halten?«

»Vielleicht nicht.«

»Ich weiß nicht viel über die Menschen«, sagte das Wesen.

»Doch soweit ich mitbekommen habe, sind die meisten Lügner und Betrüger. Darunter kann ich dich nicht zählen.«

Ich nickte.

»Sie halten sich für zivilisierte Wesen, dabei sind sie nur Tiere mit einer Zivilisation. Da liegt ein großer Unterschied.«

»Das gebe ich zu«, sagte ich.

»Die Menschen von der Erde, die nach meinen Informationen deine Heimat ist, sind die schlimmsten. Sie haben Krämerseelen. Sie sehen Schwäche als Tugend an. Sie sehen in ihrem Mangel an Appetit, in ihrer Unfähigkeit des Fühlens eine Errungenschaft. Wie klein sie doch sind! Je mehr sie ihre eigene Natur verraten, um so lauter beglückwünschen sie sich wegen ihrer Vollkommenheit. Und ein wirtschaftlicher Nutzen geht bei ihnen über

alles. Ihre Gier und ihr krankhaftes Streben nach Besitz widern mich an.«

»Nicht alle Erdenmenschen sind so«, sagte ich.

»Es ist eine Nahrungswelt«, sagte das Wesen, »und die Nahrung ist nicht vom Besten.«

»Was ist dir denn das Allerwichtigste?«

»Der Ruhm«, antwortete der Kur und sah mich an. »Kannst du das verstehen?«

»O ja«, sagte ich.

»Wir sind Krieger – wir beide.«

»Wie kommt es, daß sich ein Tier ohne ausgeprägte soziale Instinkte um den Ruhm Gedanken macht?« fragte ich.

»Das ergibt sich vermutlich aus den Tötungen.«

»Tötungen?«

»Noch ehe sich die ersten sozialen Gruppen herausbildeten, versammelten wir uns zur Paarung und zum Töten. Große Kreise, ganze Ringe unserer Artgenossen bildeten sich in den Tälern, um zuzuschauen.«

»Ihr habt um die Paarungspartner gekämpft?« fragte ich.

»Wir kämpften aus Spaß am Töten«, antwortete das Geschöpf.

»Die Paarung war jedoch ein Recht des Siegers. Soweit ich erfahren habe, kennen die Menschen zwei Geschlechter, die alle notwendigen Funktionen allein erledigen, wenn es um die Fortführung der Spezies geht.«

»Richtig«, sagte ich.

»Wir haben dagegen drei oder, um genau zu sein, sogar vier Geschlechter. Da ist das dominante Geschlecht, das wohl am ehesten dem menschlichen Mann entsprechen würde. Dem Instinkt nach drängt es den Dominanten, zu töten und sich zu paaren. Dann gibt es eine Art von Kur, die dem Dominanten ähnelt, sich aber nicht paart und auch keine Tötungen mitmacht. Wenn man will, kann man das als zwei Geschlechter ansehen. Dann gibt es da die Ei-Träger, die befruchtet werden. Diese Art von Kur ist kleiner als der Dominante oder Nicht-Dominante, von dem wir eben gesprochen hatten.«

»Der Eiträger ist das Weibchen«, sagte ich.

»Wenn du willst. Aber kurz nach der Befruchtung, innerhalb eines Mondzyklus, setzt die Ei-Trägerin den befruchteten Samen in einer weiteren Kur-Art ab, die einen Mund besitzt, aber sich nicht vom Fleck bewegen kann, eine Art Tentakelwesen.

Diese setzen sich an harten Oberflächen fest, dunklen, kugelförmigen Anemonen gleich. Das Ei entwickelt sich im Körper dieser Blut-Amme und bricht sich einige Monate später einen Weg in die Freiheit.«

»Das junge Wesen hat keine Mutter«, stellte ich fest.

»Nicht im menschlichen Sinne«, lautete die Antwort. »Wenn es nicht selbst eine Blut-Amme ist, wird es dem ersten Kur folgen, den es sieht, vorausgesetzt, es handelt sich dabei um eine Ei-Trägerin oder einen Nicht-Dominanten.«

»Was passiert, wenn es einen Dominanten zu Gesicht bekommt?«

»Wenn es selbst Ei-Trägerin oder Nicht-Dominanter ist, wird es dem Dominanten aus dem Weg gehen«, lautete die Antwort.

»Und wenn es selbst potentiell ein Dominanter ist?«

Das Ungeheuer bleckte die Zähne. »Das hoffen ja alle. Wenn es ein Dominanter ist und einem Dominanten begegnet, wird es die Zähne fletschen und seine Klauen zeigen.«

»Bist du ein Dominanter?«

»Natürlich«, lautete die Antwort. »Die meisten sind als Dominanten geboren. Die meisten überleben aber auch das Töten nicht.«

»Dann erscheint es mir überraschend, daß es viele Kurii gibt«, sagte ich.

»Aber gar nicht«, sagte der Kur. »Die Ei-Trägerinnen können ständig neu befruchtet werden und geben die befruchteten Samen laufend an die Blut-Ammen ab, die es in großer Zahl gibt. Die Tragzeit ist außerdem viel kürzer als bei den Menschen.«

»Sind die Blut-Ammen intelligent?«

»Wir nehmen es nicht an. Sie bewegen sich höchstens, wenn man sie schlägt oder ihnen mit einer Fackel zu nahe kommt.«

»Aber es gibt eingeborene Kurii auf Gor«, sagte ich, »oder zumindest Kurii, die sich auf dieser Welt fortgepflanzt haben.«

»Gewisse Schiffe, die ursprünglich für eine Kolonisation eingerichtet waren, hatten Vertreter unserer verschiedenen Geschlechter an Bord, mit Ausnahme der Nicht-Dominanten«, kam die Antwort. »Wo wir von solchen Kurii-Gruppen wußten, haben wir manchmal auch Ei-Trägerinnen und Blut-Ammen hinzugegeben.«

»Ist es für euch von Vorteil, eingeborene Kurii auf Gor zu haben?«

»Selbstverständlich«, sagte das Wesen, »doch sind sie als Verbündete selten zu gebrauchen. Sie degenerieren rasch und fallen schnell in die Barbarei zurück.«

»Gibt es eine Rangfolge unter den Geschlechtern?«

»Eine biologische Rangordnung«, antwortete er. »Erstens der Dominante, dann die Ei-Trägerin, dann der Nicht-Dominante und schließlich die Blut-Amme, wenn man ein solches Wesen überhaupt als Kur ansehen will.«

»Das Weibchen, die Ei-Trägerin, steht über dem Nicht-Dominanten?« fragte ich.

»Natürlich. Sie haben große Angst vor dem Dominanten. Oft leben sie in seinem Haushalt indem sie die Weibchen versorgen und von ihnen Befehle annehmen. Die meiste Arbeit, einschließlich der Versorgung der Jungen, obliegt den Nicht-Dominanten.«

»Ich glaube nicht, daß ich gern ein Nicht-Dominanter wäre.«

»Sie sind verachtenswert«, sagte Halb-Ohr. »Dennoch kommt es zuweilen vor, daß ein Nicht-Dominanter zum Dominanten wird. So etwas ist schwer zu verstehen. Manchmal geschieht es, wenn kein Dominanter in der Nähe ist – eine unerklärliche Umwandlung.«

»Vielleicht ist der Nicht-Dominante nur ein latenter Dominanter«, sagte ich.

»Mag sein.«

»Die Beschränkung der Fortpflanzung auf die Dominanten, dazu die Auswahl bei den Tötungen – das muß zu einer ungewöhnlich aggressiven und wilden Spezies führen.«

»Auch zu einer äußerst intelligenten Rasse«, sagte das Tier.

Ich nickte.

»Aber wir sind ein zivilisiertes Volk«, fuhr der Kur fort und begab sich an einen Schrank, Mit zwei Gläsern und einer Flasche kehrte er zurück.

»Ist das nicht Paga aus Ar?« fragte ich.

»Ist dies nicht eines deiner Lieblingsgetränke?« fragte das Wesen. »Schau doch, hier siehst du das Siegel des Brauers Temus.«

»Erstaunlich!« sagte ich. »Du bist sehr aufmerksam.«

»Ich habe mir diesen Trunk aufgehoben, denn ich war davon überzeugt, daß du es zu mir schaffen würdest.«

»Welche Schmeichelei!«

»Ich habe lange auf diese Gelegenheit gewartet, mit dir zu sprechen.«

Er goß zwei Gläser Paga ein und verschloß die Flasche wieder. Wir hoben die Gläser und stießen an.

»Auf unseren Krieg«, sagte der Kur.

»Auf unseren Krieg«, sagte ich.

Wir tranken.

»Ich kann noch nicht mal deinen Namen aussprechen«, sagte ich.

»Es genügt völlig, wenn du mich Zarendargar nennst, oder Halb-Ohr.«

### 30

»Siehst du?« fragte das Ungeheuer und deutete auf den sternensäten Himmel.

»Ja«, antwortete ich.

»Das war unser Stern«, fuhr der Kur fort, »ein gelber, mittelgroßer, langsam rotierender Stern mit einem Planetensystem, klein genug, um so langlebig zu sein, daß sich Leben entwickelte, und groß genug, um eine geeignete Lebenszone zu bieten.«

»Ganz wie Tor-tu-Gor oder Sol«, sagte ich, »die gemeinsame Sonne von der Erde und Gor.«

»Genau«, sagte er.

»Erzähl mir von deiner Welt.«

»Meine Welt besteht aus Stahl.« Der Tonfall war bitter.

»Ich meine deine alte Welt.«

»Natürlich habe ich sie nie gesehen. Sie kreiste in passender Entfernung von ihrem Stern. Sie war klein genug, um Wasserstoff entweichen zu lassen, und groß genug, um den Sauerstoff zu halten. Sie war dem Stern nicht so nahe, daß sie ein heißer Felsbrocken war, und auch nicht so weit entfernt, um als überfrorener Himmelskörper durch das Weltall zu ziehen.«

»Die Temperaturen ließen es zu, daß Wasser in einer flüssigen Form Bestand hatte?«

»Ja«, sagte das Wesen, »und dann begannen die Abläufe, die atomaren Zwangsläufigkeiten der chemischen Evolution, und mit der Zeit bildeten sich die Makromoleküle und Protozellen.«

»Gase wurden ausgetauscht, und die vom Wasserstoff bestimmte Atmosphäre wich einer, aus deren Hauptbestandteil Sauerstoff gebildet wurde.«

»Sie wurde grün«, sagte der Kur.

»Von neuem begann das Leben seinen Aufstieg.«

»Aus den zwei Milliarden Jahren Kriegen und Tötungen und Zerfleischungen und Jagden ging mein Volk hervor. Wir waren der Triumph der Evolution in all ihrer erbarmungslosen Wildheit.«

»Und der Schlüssel zum Untergang eurer Welt«, sagte ich.

»Von diesen Ereignissen sprechen wir nicht«, sagte Halb-Ohr. Er begab sich zur Wand, ließ die Hand vor einem Schalter vorbeifahren und die Projektion an der Decke verschwinden. Dann wandte er sich in meine Richtung. »Unsere Welt war sehr schön«, sagte er. »Wir werden eine neue besitzen.«

»Vielleicht aber nicht«, sagte ich.

»Das Menschenwesen kann ja nicht einmal mit den Zähnen töten.«

Ich zuckte die Achseln.

»Aber wir wollen nicht streiten«, fuhr der Kur fort. »Es freut mich, dich hier zu haben, denn du gefällst mir.«

»Draußen auf dem Eis glaubten wir dein Gesicht am Himmel zu sehen«, bemerkte ich.

Das Wesen bleckte die Zähne. »Ja«, sagte es.

»Normalerweise sieht man solche Lichter nur im Herbst und Frühling, zur Zeit der Tag-und-Nacht-Gleiche.«

»Klug bemerkt.«

»Dann haben wir also eine künstliche Erscheinung wahrgenommen.«

»Ja, aber dem natürlichen Phänomen verwandt. Sie wird erzeugt, indem wir die Atmosphäre mit bestimmten Mustern geladener Partikel sättigen. Diese Muster lassen sich in bestimmter Weise anordnen, beispielsweise zu alphabetischen Buchstaben; in der Kur-Sprache oder auch in Goreanisch. So dienen die Lichter, nur scheinbar ein Naturphänomen, als Verständigungsmittel: zu Kur-Gruppen und ihren menschlichen Helfern.«

»Klug ausgedacht«, sagte ich.

»Ich ließ mein Gesicht am Himmel abbilden, um dich zu ehren und dich im Norden willkommen zu heißen.«

Ich nickte.

»Noch etwas zu trinken?« fragte der Kur.

»Ja. Die Anlage hier ist sehr beeindruckend. Würdest du mich ein wenig herumführen.«



»Das kann ich tun, ohne diesen Raum zu verlassen«, lautete die Antwort. Halb-Ohr bediente verschiedene Instrumente und erhellte die Öffnungen, die ich bisher für Bullaugen oder andere Fensteröffnungen gehalten hatte und bei denen es sich in Wirklichkeit um zurückgesetzte Bildschirme handelte, verbunden mit verschiedenen beweglichen Kameras, die von diesem Gemach aus gesteuert werden konnten. Mit Hilfe dieser Kameras erhielt ich einen Eindruck von der Weite und Verzweigtheit der Anlage. Einige Bildschirme befanden sich über meinem Kopf; wenn ich mich an gewisse Querstreben klammerte und hochzog, konnte ich auch dort etwas erkennen. Das Ungeheuer bewegte sich leichtfüßig neben mir auf den Turngestellen.

»Sehr eindrucksvoll«, sagte ich schließlich.

»Fast alles läuft automatisch ab«, antwortete das Ungeheuer. »Wir haben hier lediglich zweihundert Menschen und ungefähr zwanzig meiner Artgenossen.«

»Unglaublich!« sagte ich. Die Anlage erstreckte sich über viele Stockwerke, die eine Ausdehnung von vielen Pasangs hatten.

»Es machte uns keine Probleme, eine Eisinsel gyroskopisch zu stabilisieren und für unsere Zwecke umzuformen«, berichtete der Kur. »Wir haben unsere Anlage in das Eis gebaut. Die Eismassen, die bei der Aushöhlung anfallen, werden zerkleinert und einfach ins Meer geworfen.«

»Ihr wolltet die Tabuk an ihrer Wanderung nach Norden hindern. Damit wolltet ihr die rothäutigen Jäger aus der Gegend hier vertreiben, in den Süden.«

»Besonders vor dem Winter«, sagte das Wesen, »ehe sie beginnen, über das Eis zu streifen.«

»Ihr habt hier eine erstaunliche Basis angelegt«, sagte ich.

»Elektrische Anlagen, Sprengstoffe, Waffen, Proviant, Fahrzeuge«, zählte Halb-Ohr auf. »Und zahlreiche andere Dinge.«

»Es muß Jahre gedauert haben, das Depot anzulegen.«

»Richtig. Aber ich führe erst seit kurzem das Kommando hier.«

»Dann steht uns also die Invasion der Kurii unmittelbar bevor – von dieser Zone ausgehend.«

»Wir wollen die große Flotte nicht in Gefahr bringen«, sagte das Geschöpf. »Mit Hilfe dieser Ausgangsbasis brauchen wir für den großen Schlag nicht mehr als die im Winterschlaf befindlichen Märsche einzubringen.« Ein »Marsch« ist ein militärischer

Ausdruck der Kur. Er bezeichnet zwölf Gruppen und ihre Offiziere und umfaßt insgesamt zweitausendeinhundert bis zweitausendzweihundert Ungeheuer.

»In zwölf Kur-Stunden können alle Städte auf Gor vernichtet sein«, sagte Halb-Ohr.

»Und die Priesterkönige?«

»Ich glaube nicht, daß sie einem massierten Angriff begegnen könnten.«

»Bist du dir dessen sicher?«

»Ganz sicher«, sagte er und bleckte die Zähne. »Aber das gilt nicht für alle«, fügte er hinzu.

»Und deshalb soll die große Flotte nicht in Gefahr gebracht werden.««

»Natürlich«, sagte er, »könnte ich auf den Start der Flotte drängen. Aber ich bin nur ein einfacher Soldat. Andere stehen im Rang höher als ich.«

»Truppentransporter, die ihre Ladung absetzen, müßten voll und ganz ausreichen«, sagte ich, »wenn diese Versorgungsbasis zur Verfügung steht.«

»Ja«, sagte er, »unter der Voraussetzung, daß die Priesterkönige so schwach sind, wie ich vermute.«

»Warum hältst du sie für schwach?«

»Wegen des Nestkrieges. Du hast bestimmt davon gehört.«

»Ich habe Gerüchte gehört.«

»Ich glaube, die Gerüchte stimmen. Der Augenblick ist gekommen, da wir zuschlagen müssen.« Er sah mich an. »Oh, ich könnte deinen Verstand auseinanderzerren und dich vernichten, doch letztlich wüßte ich auch nicht mehr als das, was du für wahr und richtig hältst – und das muß nicht unbedingt wahr und richtig *sein*.« Er ließ sich auf den Boden fallen, und ich setzte mich ebenfalls. »Die Priesterkönige sind sehr schlau«, fuhr er fort.

»Ich habe davon gehört.«

»Ich glaube, es wäre unmöglich, deinen Willen zu brechen. Man müßte dich schon töten.«

Ich zuckte die Achseln.

»Du gleichst einem Kur. Deshalb mag ich dich.« Er legte mir eine schwere Pfote auf die Schulter. »Es wäre nicht richtig, wenn du in der Wahrheitsmaschine sterben solltest.«

»Es gibt hier viele wertvolle Vorräte«, sagte ich. »Wenn die nun in die Hände der Priesterkönige fielen?«

»Es sind Vorkehrungen getroffen, daß das nicht geschehen kann«, sagte der Kur.

»Das hatte ich schon vermutet.« Ich war davon überzeugt, daß die Kameras nicht alle Bereiche der Station abgesucht hatten, ebenso wie die Deckenschienen sicher nicht in alle Räume reichten.

»Wie sind die Priesterkönige?« fragte das Ungeheuer. »Sind sie wie wir?«

»Nein«, antwortete ich.

»Sie müssen furchteinflößend sein.«

Ich dachte an die intelligenten, zierlichen goldenen Geschöpfe. »Vielleicht«, sagte ich.

»Hast du jemals einen gesehen?«

»Ja.«

»Möchtest du nicht darüber sprechen?«

»Nein, lieber nicht.«

Er legte mir die mächtigen Pfoten auf die Schulter. »Gut«, sagte er. »Du bist loyal. Ich will dich nicht bedrängen!«

»Vielen Dank.«

»Aber eines Tages werden wir es trotzdem wissen. Wenden wir uns jetzt weniger schwierigen Themen zu.«

»Wie wurde ich gefangen genommen?« fragte ich.

Das Ungeheuer schenkte uns zwei Paga nach. »Das war ganz einfach. Ein Gas wurde von draußen in deine Eisunterkunft eingeblasen, daraufhin verlor ihr alle das Bewußtsein.«

»Imnak stand Wache.«

»Der rothäutige Jäger, der Karjuk ähnelt?«

»Ja.«

»Karjuk sprach mit ihm, und er schloß sich unserer Sache an; er ist ein vernünftiger Mann, der sich wirtschaftlichen und anderen Erwägungen nicht verschließt.«

»Ich habe nie daran gezweifelt, daß Imnak ein entscheidungsfreudiger Mann ist.«

»Sei nicht verbittert«, sagte er.

»Was würdest du denken, wenn ein Kur seine Artgenossen verriet?« fragte ich.

Er sah mich verblüfft an. »Das könnte nie geschehen.«

»Gewiß hat es doch auch unter Kurii schon Verrat gegeben.«

»Doch nie gegenüber dem Menschen, gegenüber einer anderen Rasse«, sagte der Kur. »Das wäre undenkbar.«

»Dann sind die Kurii in dieser Beziehung edler veranlagt als der Mensch.«

»Ich gehe davon aus, daß der Kur in jeder Beziehung dem Menschen überlegen ist.« Das Geschöpf musterte mich. »Du bist die Ausnahme«, fügte er hinzu. »Ich glaube, du hast etwas von einem Kur in dir.«

»Im Duellraum gab es einen großen Spiegel«, stellte ich fest.

»Zur Beobachtung«, sagte der Kur.

»Das dachte ich mir.«

»Du hast großartig gekämpft«, sagte das Ungeheuer. »Du stellst dich mit deiner winzigen Waffe sehr geschickt an.«

»Vielen Dank.«

»Auch ich kann mit Waffen umgehen, mit den verschiedenen Waffen, die für mein Volk typisch sind, aber auch mit modernen Waffen.«

»Dann gibt es also bei euch trotz der fortgeschrittenen Technologie eine Duelltradition?«

»Natürlich – wie auch eine Tradition von Reißzahn und Klaue, die sich ebenfalls fortsetzt.«

»Natürlich.«

»Moderne Waffen mag ich nicht so – sie rauben einem den Kitzel, die Unmittelbarkeit des Kampfes. Ich habe gesehen, wie du gekämpft hast. Willst du mir einreden, daß es dir keinen Spaß gemacht hat?«

»Ich versuche dir nichts einzureden«, sagte ich.

»Es wird eine Zeit geben, da der Krieg beendet ist«, sagte das Wesen und sah mich an. »Wenn wir ihn überleben, besteht später kein Bedarf mehr an Kämpfern wie uns.«

»Zumindest haben wir einander gekannt.«

»Das stimmt«, sagte der Kur. »Möchtest du meine Trophäen sehen?«

»Ja.«

In dem niedrigen Stahlraum war es kühl; er führte direkt ins Freie.

Nahe der runden Tür, die noch geschlossen war, stand der weiße Kur mit den Ringen in den Ohren, das Tier, das Karjuk be-

gleitet hatte, den Verräter an seinem Volk. In der Pfote hielt es ein Ledergeschirr.

Ich legte Pelze an.

Ich sollte nach draußen auf das Eis geführt und in einiger Entfernung von der Anlage getötet werden. Es sollte so aussehen, als habe sich der Schlitten-Sleen an mir vergangen. Wenn ich gefunden wurde, sollte geschlossen werden, daß der Tod, den ich erlitten hatte, für den goreanischen Norden nicht ungewöhnlich war, so gewalttätig er auch sein mochte. So wäre dann verbreitet worden, daß ich im Norden versagt hätte, anscheinend in ein nutzloses, irregeleitetes Bestreben verrannt, ein Vorhaben, das von Anfang an zum Scheitern verurteilt war und das kein anderes als ein blutiges Ende haben konnte. Wenn man nach mir suchen oder sich nach mir erkundigen würde, so war Schluß damit, sobald meine zerrissene und steifgefrorene Leiche gefunden würde.

Natürlich sollte kein Sleen den Schlitten ziehen.

Das Ungeheuer legte mir das Geschirr an, und ich stand wartend vor dem Schlitten.

Seine Zähne waren geeignet, an meinem Körper die Spuren eines pervertierten, in die Wildheit zurückgefallenen Sleen zu hinterlassen. Natürlich mußte er dafür sorgen, daß noch einiges gefunden wurde, Knochen und Felle, der zerschmetterte Schlitten, einige zerkaute Überreste.

Ich war froh, daß ich Halb-Ohr, auch Zarendargar genannt, kennengelernt hatte. Wir hatten uns lange unterhalten.

Ich glaube, er bedauerte es, mich auf das Eis hinauszuschicken. Ich hielt Zarendargar für einen einsamen Soldaten, einen wahren Soldaten, der nur wenige hatte, mit denen er sprechen, denen er sich anvertrauen konnte. Vermutlich gab es in jener Stahlanlage kaum Angehörige seiner eigenen Rasse, mit denen er so aufgeregt, schnell, voller Zuneigung oder sonstwie sprechen konnte wie mit mir, ein Gespräch, in dem ein Wort einen ganzen Absatz ersetzte, in dem ein Blick, eine gehobene Pfote ein Zeichen war, das weniger gut eingestimmte Übersetzer nur in stundenlanger Umschreibung hätten vermitteln können. Auf eine Weise schien er uns für verwandt zu halten. Was für eine Vorstellung! An den Küsten fremder Welten findet man keine Brüder. Er hatte von Parallelitäten in unserer Evolution gesprochen, was ich von mir gewiesen hatte. Man brauchte doch nur

die Augen aufzumachen, um den Unterschied zwischen einem Kur und einem Menschen zu erkennen. Wir waren Menschen, die Kurri waren Ungeheuer, weiter nichts. Dennoch hatte ich Halb-Ohr nicht widerlich gefunden. Bei unserer Begegnung hatte sich schnell das Gefühl entwickelt, ihn schon lange zu kennen, und ich spürte, daß er ähnlich empfand. Es war seltsam. Wir waren so verschieden und doch irgendwie nicht so unterschiedlich, wie man annehmen sollte.

Am Abend war ich in meine Zelle eingeschlossen worden. Halb-Ohr hatte dafür gesorgt, daß man einigermaßen rücksichtsvoll mit mir verfuhr.

Leckere Braten und Weine und angenehm weiche Felle waren bereitgestellt. Außerdem erwarteten mich zwei Sklavinnen in Vergnügungsseide. Als ich am nächsten Morgen fortgebracht wurde, streckten mir Arlene und Constance weinend die Arme durch die Gitter.

Der weiße Kur griff nach dem Hebel, mit dem sich das dunkle runde Stahlluk aufdrehen ließ.

»Sei begrüßt, Tarl, der mit mir jagt«, sagte Imnak grinsend und trat in den Raum.

»Sei begrüßt, du Verräter«, gab ich zurück.

»Sei nicht verbittert, Tarl, der mit mir jagt«, sagte Imnak. »Man muß eben sehen, wo man bleibt.«

Ich schwieg.

»Ich wollte dir nur sagen, daß ich und alle Angehörigen des Volkes dir ewig dankbar sein werden, weil du den Tabuk befreit hast.«

»Das ist ein tröstlicher Gedanke.«

»Jemand in deiner Lage kann einen tröstlichen Gedanken sicher brauchen.«

»Da hast du recht.« Es war schwer, auf Imnak böse zu sein.

»Ich nehme dir nichts übel«, sagte Imnak.

»Das ist mir eine Erleichterung.«

»Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht«, sagte er und hob einen Sack in die Höhe.

»Nein danke.«

»Aber vielleicht bekommst du Hunger, ehe du dein Ziel erreichst«, sagte Imnak.

»Das glaube ich nicht.«

»Aber vielleicht möchte dein Gefährte etwas haben«, fuhr er

unbeirrt fort und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Kur.  
»Sei nicht egoistisch. Du mußt auch an ihn denken, weißt du.«

»Es wird mir schwerfallen, ihn zu vergessen.«

»Nimm die Sachen!« drängte Imnak.

»Ich will sie nicht!«

Imnak sah mich bestürzt an.

Plötzlich zuckte mir ein Gedanke durch den Kopf. Mein Herz machte einen Sprung.

»Laß mal sehen!« sagte ich grollend und schaute in den Beutel.  
»Ja, ich nehme ihn.«

Der Kur ließ den Hebel los, beroch den Sack und schaute hinein. Er wühlte die großen, dicken Fleischbrocken durcheinander, die sich darin befanden. Er überzeugte sich, daß der Beutel kein Messer oder andere Waffen enthielt.

»Für mich«, sagte ich zu dem Kur.

Der Kur bleckte die Zähne. Er ergriff den Beutel und legte ihn auf den Schlitten. Dann kehrte er zur Außentür zurück und drehte den Hebel. Langsam öffnete sich das Luk. Ich sah die Dunkelheit, das mondhelle Eis, das sich weit erstreckte. Die Temperatur im Stahlraum fiel augenblicklich um dreißig oder vierzig Grad. Wind peitschte herein, bewegte das Fell des Kur und verwehte Imnaks schwarzes Haar.

»Tal«, sagte Imnak zu mir, nicht als entbiete er mir sein Lebewohl, sondern als begrüße er mich.

»Tal«, sagte ich zu ihm.

Der Kur nahm seinen Platz hinter dem Schlitten ein. Ich beugte mich vorwärts, stemmte mein Gewicht in das Geschirr und zerzte den Schlitten über die Stahlplatten auf das Eis.

## 32

Wie erwartet, lag es in Halb-Ohrs Absicht, daß meine verstümmelte Leiche ein gutes Stück von der Anlage entfernt gefunden wurde.

Wir zogen nach Norden. Der Wind war stark und kam aus nordöstlicher Richtung. Es war sehr kalt.

Die Kur-Station lag gut eine Ahn hinter uns.

»Ich habe Hunger«, sagte ich zu dem Kur und deutete auf meinen Mund.

Das Ungeheuer bleckte die Zähne und hob die Peitsche. Wieder stemmte ich mich ins Geschirr.

Als wir uns von dem riesigen Komplex entfernten, hatte ich mich einmal kurz umgedreht und war ehrfurchtsvoll stehengeblieben. Es handelte sich in der Tat um eine Eisinsel von beträchtlicher Größe. Sie ragte mehr als tausend Fuß über das Oberflächeneis empor, in dem sie festsaß. Unter der Oberfläche erstreckte sie sich bestimmt noch unvorstellbar weit, vielleicht bis auf tausend Fuß oder mehr. Die Länge der Anlage betrug etwa vier Pasangs und die Breite zehn Pasangs. Es war auch nicht die einzige Insel dieser Art in der Nähe.

Der Kur hinter mir hatte seine Peitsche gehoben, und ich hatte die Reise fortgesetzt. Hinter mir ragten die Klippen der Eisinsel zu schwindelerregender Höhe auf.

Die Anlage war während des Sommers mit Kreiselssystemen an ihrer Position gehalten worden. Und an dieser Position würde sich die Invasionsflotte orientieren können. Ich schaute zu den Sternen empor. Vermutlich näherten sich bereits lautlos die Truppschiffe mit den schlafenden Truppen an Bord.

»Ich habe Hunger«, sagte ich zu dem Kur.

Das Ungeheuer starrte mich an, als wollte es mich im nächsten Augenblick umbringen. Aber es mußte sich an seine Befehle halten. Das Wesen bleckte die Zähne und riß sich dann den Sack mit den Fleischstücken vom Schlitten. Es hielt mir einen der Happen hin, doch als ich danach greifen wollte, zog es ihn zurück und fauchte. Es schob sich das Fleisch in den Mund und schluckte.

»Bitte!« sagte ich.

Die Augen funkelten wild. Dann schlang es ein weiteres Fleischstück herunter.

Nach kürzer Zeit war der Sack leer.

Ich wandte mich um, und wir setzten unseren Weg fort. Alles andere war nun nur noch eine Frage der Zeit.

Meine Hauptsorge galt der Möglichkeit, daß das Wesen das Fleisch in seinen Vorratsmagen geschickt hatte, um es erst später in den Verdauungsmagen weiterzuleiten. Dagegen sprach, daß die Kurii sich unterwegs selten gern mit solchem Ballast befrachteten; außerdem wirkte der Kur bereits ein wenig müde und erschöpft, wie nach einer richtigen Mahlzeit.

Plötzlich war der Schlitten erheblich leichter; der Kur war von den Kufen gestiegen. Besorgt blickte ich mich um. Mein Bewa-



cher stand hinter dem Schlitten und blickte sich um. Wir befanden uns auf einer Ebene, in einer runden Senke von etwa hundert Metern Durchmesser. Es war eine relativ glatte Fläche inmitten der wirren Eisklippen, die die Landschaft bestimmten.

Der Kur bedeutete mir durch eine Armbewegung, das Zuggeschirr abzustreifen.

Ich kam der Aufforderung nach.

Wir standen uns gegenüber. Der Wind hatte nachgelassen. Es war sehr kalt und einsam. Das Ungeheuer zeigte die Zähne.

Ich trat einen Schritt zurück, obwohl ich genau wußte, daß mich der Kur mühelos einholen konnte.

Das Wesen ließ sich auf alle viere nieder. Es begann vor Freude zu zittern. Es legte den riesigen Zottelkopf in den Nacken und ließ einen mächtigen, heulenden Schrei zu den Monden Gors aufsteigen.

Mein Herz schien auszusetzen. Der Kur ließ seine Krallen vorspringen und kratzte damit auf dem Eis herum. Voller Freude beobachtete er meine zögernden Rückwärtsschritte. Dann legte er die Ohren an.

Ich lief los, doch er flog auf mich zu.

In den Armen des Kur gefangen, wehrte ich mich vergeblich. Ich sah die funkelnden Augen. Das Ungeheuer hob mich mühelos in die Höhe, dem Maul entgegen. Es hielt mich fest und sah mich dabei einen Augenblick lang an. Dann legte es den Kopf auf die Seite. Sein Atem fuhr mir heiß ins Gesicht, und ich konnte in dem Dampf, den unser Atem machte, kaum etwas erkennen. Dann suchten die Zähne des Kur meinen Hals. Urplötzlich – es ging so schnell, daß ich zunächst nicht begriff, was da passierte – entrang sich der Bestie ein schriller Schrei, der mir in den Ohren gellte. Einer instinktiven Regung folgend, schleuderte mich der Kur von sich. Die Sterne drehten sich plötzlich haltlos, und ich prallte auf das Eis und rollte und rutschte darüber hin. Dann richtete ich mich in eine kniende Stellung auf, gut vierzig Fuß von dem Ungeheuer entfernt,

Zusammengekrümmt stand es da und sah mich an.

Vorsichtig stand ich auf.

Der Kur versuchte einen Schritt in meine Richtung zu tun. Aber dann verzog sich sein Gesicht in unerträglichem Schmerz. Er hob eine Pfote. Wie von innen getroffen, schrie das Wesen zum zweitenmal auf und stürzte seitwärts abrollend in den

Schnee. Noch zweimal schrie es und lag dann reglos, aber noch lebendig auf dem Rücken und starrte zu den Monden empor.

Die Verdauungssäfte taten unaufhaltsam ihr chemisches Werk. Schritt für Schritt, unbarmherzig, unaufschiebbar, zersetzten sie die Moleküle der Sehnenbänder, die die zusammengedrückten, angespitzten Fischbeinpfeile im Zaum hielten – bis dieses schlanke Band brach. Und wieder gellte der Schrei des Kurs.

Gedankenlos mußte das Ungeheuer fünfzehn oder zwanzig verborgene Fallen verschlungen haben.

Ich glaubte der Gefahr ledig zu sein.

Ich begab mich zum Schlitten, der allerdings wenig enthielt, was ich gebrauchen konnte.

Zum Glück hob ich noch rechtzeitig den Kopf. Irgendwie hatte es der Kur geschafft, auf die Beine zu kommen.

Vorgebeugt stand er da und stierte mich an. Er hustete voller Schmerzen und spuckte Blut ins Eis. Langsam, Schritt für Schritt, kam er auf mich zu, die Krallen nach mir ausstreckend. Und wieder schrie er auf, von einem der spitzen Pfeile innerlich getroffen. Wimmernd stand der Kur auf dem Eis.

Auf allen vieren griff er schließlich an. Dabei riß er den Schlitten um, der zwischen uns stand. Das Ungeheuer stolperte, machte eine Art Purzelbaum und hinterließ dunkle Blutspuren im strahlenden Eis. Qualvoll jaulte es zum Himmel, als zwei weitere Fischbeinfallen ihr gräßliches Werk taten.

Vorsichtig entfernte ich mich von dem Wesen. Ich nahm nicht an, daß ich mit dem Kur noch Schwierigkeiten haben würde.

Das Wesen blutete inzwischen stark aus Maul und After. Eine Lippe hatte es halb durchgebissen. Blut und Ausscheidungen bedeckten das Eis.

Ich entfernte mich in großem Bogen und schlug den Weg ein, den wir gekommen waren, ich nahm Kurs auf die Kur-Station, die in der Eisinsel verborgen war.

Den Schlitten ziehend, näherte ich mich unserem Ausgangspunkt. Das Ungeheuer folgte mir mit stockenden Schritten, die ihm ungeheure Anstrengung abverlangten. Ich ließ es nicht zu nahe an mich herankommen.

Nach den Schreien zu urteilen, mußte es neunzehn gefährliche Fischbeinfallen im Magen gehabt haben. Es erstaunte mich, daß es sich nicht einfach hinlegte und starb; jeder Schritt mußte eine

unermeßliche Qual sein. Doch es verfolgte mich weiter. In diesen Stunden lernte ich etwas über die Ausdauer eines Kur.

Etwa vier Ahn später, als ich der Station schon sehr lange nahe war, starb es endlich.

Es ist nicht leicht, einen Kur zu töten.

Ich betrachtete den riesigen Kadaver. Ich hatte kein Messer. Ich mußte mit Händen und Zähnen arbeiten.

### 33

»Das ist kein Kur!« rief der Mann. »Schießt!«

Im nächsten Augenblick legte ich ihm die Hände um die Kehle und schleuderte ihn zwischen mich und seinen Gefährten. Ich hörte den Pfeil in seinen Körper eindringen und stieß ihn von mir fort. Vor meinen Augen wurde er auseinandergerissen. Der andere Mann, der wie sein Opfer einen leichten Plastikanzug mit einem Heizgerät an der Hüfte trug, fummelte an seiner Waffe herum in dem Bemühen, ein neues Geschoß einzulegen. Ich stürmte auf ihn zu. Das Geschoß fauchte an mir vorbei, nachdem ich im letzten Augenblick den Lauf zur Seite gestoßen hatte. Ich warf den Kerl zu Boden, und wir verwickelten uns halb in den weißen Pelz des Kur. Ich legte ihm den linken Arm um den Hals und versetzte ihm gleichzeitig mit der Rechten einen Hieb gegen die Schläfe. Mit gebrochenem Genick blieb er liegen. Ein Krieger lernt solche Dinge.

Ich hob den Kopf. Niemand schien etwas gemerkt zu haben, obwohl zwei Schüsse abgefeuert worden waren. Die röhrenförmigen Waffen werden mit einem relativ leisen Zischen abgefeuert. Viel lauter ist dagegen die Explosion der Pfeile, die so eingestellt ist, daß sie Sekunden nach dem Auftreffen auf das Ziel eintritt. Die erste Explosion war vom Körper des Mannes gedämpft worden. Die zweite jedoch hätte man hören können. Der Pfeil war nach einem langen gekrümmten Sturz tausend Fuß unter mir aufgetroffen und hatte gut zweihundert Fuß weit Eisbrocken verschleudert.

Ich war mit dem Schlitten zur Station der Kurii zurückgekehrt. Mit dem Schlitten hoffte ich nicht für ein primitives Eis-Ungeheuer gehalten zu werden. Außerdem hatte ich mir den Pelz des Kurs umgehängt der Beobachter im schwachen Licht der pola-

ren Nacht täuschen mochte. Darüber hinaus war ich nach Möglichkeit in der Deckung des Packeises geblieben. Ich hatte den Schlitten am Fuß der Eisinsel stehenlassen und war im Schutz des Kur-Pelzes an der Eisflanke emporgestiegen. Das Luk, durch das ich die Insel verlassen hatte, war von außen zu gut getarnt. Hier oben hoffte ich nun Zugang zur Eis-Station zu finden. Dabei interessierten mich weniger Türen und Tunnel, die sicher bewacht wurden, als Öffnungen, die sich für meine Zwecke besser eigneten, unbewachte Öffnungen, bei denen keine Losungsworte ausgesprochen werden mußten. In der Station hatte es stets frische Luft gegeben, und so hoffte ich, daß Belüftungsschächte bestanden. Wenn sich die Kurii allerdings auf ein geschlossenes System verließen, mußte ich bei einem regulären Eingang mein Glück versuchen.

Es geschah so schnell, daß ich gar nicht genau wußte, ob ich es überhaupt sah; vielleicht hörte und spürte ich das Projektil, das das Fell meiner Parka durchschnitt und sich einen Fuß hinter mir ins Eis bohrte. Ich hechtete weg davon; im gleichen Augenblick detonierte das Eis auswärts, Druckwelle und Eis drückten mich wie eine Hand fort, und ich stieß gegen einen Vorsprung und rutschte abwärts. Dann sah ich sie kommen, zwei bewaffnete Männer. Ich blieb verkrümmt am Fuß des Eisvorsprungs liegen.

»Er ist tot«, sagte einer der Männer.

»Ich jage ihm noch einen Pfeil in den Leib«, sagte der andere.

»Sei kein Dummkopf! Siehst du nicht, daß er nicht mehr atmet? Wenn er noch am Leben wäre, müßten wir den Dampf seines Atems sehen.«

»Du hast recht«, sagte der zweite Mann.

Offenbar hatte noch keiner der beiden Männer den schnellen Meeres-Sleen gejagt. Es freute mich, daß ich mit Imnak einmal die Bekanntschaft dieses gefährlichen und heimtückischen Tiers gemacht hatte.

»Aii!« schrie der erste Mann, als ich aufsprang und ihn mit der rechten Hand zur Seite stieß. Den zweiten Mann mußte ich als ersten erreichen. Er war der mißtrauischere, der gefährlichere der beiden. In seiner Waffe steckte ein Pfeil. Die Waffe wurde hochgerissen, doch schon war ich heran. Der andere Mann hatte sein Gewehr noch nicht wieder geladen. Ich wandte mich nach ihm um, als ich den ersten Mann ausgeschaltet hatte. Erst später ging mir auf, daß er mit dem Kolben von hinten nach mir ge-

schlagen hatte. Sein Schrei gellte, bis sein Körper tief unten unterhalb der Eisklippen aufschlug.

Hastig durchsuchte ich die Sachen des zweiten Mannes. Ich mußte schnell handeln. Sekunden später hatte ich einen der dünnen Plastikanzüge mitsamt der Kapuze übergestreift und trug ein Heizgerät an der Hüfte. Ich wußte nicht, wie lange die Ladung des Geräts vorhalten würde, doch ich nahm nicht an, daß ich sie lange brauchen würde. Dann nahm ich dem zweiten Mann den Beutel mit Geschossen ab und warf ihn mir über die Schulter. Schließlich brachte ich die beiden Waffen an mich.

Noch ein Gegenstand lag auf dem Eis, ein kleines Funkgerät. Aus dem Lautsprecher tönte eine Stimme, die auf Goreanisch drängende Fragen stellte. Ich beschloß, nicht zu antworten. Sollte der Mann sich ruhig fragen, was da oben auf der zerklüfteten Eissinsel geschehen war. Hätte ich geantwortet, wäre ich wohl schnell als menschlicher Eindringling identifiziert worden, an meiner Stimme oder zumindest an meinem Unvermögen, die richtige Parole zu äußern. Ohne klare Antwort konnte der Mann am Gerät annehmen, daß mein Funkgerät nicht funktionierte, daß ein Unfall geschehen war oder daß ein Eis-Ungeheuer die Patrouille angegriffen hatte. Bald würde man der Sache nachgehen, was mir nicht mißfiel. Je mehr Männer sich außerhalb der Anlage befanden, desto weniger waren drinnen. Und die verschiedenen Ausgänge ließen sich bestimmt nicht von außerhalb öffnen. Und wenn doch, konnte man den Mechanismus sperren oder vernichten. Ich wußte, drinnen hatte ich mindestens einen Verbündeten, der sein Leben für mich riskieren würde – Imnak. Er hatte schon viel gewagt.

Nach kurzer Zeit fand ich einen Ventilations-Schacht, durch den frische Luft in die Anlage gesaugt wurde; in der Nähe fand ich weitere Öffnungen – einige für Frischluft, andere für den Ausstoß der verbrauchten Atmosphäre. Die Kurii haben große Lungen und müssen ihren Blutkreislauf sehr mit Sauerstoff anreichern. Deshalb legen sie größten Wert auf eine reine Atmosphäre. Das Außengitter des Schachts ließ sich nicht entfernen. Es war am Metall festgeschweißt.

Ich trat einige Schritte zurück und drückte den Feuerknopf an einer der Röhrenwaffen. Sofort schob ich einen neuen Pfeil in die Kammer, aber ein zweiter Schuß war nicht mehr erforderlich. Das Metall war losgebrochen und ragte verdreht in die Höhe.

Die Öffnung war nicht groß, würde aber ausreichen. Ich tastete an der Innenseite des geschwärzten Schachts herum, fand aber keine Handgriffe oder Sprossen. Ich kannte die Tiefe des Schachtes nicht, schätzte ihn aber auf hundert Fuß oder mehr. Ich hatte kein Seil. Ich ließ mich in die Öffnung gleiten, den Rücken gegen die eine Seite, die beiden Füße gegen die andere Seite gestemmt. So stieg ich Zoll um Zoll abwärts. Es war eine anstrengende Kletterpartie. Ich brauchte mich nur einmal in Position oder Hebelwirkung zu verschätzen und würde dann hilflos in den Schacht stürzen, bis ich in unbekannter Tiefe aufprallte.

Für den Abstieg brauchte ich mehr als eine Viertel-Ahn.

Die letzten zwanzig Fuß glitt ich dahin und landete mit metallischem Klirren am Ende des Schachts. Das Gitter, gut sieben Fuß über dem Stahlfußboden eines großen Raumes, saß nicht so fest wie der obere Verschuß. Zu meinem Erstaunen konnte ich es mühelos abnehmen.

»Wo bleibst du so lange?« fragte Imnak.

Er saß an einer Wand auf zwei Kisten und schnitzte aus einem Sleen-Knochen einen Parsitfisch.

»Ich wurde aufgehalten.«

»Du hast großen Krach gemacht«, stellte Imnak fest.

»Tut mir leid.«

Jetzt bemerkte ich, daß die Schrauben, die das Gitter hielten, entfernt worden waren.

»Woher wußtest du, daß du mich hier finden würdest?«

»Ich dachte mir gleich, daß du Mühe haben würdest, den Wächtern dein Eintrittsbegehren zu begründen.«

»Aber es gibt doch sicher viele Belüftungsschächte.«

»Ja«, sagte Imnak, »aber nicht viele, in denen Leute herumkriechen.«

»Hier«, sagte ich und reichte Imnak eine der Röhrenwaffen und etliche Projektile aus dem Beutel über meiner Schulter.

»Was soll man mit der Waffe?« fragte Imnak. »Sie zersprengt das Fleisch, und man kann an der Spitze keine Leine festmachen.«

»Man kann damit Leute erschießen.«

»Ja, dazu mag sie angehen.«

»Ich habe die Absicht, den Sprengsatz dieser Station zu finden und zu zünden. Damit wollen die Kurii verhindern, daß ihr Arsenal in unbefugte Hände fällt.«

»Das sind komplizierte Worte«, sagte Imnak.

»Ich suche einen Schalter oder Hebel, der diese ganze Anlage – peng! krach! – auseinanderfliegen läßt – so wie der Pfeil, wenn er sein Ziel trifft.«

»Du willst eine Explosion auslösen?« fragte Imnak.

»Ja – woher kennst du das Wort?«

»Karjuk hat mir davon erzählt.«

»Wo ist Karjuk?«

»Irgendwo draußen«, sagte Imnak.

»Hat er je von einer Einrichtung gesprochen, die die Anlage hier vernichten kann?«

»Ja.«

»Hat er dir gesagt, wo sie sich befindet?«

»Nein«, antwortete Imnak. »Ich glaube auch nicht, daß er weiß, wo das Ding ist.«

»Imnak, nimm diese Waffe und führe möglichst viele Mädchen aus der Station heraus.«

Imnak zuckte verwirrt die Achseln. »Und was ist mit dir?«

»Um mich mach dir keine Sorgen.«

»Na schön«, sagte Imnak und wandte sich zum Gehen.

»Und wenn du Karjuk siehst«, sagte ich, »bringst du ihn um.«

»Das wäre Karjuk aber nicht recht.«

»Trotzdem, tu's!«

»Und woher bekommen wir einen neuen Wächter?«

»Karjuk bewacht nicht das Volk, sondern die Kurii.«

»Woher weißt du, was er bewacht?«

»Beil dich!« sagte ich. »Hol die Mädchen zusammen!«

»Ist es dir recht, wenn ich mir um dich doch ein wenig Sorgen mache, Tarl, der mit mir jagt?«

»Ja, ja, ein wenig kannst du dir Sorgen machen.«

»Gut«, sagte Imnak. Dann machte er kehrt und verschwand im Korridor.

Ich hob den Kopf. An der Decke verliefen die Sklavenschienen, die den Bewegungsraum der Sklaven bestimmten.

In diesem Augenblick bogen weiter unten zwei Männer in braunschwarzen Tuniken um eine Ecke.

»Warum trägst du den Anzug?« fragten sie mich.

»Ich komme von der Oberfläche«, sagte ich. »Dort oben gibt es Ärger.«

»Was für Ärger?«

»Das wissen wir noch nicht.«

»Gehörst du zur Sicherheitsabteilung?« fragte einer der Männer.

»Ja.«

»Euch bekommt man nicht oft zu Gesicht.«

»Es ist besser, wenn ihr nur eure eigenen Abschnitte kennt«, sagte ich.

»So ist es sicherer«, sagte einer.

»Ja«, meinte der andere.

»Macht sofort Meldung, wenn ihr etwas Verdächtiges bemerkt!« rief ich ihnen zu.

»Machen wir.«

»Und sorgt dafür, daß das Gitter hier wieder angebracht wird.«

»Wir sorgen dafür.«

»Warum ist es offen?« fragte einer der Männer.

»Ich habe es überprüft.«

»Oh.«

»Du hast das Heizgerät deines Anzugs nicht abgeschaltet. Da baut sich die Ladung sehr schnell ab.«

Ich drückte auf den weiter hervorstehenden Knopf an dem kleinen Kasten.

»Ich habe das auch einmal vergessen«, sagte einer der Männer.

»Man muß da sehr aufpassen, da sich der Anzug den Temperaturen anpaßt.«

»Vielleicht sollte man auf dem Kästchen ein Licht anbringen«, meinte ich.

»Das könnte man aber im Dunkeln sehen«, sagte einer der Männer.

»Da hast du natürlich recht«, sagte ich.

Ich ließ sie stehen. Sie machten sich hinter mir an die Arbeit, das Gitter in den Ventilatorenschacht einzusetzen.

In den Korridoren begegneten mir nur wenige Menschen. Einmal wich ich zwanzig Mann aus, die zu zweit nebeneinander durch einen Gang eilten.

Sie standen unter dem Kommando eines Leutnants und waren ausnahmslos bewaffnet.

Vermutlich waren sie auf dem Weg an die Oberfläche, um bei der Suche und den Ermittlungen zu helfen, die dort oben längst im Gange sein mußten. Es war nur eine Sache der Zeit, bis der aufgesprengte Ventilatorenschacht gefunden wurde.



Das Mädchen, das sich im Korridor näherte, war sehr schön. Sie war natürlich Sklavin, in durchsichtige braune Arbeitssklavenseide gehüllt, die um ihre Hüften verknotet war. Sie hatte langes braunes Haar. Von ihrem Kragen führte eine lockere Kette zur Schiene an der Decke.

Gehorsam kniete sie nieder, als ich sie ansprach.

»Ich bin neu in dieser Station«, sagte ich, »und brauche ein paar Auskünfte.«

»Ja, Herr«, sagte sie.

»An deinem Kragen befinden sich zwei schmale gelbe Streifen«, sagte ich.

»Das ist so, weil ich ein ›gelbes Mädchen‹ bin.«

»Wie heißt du?«

»Belinda«, antwortete sie. »Wenn es dem Herrn gefällt.«

»Ein hübscher Name.«

»Vielen Dank, Herr.«

»Was für Mädchen gibt es hier sonst noch?«

»Es gibt fünf verschiedene Farbkodierungen für die Kragen«, antwortete sie. »Rot, orangerot, gelb, grün und blau. Jede Farbe gewährt dem Mädchen ein unterschiedliches Ausmaß an Freiheit an den Schienen.«

»Trägst du die Kette immer?«

»Nein, Herr«, antwortete sie. »Nur wenn ich einen Auftrag bekommen habe, etwas zu holen oder zu bringen. Sonst lebe ich hinter verschlossenen Türen.«

»Tragen alle Mädchen kodierte Kragen?«

»Nein, Herr. Die wirklichen Schönheiten werden zum Vergnügen der Männer in besonderen Räumen gehalten.«

»Erklär mir das Farbsystem«, forderte ich.

»Blau hat den kleinsten Aktionsradius«, begann sie. »Das Grün kann überall dorthin gehen, wo auch Gelb Zutritt hat, und weiter. Ich bin ein gelbes Mädchen. Ich kann die blauen und gelben Schienen abgehen und gewisse Bereiche darüber hinaus. Ich darf dann wieder nicht so weit gehen wie der orangerote Kragen. Wo ich aufgehalten werde, können die orangeroten Mädchen weitergehen. Die größte Freiheit genießt ein Mädchen mit zwei roten Streifen.«

Sie blickte mich von der Seite an. »Aber der Herr muß diese Dinge doch wissen.«

Ich drängte sie heftig an die Wand.

»Verzeih mir, Herr!« hauchte sie mit einem Blick auf meine Waffe. »Ich werde nichts sagen!«

Ich ließ sie stehen und eilte weiter. Weitere Männer kamen mir entgegen, außerdem zwei Mädchen. Ich sah mir ihre Halskragen an. Die eine war, ein blaues, die andere ein gelbes Mädchen.

Ich schritt energisch aus. Trotzdem bot sich mir der Komplex als Labyrinth dar. Vermutlich kannte keiner der Menschen hier die Position des Geräts, nach dem ich suchte. Und ein Kur würde sie mir nicht verraten.

Ich begann zu laufen.

Plötzlich jaulte eine Sirene los. Der Ton hallte gellend durch die Stahlkorridore.

Beim Anblick eines braunschwarz gekleideten Mannes ging ich langsamer. »Oben gibt es einen Eindringling!« sagte ich laut zu ihm.

»Nein«, gab er zurück. »Es wurde an der Oberfläche ein aufgesprengter Ventilationsschacht gefunden. Man hat Grund zu der Annahme, daß der Mann sich bereits in der Station befindet.«

»Natürlich, die Sirene!« sagte ich. »Ein Alarm.«

»Halt die Augen offen!« sagte der andere.

»Ganz bestimmt«, sagte ich.

Wir eilten weiter und verloren uns aus den Augen. Ich achtete auf das System der Deckenschienen. Ich erreichte eine Korridor-gabelung.

Die Schienen, denen ich eigentlich bis zum Ende hatte folgen wollen, teilten sich hier ebenfalls, und in jeder der beiden Korridore waren ein Stück entfernt weitere Weichen auszumachen. Zweifellos führte das Schienennetz bis in die letzten Ecken, zumindest beinahe bis in die letzten Ecken dieser Ebene und über Treppen und Tunnel sicher auch in andere Stockwerke. Die Sirene schrillte unentwegt Ich fluchte leise vor mich hin. In den Korridoren gab es da und dort Überwachungskameras unter der Decke. Ich sah, wie sich ein solches Gerät suchend hin und her bewegte. Anscheinend hatte die Wächteruniform, die ich angelegt hatte, als Verkleidung bisher ausgereicht. Ich begab mich in einen der Flure, in dem Bemühen, nicht unentschlossen oder ziellos zu erscheinen. Es sollte so aussehen, als kenne ich mich hier aus. Als ich zurückschaute, hatte sich die Linse schon wieder in eine andere Richtung gedreht. Sie war mir nicht gefolgt. Wie-

der kamen mir zwei Männer entgegen; sie trugen die gefährliche Röhrenwaffe.

Es mußte sehr lange dauern, die riesige Station bis in die letzten Ecken zu durchkämmen. Ich wußte nicht, wo sich die entlegensten Zonen befanden, die mit den Schienen noch erreicht werden konnten, oder wo die Lücken in der Kameraüberwachung lagen. Der Sprengsatz, davon war ich überzeugt, befand sich in einem Bereich, der mit den Schienen nicht zu erreichen war und der sicher auch nicht mit Kameras eingesehen werden konnte. Ich machte mir klar, daß keiner der Überwachungsbildschirme in Zarendargars Unterkunft einen solchen Sprengkörper gezeigt hatte.

Das Mädchen, das mir vorhin Auskunft gegeben hatte, war eine »Gelbe« gewesen. Ich brauchte eine »Rote«.

Ärgerlich blickte ich zu den Schienen empor. An einem der Endpunkte, vermutlich dem entlegensten, begann die Zone, in der das Gesuchte lag.

Die Sirene stellte das Lärmen ein, und aus Lautsprechern tönte eine Stimme. »Bindet alle Sklaven fest«, befahl sie auf Goreanisch. »Alle Mann begeben sich auf ihre Posten.« Diese Anordnung wurde fünfmal wiederholt. Männer rannten an mir vorbei. Dann herrschte Stille in den Korridoren.

Eine vernünftige Maßnahme.

Ich stieß eine Tür auf. Dahinter war ein Mann damit beschäftigt, Sklavinnen festzubinden. Zehn Mädchen knieten in einer Reihe vor einer Stahlwand. »Ich beeile mich ja schon!« sagte er bei meinem Anblick. Ich sagte nichts. Er legte dem letzten Mädchen Handschellen an, die an der Wand befestigt waren, steckte den Schlüssel ein und eilte weiter.

Auf einer Seite hingen mehrere unbenutzte Schienenketten mit Kragenschlössern. Ich suchte mir eine heraus, die zwei rote Streifen aufwies. Die Kugel an dieser Kette hatte in der Station die größte Reichweite.

Dann ging ich an der Kette der Mädchen entlang und sah mir die schmalen Kragen an, die sie trugen. Nur zwei waren mit den schmalen roten Streifen ausgezeichnet.

»Wo ist der Schlüssel zu euren Ketten?« fragte ich.

»Der Aufseher hat sie, Herr«, antwortete die eine.

Das hatte ich schon befürchtet. Ich hatte nicht den Versuch gemacht, den Sklavenwärter zu töten, Wenn er nicht an seinem Po-

sten auftauchte, war das ein sicherer Hinweis auf meinen Aufenthaltsort in der weitläufigen Anlage.

Zornig blickte ich mich um.

Die roten Mädchen bekam ich nicht frei; sie waren zu gut festgemacht. Ich hatte keine Zeit, mich für die Schlösser zu interessieren.

Ich packte eine der roten Ketten und zog sie an der Schiene entlang. So verließ ich den Raum, in dem die Mädchen festgemacht waren. Wenn ich die Sprengung in Gang bringen konnte, wurden hoffentlich nur jene Teile der Station vernichtet, in denen Munition und anderes Kriegsmaterial lagerten. Vielleicht gelang es Imnak ja auch, die Mädchen zu finden und zu befreien. Ich hatte ihm aufgetragen, möglichst viele Mädchen aus dem Komplex zu führen. Doch welche Überlebenschancen hatten sie in ihrer Sklavenaufmachung draußen in der Polarnacht? Ich verdrängte den Gedanken. Ich war Goreaner; ich hatte eine Aufgabe. Sie waren nur Sklavinnen.

Die Kette mitziehend, marschierte ich durch den Korridor. Sicher war mein Verhalten auffällig: eine Kette ohne Mädchen mußte Neugier erwecken.

Ich kam an etlichen Türen vorbei. Dahinter lagen Trainingsräume, Wohnungen, Ausbildungszimmer. Wenn ich mir lediglich ein Versteck suchte, würden die Helfershelfer der Kur nur viel Zeit brauchen, mich zu finden. Doch ansonsten wäre nichts erreicht. Ich folgte einer Treppe in eine untere Ebene. Mühe los ließ sich die Kette mit in die Tiefe ziehen.

Hinter einer Ecke klang Getrappel auf; eine große Gruppe Männer näherte sich. Ich ließ die Kette baumeln und suchte hastig Zuflucht in einem Nebenraum, einer Küche. Aus einem Korb nahm ich mir ein Brötchen und begann zu essen. Die Männer eilten vorbei, ohne die Kette zu beachten. Als ich schon wieder in den Korridor treten wollte, fuhr ich hastig zurück. Ein Wächter begleitete eine freie Frau, die eine Verhüllungsrobe trug. Erst jetzt ging mir auf, daß womöglich auch freie Frauen in der Station waren. Es gab einen Eindringling im Komplex, also wurde sie an einen sicheren Ort gebracht. Vielleicht war auch zu erwarten, daß diese Ebene durchsucht wurde. Ich schluckte den letzten Bissen hinunter und verließ die Küche.

Draußen kamen mir zwei weitere Wächter mit zwei freien Frauen entgegen.

»Hier ist er nicht«, sagte ich und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Küche, die ich eben verlassen hatte. »Los! Beeilung!« spornte ich sie an.

Sie beschleunigten ihre Schritte.

Im Vorbeigehen erhaschte ich einen Blick auf einen aufreizend schlanken Fuß unter einer der Verhüllungsroben. Ich lächelte. Vermutlich wußten die freien Frauen nicht, daß sie zu Sklavinnen gemacht werden würden, sobald ihre politische und militärische Arbeit für ihre Gruppen beendet war.

Von hinten näherte sich ein Mann. Mit gehobener Waffe fuhr ich herum.

»Nicht schießen«, sagte er. »Ich bin Gron aus der Al-Ka-Sektion.«

»Was suchst du hier?«

»Ich muß Lady Rosa holen.«

»In welcher Wohnung befindet sie sich?«

»Zweiundvierzig«, antwortete er. »Mittlebene Minus Eins, MU-Korridor.«

»In Ordnung«, sagte ich und senkte die Waffe. Er atmete sichtlich auf.

»Ich hole sie für dich.« Ja, ich brauchte eine Frau. »Du kehrst sofort in den Al-Ka-Sektion zurück.«

Er zögerte.

»Los! Beeilung!« sagte ich zornig. »Die ganze Station befindet sich möglicherweise in Gefahr.«

Er hob bestätigend die Hand und machte kehrt. Dann entfernte er sich durch den Korridor.

Goreanische Schriftzeichen, die hoch oben an einer Wand nahe einer Gangkreuzung angebracht waren, verrieten mir, daß ich mich im MU-Korridor befand. Vermutlich war ich auch in der richtigen Ebene, da mein Gespräch mit dem Mann in ziemlich großer Entfernung von der nächsten Treppe stattgefunden hatte.

Ich hatte schon eine Zeitlang keine anderen Leute mehr gesehen.

Nach kurzer Zeit erreichte ich die Stahltür mit dem Zeichen für zweiundvierzig. Eine Abzweigung der Deckenschiene führte durch die Tür, damit Lady Rosa von angemessen angeketteten Sklavinnen bedient werden konnte. Ich öffnete die Tür und zog die Kette mit mir über die Schwelle. Die Wohnung, die sich vor mir auftat, war luxuriös eingerichtet. Das einzige Licht kam von

fünf Kerzen auf einem mannshohen Ständer. Überall bemerkte ich reich verzierte Schnitzereien. Zusammenfahrend erhob sich eine Frau von einem großen runden Bett, auf dem sie gesessen hatte. Sie trug eine Verhüllungsrobe.

»Du mußt anklopfen, du Dummkopf!« sagte sie. »Ich hatte kaum Zeit, mein Gesicht zu verbergen.«

Mit blitzenden Augen sah sie mich an. Trotz des Schleiers waren ihre Züge zu erkennen. Sie hatte ein schmales, sehr schön geformtes Gesicht mit großen dunklen Augen und schwarzblaues Haar, das unter der Kapuze der Robe an den Seiten des Kopfes straff anlag. Ihre Wangenknochen waren hoch. Ihr Gesicht wirkte aristokratisch und abweisend.

»Du bist die Lady Rosa?« fragte ich.

Sie musterte mich herablassend. »Ich bin Lady Graziela Consuelo Rosa Rivera-Sanchez«, sagte sie. »Was ist überhaupt los?«

»Es gibt einen Eindringling in der Station«, antwortete ich.

»Hat man ihn schon aufgespürt?«

»Nein. Wie lange lebst du schon in der Station?«

»Vier Monate«, antwortete sie.

»Ist dir das System von Schiene und Kette bekannt?«

»Natürlich.«

»Und die entferntesten Endpunkte des Systems?«

»Ja«, sagte sie. »Wo die Schienen enden, müssen auch die Menschen halt machen.«

Ich lächelte.

»Wie konnte ein Eindringling in die Station gelangen?«

»Durch einen Entlüftungsschacht«, sagte ich. »Du sprichst das Goreanische ziemlich gut«, fuhr ich fort.

»Man hat mich gut ausgebildet. Außerdem habe ich ein Sprachtalent.«

Das war sicher von Vorteil für sie.

»Was will denn der Eindringling?«

»Im Augenblick braucht er eine Frau«, sagte ich.

»Ich verstehe das nicht.«

»Zieh dich aus!« forderte ich.

Sie blickte mich erstaunt an.

»Oder ich übernehme das für dich!« sagte ich. »Ich bin nämlich der Eindringling«, setzte sie hinzu.

»Niemals!« sagte sie und trat einen Schritt zurück.

»Na schön«, sagte ich. »Leg dich auf das Bett, auf den Bauch,

Hände und Beine auseinander!« Ich zog das Messer, das ich im Gürtel stecken hatte. Es ist nicht ratsam, einer freien Frau mit bloßen Händen die Kleidung wegzunehmen. Sie mag sich mit vergifteten Nadeln zu schützen versuchen.

»Du machst Witze!« sagte sie. »Du wagst es nicht!«

»Auf das Bett!« forderte ich.

»Ich bin Lady Graciela Consuelo Rosa Rivera-Sanchez!« fauchte sie,

»Das sagtest du schon. Wenn du hübsch genug bist, nenne ich dich vielleicht Pepita.«

»Du nimmst mir die Kleider weg, nicht wahr?« fragte sie.

»Ich bin Goreaner«, sagte ich und machte einen Schritt auf sie zu.

»Faß mich nicht an!« sagte sie hastig. »Ich mache es selbst.«

Widerstrebend näherten sich die kleinen Hände den Haken am Hals.

»Du würdest einen hohen Preis bringen«, sagte ich.

Zornig blickte sie mich an und warf den Schleier zur Seite.

»Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!«

Nach kurzer Zeit trug sie nur noch ein seidenes Unterkleid. Ihre Haut war sehr hell, das lange dunkle Haar reichte ihr bis auf die Hüften. Mit dem Messer zerschnitt ich die Schulterbänder des dünnen Seidengewandes. Mit dem Messerrücken fuhr ich ihr dabei an der Haut entlang, bis sie erschauerte. »Was willst du von mir?« fragte sie. »Willst du mich vergewaltigen?«

Dabei blickte sie auf das große runde Bett hinter sich.

»Das Recht, mir auf einem solchen Bett zu dienen, mußt du dir erst verdienen«, sagte ich.

Ich griff ihr ins Haar und zerrte sie zur Seite des Raums. Einen Sandalenschnürsenkel band ich ihr um die Hüfte und hüllte sie in einen Streifen roter Seide, der mehr erkennen ließ, als er verdeckte.

Entsetzt starrte sie mich an.

»Als Sklavenseide genügt das vollkommen«, sagte ich.

Ich zerrte sie vor einen Spiegel, und sie betrachtete sich jammernd. »Ich habe dich in rote Seide gesteckt«, sagte ich.

»Das gehört sich nicht!« sagte sie mit zusammengepreßten Zähnen.

»Vielleicht paßt es bald doch«, sagte ich.

Sie wehrte sich heftig, doch vergeblich. Dann beruhigte sie

sich. »Ich gebe dir Gold, viel Gold, wenn du mich in Ruhe läßt«, sagte sie.

»Ich will dein Gold nicht.«

Erschrocken sah sie mich an.

Ich zerrte sie zum Eingang der Wohnung, wo die Kette an der Schiene baumelte.

»Was willst du von mir?« rief sie. »Die Kacheln fühlen sich kalt an! Binde mich los. Nein!«

Ich hatte die Kette gehoben und wickelte sie ihr um den Hals. Sie sollte das Gewicht spüren. Die Schlingen würden auf den ersten Blick nicht erkennen lassen, daß sie keinen Sklavenkragen umhatte. Die Kette war mit zwei roten Streifen versehen. Ich drückte den Haken des Schlosses durch zwei Kettenglieder und ließ es zuschnappen. Ich sah das Mädchen an. Sie war nur ein Teil des Ketten-Schienen-Systems der Station.

»Ich bin Lady Graciela Consuelo Rosa Rivera-Sanchez!« sagte sie.

»Halt den Mund, Pepita!« fuhr ich sie an.

Ihr stockte hörbar der Atem. Dann sagte sie: »Nein! Zwing mich nicht, so außerhalb der Wohnung herumzulaufen!«

Ich stieß sie durch die Tür in den Korridor hinaus. Bedrückt sah sie mich an. Sie erkannte, daß ich überall mit ihr hingehen konnte.

So hatte ich nun eine Führerin, die sich in der Station auskannte. Außerdem mußte die rote Seide jeden Verdacht zerstreuen. Eine Sklavin in roter Seide ist in einer goreanischen Festung kein ungewöhnlicher Anblick. Probleme mochte es lediglich durch die Tatsache geben, daß sie trotz des Alarms nicht an einem sicheren Ort verwahrt war. Wenn die Korridore elektronisch überwacht wurden, ließ sich auf den Bildschirmen sicher nicht erkennen, daß mein Mädchen keinen Sklavenkragen und auch am Schenkel kein Brandzeichen trug.

»Gibt es im roten Schienensystem einen Endpunkt, der weiter abgelegt ist als andere?« fragte ich.

»Ja.«

Ihre Antwort überraschte mich.

»Bring mich dorthin!«

Sie richtete sich auf. »Nein!« sagte sie. Doch im nächsten Augenblick bohrte ich ihr den Lauf meines Pfeilgewehrs in den Leib.

»Du wagst es nicht zu schießen!« flüsterte sie.



»Du bist nur eine Frau«, sagte ich.

»Ich bringe dich hin!« sagte sie hastig. »Aber es nützt dir nichts, denn außerhalb des Schienenbereichs ist der Zutritt für Menschen verboten.«

»Welche Richtung?« fragte ich.

Ihre Augen gaben mir die Antwort.

Mit heftiger Bewegung stieß ich sie in diese Richtung.

»Schneller!« sagte ich. Mit hastigen Schritten gingen wir durch den Korridor.

»Wenn wir an Männern vorbeikommen, brauche ich nur ein Wort zu rufen«, sagte sie.

»Tu das«, sagte ich, »dann hängst du nur noch mit der Hälfte deines Körpers an der Kette.«

Eine der Deckenkameras drehte sich in unsere Richtung.

»Beil dich, Kajira!« sagte ich. »Du hättest längst angebunden sein müssen.«

Die Kamera drehte sich weg.

Mehrere Ehn lang hasteten wir durch die Korridore. Manchmal stiegen wir Treppen hinab. Sie schwitzte und keuchte vor Anstrengung. Die Kette wog schwer auf den Schultern. »Schneller, Pepita!« sagte ich.

In einer Ebene vier Stockwerke unter der Mitteletage sahen wir vier Männer näherkommen.

»Geh zu!« sagte ich zu ihr.

Ich ging neben ihr und versuchte den Blick auf ihren linken Oberschenkel zu verstellen.

Sie erschauderte, als sie die Blicke der Männer bemerkte. Einer lachte. »Ein neues Mädchen«, sagte er.

Von diesem Punkt dauerte es nur noch vier Ehn bis zum Ende des Schienen Systems.

»Dies ist der am weitesten außen liegende Punkt im System«, sagte sie. Ihre Kette hing herab. »Ab hier ist Sperrgebiet.«

»Hast du die anderen Wesen gesehen, die keine Menschen sind?« fragte ich.

Ich wußte, es gab nur wenige Kurii in der Station.

»Nein«, antwortete sie. »Aber ich weiß, daß es sich um Außenweltler handelt. Zweifellos ähneln sie dem Menschen, vielleicht sind sie von uns gar nicht zu unterscheiden.«

Ich lächelte. Sie hatte die Ungeheuer, denen sie diente, noch nicht einmal zu Gesicht bekommen.

»Ich habe dich hergeführt«, sagte sie. »Jetzt gib mich frei!«

Ich öffnete das Schloß und wickelte ihr die Kette vom Hals. Aber sofort vergrub ich meine Finger in ihrem Hals. »Zum Freilassen bist du viel zu hübsch!« sagte ich.

Dann schob ich sie vor mir her den Korridor entlang, über den Schlußpunkt des Schienensystems hinaus.

Entsetzt drehte sie sich unter meinem Griff. »Menschen dürfen diese Zone nicht betreten!« sagte sie.

»Geh voraus!« befahl ich.

Ächzend kam das Mädchen meinem Befehl nach.

Mir fiel auf, daß dieser Teil des Korridors nicht mehr von Kameras überwacht wurde. Das stimmte mich unbehaglich. Die Dinge entwickelten sich zu glatt. Eine Stahltür bildete das Ende des Gangs. Ich hatte vermutet, daß der Vernichtungsapparat außerhalb der Reichweite von Sklaven lagern mußte, und in einer Zone, die dem Überwachungssystem verschlossen war, wenn auch zuweilen für Menschen zugänglich. Doch jetzt war ich besorgt.

Ich versuchte die Tür am Ende des Korridors zu öffnen. Sie war nicht verschlossen. Ich schob sie mit dem Kolben der gewehrartigen Waffe auf.

Ich blickte das Mädchen an, dann schob ich sie neben mir durch die Öffnung.

Vor uns lag ein ganz normal aussehender Lagerraum von beträchtlicher Größe. Er war angefüllt mit Kisten, deren Beschriftungen ich nicht lesen konnte. Einige Kisten waren offen, andere noch vernagelt. Sie schienen Maschinen und Ersatzteile zu enthalten. Zwischen den Kisten waren schmale Korridore.

Als ich ein Geräusch vernahm, ließ ich das Mädchen los und hob mit beiden Händen die Waffe.

Eine schwarzgekleidete Gestalt stand auf mehreren Kisten, hoch über uns. »Er ist nicht hier«, sagte er.

»Drusus!« rief ich. Ich erinnerte mich deutlich an den Attentäter, den ich im Sand der kleinen Arena besiegt hatte.

Er trug ein Pfeilgewehr.

»Leg die Waffe fort, aber langsam!« befahl ich.

»Er ist nicht hier«, sagte der Mann. »Ich habe danach gesucht.«

»Leg die Waffe fort!« befahl ich.

Er legte sie vor sich auf die Kiste.

»Was tust du hier?« fragte ich.

»Vermutlich dasselbe wie du«, antwortete er. »Ich habe nach dem Hebel oder Schlüssel oder Rad gesucht, nach dem Instrument, mit dem man diesen Ort vernichten kann.«

»Du dienst den Kurii«, stellte ich fest.

»Nicht mehr«, sagte er. »Ich habe gekämpft und wurde von einem Gegner geschont, der ein Mann ist. Ich habe lange darüber nachgedacht. Vielleicht bin ich zu schwach, ein Attentäter zu sein, doch vielleicht habe ich die Kraft, als Mann durchs Leben zu gehen.«

»Woher soll ich wissen, daß du die Wahrheit sagst?«

»Vier Kurii waren hier«, sagte er, »um diesen Ort zu bewachen, um jeden aufzuhalten, der hierher wollte. Ich brachte sie um.«

Er deutete auf einen Gang zwischen den Kisten. Ich roch Kur-Blut. Ich ließ ihn nicht aus den Augen. Das Mädchen neben mir machte kehrt und drückte sich plötzlich erschauernd an mich.

»Viermal habe ich geschossen, vier Kurii habe ich getötet«, sagte der Attentäter.

»Schildere mir, was du siehst«, forderte ich das Mädchen auf.

»Dort liegen vier Ungeheuer, oder Teile von Ungeheuern«, sagte sie. »Drei hier, und eines dahinter.«

»Nimm deine Waffe!« sagte ich zu Drusus.

Er nahm sie an sich. Dann sah er die Frau an. »Eine hübsche Sklavin«, sagte er.

»Ich bin keine Sklavin«, gab sie scharf zurück, »sondern eine freie Frau! Ich bin Lady Graciela Consuelo Rosa Rivera-Sanchez!«

»Amüsant«, sagte er und stieg von den Kisten.

»Ich hatte angenommen, daß sich der Sprengsatz, wenn es ihn gibt, hier befinden würde.«

»Ich auch.«

»Wenn ihr das Gerät auslöst, sterben wir alle!« sagte das Mädchen.

»Die Invasion muß verhindert werden«, sagte ich.

»Die Bombe darf nicht explodieren!« rief sie. »Wir würden alle ums Leben kommen, ihr Dummköpfe!«

Ich gab ihr einen Schlag ins Gesicht. Erschrocken sah sie mich an. »Es wäre wohl ratsam, wenn du künftig um Erlaubnis fragst, ehe du etwas sagst.«

Sie senkte den Kopf.

»Auf einem Auktionsblock würde sie sich gut machen«, stellte Drusus fest.

»Ja.«

»Was machen wir jetzt?«

In diesem Augenblick schloß sich die große Stahltür, durch die wir eingetreten waren. Es mußte sich um einen automatischen Vorgang handeln, denn es war niemand zu sehen. Das Rad auf unserer Seite der Tür drehte sich summend und verriegelte den Durchgang. Gleichzeitig senkte sich von der Decke ein milchig-weißes Gas herab.

»Atem anhalten!« rief ich. Dann hob ich mein Pfeilgewehr, zielte auf die Tür und drückte den Knopf. Rauchend raste der gefährliche Pfeil auf die Stahltür zu und durchstieß die Außenschicht. Ich warf mich nahe dem Mädchen und Drusus zu Boden, und schon ertönte ein ohrenbetäubendes Dröhnen. Ich winkte die anderen hoch, und schon liefen wir durch Qualm und Gas auf den Ausgang zu. Die Tür lag verdreht vor uns, halb aus den Angeln gerissen, halb zerschmolzen. Wir sprangen geduckt durch die Öffnung. Das Mädchen schrie auf, als heißes Metall ihre Wade streifte. Schon waren wir im Korridor. Etwa acht Kurii verstellten uns den Weg.

Gelassen nahm Drusus die Waffe. Ein Bolzen machte sich zischend auf den Weg. Der erste Kurii erstarrte und platzte auseinander. Ein zweiter wurde zur Seite geschleudert. Ein weiterer wischte sich zornbrüllend Blut und verbranntes Fleisch aus dem Gesicht; er konnte nichts mehr sehen. Über unseren Köpfen fauchte ein Pfeil und explodierte im Metall hinter uns. Ich schoß und erledigte einen weiteren Kur. Die sechs verbleibenden Kurii, von denen einer einen Arm halb abgerissen nachschleppte, verschwanden um eine Ecke.

»Schnell!« rief ich.

Wir liefen los und wandten uns an der nächsten Biegung nach links. Wir wollten den Kurii nicht noch einmal begegnen.

Kaum hatten wir den ursprünglichen Korridor verlassen, als wir metallisches Dröhnen vernahmen. Zurückblickend sahen wir, daß man den Gang versperrt hatte.

»Wir müssen laufen!« sagte ich.

Niemand begegnete uns, als wir eine Treppe in Angriff nahmen. Am oberen Ende stolperte das Mädchen und rollte einige Stufen hinab. Sie schluchzte. Ich nahm sie in die Arme.

»Hast du die Ungeheuer gesehen?« fragte sie.

»Das waren die Wesen, denen du gedient hast.«

»Nein!« rief sie.

»Aber jetzt dienst du anderen Herren, hübsche Sklavin«, fügte ich hinzu.

Sie sah mich entsetzt an.

Ich warf sie mir über die Schulter und stieg die Treppe vollends hinauf.

»Wer da!« rief ein Mann. Doch schon wirbelte er getroffen zur Seite, und wir rannten weiter.

Hinter uns schloß sich dröhnend eine weitere Stahltür. Die Sirene begann wieder durch die metallenen Gänge zu gellen.

»Vielleicht gibt es die Sprengeneinrichtung gar nicht«, sagte Drusus.

»Ich weiß inzwischen, wo sie sich befindet«, sagte ich. »Man hat uns genarrt!«

»Wo denn?«

»Außerhalb der Reichweite der Sklaven, außerhalb des Bereichs der Überwachungsanlage!« rief ich. »An einem Ort, den niemand betritt, den niemand sieht!«

»Wir waren aber bereits am Ende der Sklavenschienen.«

»Wo enden alle Sklaven schienen?« fragte ich.

»Alle?« fragte er.

»Ja.«

»In der Mitte der Anlage«, sagte er.

»An Zarendargars Raum«, sagte ich.

»Ja«, sagte er.

»Ich habe diesen Raum gesehen«, fuhr ich fort. »Er enthält Bildschirme, wird aber selbst nicht überwacht.«

»Ja«, sagte er. »Ja!«

»Wo könnte der schreckliche Mechanismus wohl liegen – natürlich im Gemach des hohen Kur selbst!«

»Wir haben unser Ziel verfehlt«, sagte Drusus.

Ich nickte.

Das gemeinsame Projekt zweier Männer, die aus verschiedenen und gegeneinander gerichteten, doch seltsam ähnlichen Kasten stammten, war fehlgeschlagen.

»Was tun wir jetzt?« fragte er.

»Wir müssen versuchen, an Zarendargar heranzukommen«, sagte ich achselzuckend.

»Hoffnungslos«, meinte er.

»Natürlich. Aber wir müssen versuchen, seinen Raum zu stürmen. Machst du mit?«

»Natürlich!«

»Aber du gehörst zur Kaste der Attentäter.«

»Wir sind eben sehr vielseitig.«

»Davon habe ich gehört.«

»Glaubst du, nur Krieger sind Männer?«

»Nein.«

»Dann wollen wir weiter!«

»Ich dachte, du wärest zu schwach, um Attentäter zu sein.«

»Ich war einmal stark genug, mich gegen die Vorschriften meiner Kaste aufzulehnen und meinen Freund zu verschonen, obwohl ich befürchten mußte, deswegen das Leben zu verlieren.«

»Vielleicht bist du in der schwarzen Kaste deshalb der Stärkste«, sagte ich.

Er zuckte die Achseln.

»Wir müssen uns gut überlegen, was wir jetzt tun«, fuhr ich fort. »Der direkte Zugang zum Kommandoraum Zarendargars ist sicher schwer bewacht. Deshalb wollen wir uns im Bogen anschleichen und noch mehrere Etagen hinaufsteigen. Vielleicht können wir aus der darüberliegenden Ebene unser Ziel erreichen.«

»Für einen Krieger bist du nicht ganz ohne Grips«, sagte er.

»Auch wir haben unsere Inspirationen«, gab ich zurück.

Wir erstiegen noch zwei Treppen. Dann setzten wir zu einem weit ausholenden Bogen nach rechts an. Wir suchten eine weitere Treppe, die noch entlegener war und die uns noch höher bringen würde.

Kaum hatten wir die zweite Ebene erreicht, als wir einen lauten Ruf vernahmen: »Halt!«

Drusus wirbelte herum und verschoß aus der Hüfte einen Bolzen. Männer liefen auseinander. Das Geschloß prallte von einer Wand ab und explodierte in ihrer Nähe. Wir huschten um eine Ecke. Vier Pfeile fauchten vorbei und explodierten fünfzig Meter entfernt in Serie. Schritte näherten sich aus einer anderen Richtung. Verzweifelt sahen wir uns um. Ich griff dem Mädchen ins Haar und zerrte sie mit. So liefen wir auf den nächsten Gang zu.

»Dies ist ein Außenkorridor«, sagte Drusus, »mit Türen, die ins Freie führen.«

Wir hasteten los. Schritte tönten durch den Gang, den wir eben verlassen hatten. Plötzlich tauchten etwa zweihundert Meter vor uns weitere Männer auf.

Wir blieben nicht stehen.

Ich schaute zurück. Die Verfolger schienen vorsichtig geworden zu sein. Anscheinend waren sie nicht bereit, uns in diesen Tunnel zu folgen. Auf ähnliche Weise wagten sich die Männer vor uns nicht näher heran. Gleichwohl schienen wir in der Falle zu sitzen.

Ratlos verhielten wir den Schritt.

»Hierher, Tarl, der mit mir jagt'« tönte eine vertraute Stimme.

»Imnak!« rief ich.

Wir betraten einen breiten Raum mit einer der kompakten Türen, die ins Freie führten. Ein großes Rad befand sich in der Türöffnung. Es war sehr kalt, denn draußen herrschten arktische Temperaturen. Ein Mann drehte sich um.

»Ram!« rief ich.

»Imnak hat mich befreit«, sagte er.

Mein Blick fiel auf mehrere Pfeilgewehre, ja, eine ganze Kiste gefüllt mit diesen Waffen, daneben mehrere Fässer Munition.

»Oh, Herr!« rief Arlene und klammerte sich an mich. »Ich hatte ja solche Angst um dich!« Ich drückte sie an mich, doch schon stürmte Constance herbei, die einmal Dame Constance von Lydius gewesen war. Audrey und Barbara knieten zu meinen Füßen. Tina stand bei Ram, und Poalu wich nicht von Imnaks Seite. Außer diesen Mädchen befanden sich fünfzehn weitere Sklavinnen im Raum. Die einzigen Männer waren Imnak, Drusus, Ram und ich. Außer den Waffen waren noch etliche Pelze und Vorräte aufgestapelt. »Ich habe alles genommen, was ich kriegen konnte«, sagte Imnak. »Frauen, Waffen und Vorräte.«

»Aber du hast die Anlage nicht verlassen«, sagte ich.

»Ich habe auf dich gewartet. Und auf Karjuk.«

»Karjuk? Der ist doch ein Verbündeter der Kurii«, sagte ich.

»Wie könnte das sein?« fragte Imnak. »Er gehört zum Volk.«

»Wir haben den Sprengsatz nicht gefunden«, sagte ich zu Imnak. »Ich glaube, er befindet sich im Gemach Zarendargars, des hohen Kur hier in der Station, aber darauf kommt es nicht mehr an. Es ist sowieso alles verloren.«

»Du darfst Karjuk nicht vergessen.«

Ich blickte Imnak an.

»Er gehört zum Volk«, erinnerte er mich.

»Wo hast du die neue Sklavin gefunden?« wollte Arlene wissen und musterte mißtrauisch das schlanke Mädchen, das ich mitgebracht hatte.

»Ich bin keine Sklavin«, sagte das bleiche, aristokratische schwarzhaarige Mädchen schroff,

Arlene blickte mich erschrocken an.

»Technisch gesehen ist sie noch keine Sklavin«, sagte ich zu Arlene. »Aber im Grunde ihres Herzens ist sie bereits eine echte Sklavin.« Das Mädchen wich einen Schritt zurück. »Man darf sie also schon entsprechend behandeln.«

»Ich verstehe, Herr«, sagte Arlene, und Lady Rosa senkte erschauernd den Blick.

»Wir haben genug Felle«, sagte ich zu Imnak. »Am besten führst du mit Ram die Frauen aus der Station auf das Eis. Dort seid ihr auf jeden Fall sicherer.«

»Und was ist mit dir?« fragte Imnak.

»Ich bleibe hier.«

»Ich auch«, sagte Drusus.

»Ich ebenfalls!« rief Arlene.

»Du tust, was man dir sagt, Sklavin!« herrschte ich sie an.

»Ja, Herr«, antwortete sie mit Tränen in den Augen.

Im gleichen Augenblick wurde energisch gegen das breite Außenluk geklopft. »Ergebt euch! Macht auf!« rief eine Stimme.

»Wir stecken in der Klemme«, sagte ich.

»Fliehen können wir nicht mehr«, stellte Drusus fest.

»Weg von der breiten Tür!« sagte ich. »Vielleicht will man sie aufsprengen.«

Mit gezückten Pfeilgewehren traten wir zurück.

Plötzlich tönte ein lauter Schrei von draußen. Dann verstärkte sich das Klopfen, das plötzlich etwas Angstvolles hatte, »Hilfe! Hilfe!« riefen Stimmen. »Laßt uns herein! Laßt uns herein!« Verzweifelt wurde gegen das Luk gehämmert. »Wir ergeben uns! Bitte! Bitte!« Geschrei ertönte. Etwas Hartes prallte gegen den Stahl. Die Ladung eines Pfeilgewehrs explodierte irgendwo. »Wir ergeben uns! Wir ergeben uns!« gellten Stimmen. »Laßt uns hinein!«

»Ein Trick«, sagte Drusus.

»Auf jeden Fall klingt es sehr überzeugend«, meinte ich achselzuckend.



Ein Mann schrie vor Schmerzen auf.

Als nächstes tönte die Stimme eines Mannes von draußen herein. Er äußerte sich in der Sprache des Volkes, von der ich nur wenig verstand.

Imnak begann zu lachen und lief an das Rad. Ich hielt ihn nicht auf. Er betätigte den Öffnungsmechanismus. Das große, eckige Luk, etwa zehn Fuß im Quadrat messend, mit zahlreichen Nieten besetzt, öffnete sich langsam.

Ram stieß einen Jubelschrei aus.

Auf dem schwach erleuchteten endlosen Polareis entdeckten wir Hunderte von Gestalten, Angehörige des Volkes, Männer, Frauen und Kinder, viele auf sleengezogenen Schlitten. Und noch immer kamen neue hinzu. Karjuk stand dicht am Eingang, den gespannten Tabukhornbogen in der Hand, einen Pfeil auf der Sehne. Andere Jäger bildeten einen Halbkreis. Überall auf dem Eis lagen Männer aus der Station; etliche hatten lange Pfeile im Körper, während andere mit Speeren niedergemacht worden waren. Mehrere Gefangene duckten sich zusammen, furchtsam einigen Sleen ausweichend, die von rothäutigen Jägern an der Leine gehalten wurden. Andere lagen mit dem Bauch nach unten auf dem Eis und wurden gefesselt.

Karjuk gab Befehle. Rothäutige Jäger strömten an mir vorbei in die Station. Imnak reichte einigen Pfeilgewehre aus unserem Vorrat und erklärte eilig, wie man damit umgehen mußte. Die meisten aber kümmerten sich gar nicht um ihn; sie waren es zufrieden, sich auf ihre Holz- und Knochenwaffen zu verlassen. Die Männer mit den gezähmten Sleen marschierten an mir vorbei; zu bedauern waren die Gegner, auf die diese Tiere gehetzt wurden. Drusus nahm ein Pfeilgewehr an sich und schloß sich einer Gruppe Jäger an. Ram gesellte sich zu einem der nächsten Kommandos. Ich blickte aus dem Luk. Noch immer näherten sich weitere Angehörige des Volkes, nicht nur Jäger, sondern auch Frauen und Kinder, über das Eis. Viele lösten Schnee-Sleen von den Schlitten, um sie als Angriffstiere einzusetzen.

Karjuk stand neben der Öffnung und gab seine Befehle in der Sprache der rothäutigen Jäger.

»Das müssen ja mehr als fünfzehnhundert Leute sein«, sagte ich.

»Sie kommen aus allen Lagern«, sagte Imnak. »Es werden insgesamt mehr als zweitausendfünfhundert sein.«

»Dann ist ja das gesamte Volk hier versammelt«, sagte ich.

»Ja«, antwortete Imnak, »das ganze Volk.« Er grinste mich an.

»Manchmal kann der Wächter nicht alles allein machen.«

Ich wandte mich an Karjuk. »Ich habe dich für einen Verbündeten der Ungeheuer gehalten«, sagte ich.

»Ich bin der Wächter«, sagte er. »Ich gehöre zum Volk.«

»Verzeih mir«, sagte ich, »daß ich an dir gezweifelt habe!«

»Schon geschehen«, sagte er.

Immer mehr rothäutige Jäger strömten an uns vorbei.

Ich sah, daß zwei Männer der Station durch den Korridor gestoßen wurden. Man hatte ihnen die Handgelenke mit Leder Schnüren gefesselt. Eine Frau wurde am Haar mitgezerzt. Sie trug keine Kleidung.

»An deiner Stelle würde ich mich umziehen«, sagte Imnak zu mir. »Man könnte dich sonst für einen Mann aus der Station halten.«

Ich legte den Anzug ab, und zog Stiefel und eine Fellhose über. Wegen der Hitze, die in der Station herrschte, wollte ich kein Hemd und keine Parka tragen.

Immer mehr Jäger eilten an uns vorbei in die getarnte Basis der Kurii. Imnak erklärte immer wieder, wie die Pfeilgewehre funktionierten.

Die draußen gemachten Gefangenen wurden in die Station geholt und dort sicher untergebracht.

»Sucht euch einen wärmeren Ort«, sagte ich zu den Mädchen, die in dem zugigen Außenraum erbärmlich froren. Arlene, Audrey, Barbara, Constance und die anderen Mädchen kamen dieser Aufforderung gern nach.

Karjuk verließ seinen Posten, um den Einsatz innerhalb der Station zu leiten. Imnak begleitete ihn.

Ich trat in die arktische Nacht hinaus, um unsere Nachhut zu begutachten. Meine Blicke tasteten die Klippen wie auch das umliegende Eis ab und suchten nach Hinweisen für einen gezielten Ausfall oder einen Fluchtversuch. Aber es zeigte sich nichts. Wenn es überhaupt Flüchtlinge gab, so würden sie wohl in der arktischen Nacht nicht lange überleben. Irgendwann einmal erschöpften sich die Heizgeräte der Anzüge, dann waren die Männer Schnee und Eis gnadenlos ausgeliefert.

Ich blickte mich um und merkte plötzlich, daß sich das Luk zur Station langsam schloß. Hastig kehrte ich in die Anlage zurück

und überraschte Lady Rosa, die damit beschäftigt war, das Kontrollrad zu drehen. Erschrocken drehte sie sich um und wich kopfschüttelnd vor mir zurück.

Wortlos zerrte ich sie hoch, stieß sie über die Schwelle und schloß nun meinerseits die Tür von innen. »Nein!« gellte ihr Schrei von draußen herein. »Nein!«

Ich hörte sie auf der anderen Seite des Metalls kreischen. »Laß mich hinein!« rief sie. »Ich verlange es! Ich bin eine freie Frau! Du kannst mir das nicht antun!«

Ich nahm nicht an, daß sie es draußen lange aushalten würde; dazu war sie viel zu dünn bekleidet.

Sie hatte versucht, mich umzubringen.

»Ich will deine Sklavin sein!« rief sie. Dabei wußte sie gar nicht, ob ich überhaupt noch hinter der Tür stand.

»Ich bin deine Sklavin!« rief sie. »Herr, Herr, ich bin deine Sklavin! Bitte verschone deine Sklavin, Herr.« Sie weinte bitterlich.

Ich drehte das Rad und öffnete den Durchgang wieder. Zitternd fiel sie über die Schwelle. Ich zog sie ins Innere und schloß das Luk wieder.

Entsetzt blickte sie zu mir auf. »Was für ein Mann bist du, Herr?« fragte sie. Zitternd kniete sie vor mir nieder.

»Schau mich an!« befahl ich, und sie gehorchte. »Du wirst die Peitsche zu spüren bekommen«, sagte ich zu ihr.

»Ja, Herr«, antwortete sie ergeben.

»Du wirst viel zu lernen haben.«

»Bitte unterweise mich. Ich werde lernen«, sagte sie.

»Die Station ist in unserer Hand«, meldete Ram. »Bis auf das Gemach Zarendargars, der auch Halb-Ohr genannt wird. Niemand hat diesen Raum bisher betreten.«

»Das übernehme ich«, sagte ich.

»Wir könnten die Tür aufsprengen«, meinte Ram.

»Ja«, stimmte Drusus begeistert zu.

Ich marschierte durch den Korridor auf Zarendargars Kommandoraum zu. Etwa hundert Meter hinter mir kamen Ram und Drusus, Karjuk und Imnak und zahlreiche rothäutige Jäger. In meiner Hand ruhte ein Pfeilgewehr. Der Weg kam mir sehr weit vor. Ich wußte gar nicht mehr, wie weit das Gemach entfernt war. Das System der Deckenschienen war etwa vierzig Fuß vor Zaren-

dargars Tür zu Ende. Ich blickte zur Überwachungskamera an der Decke empor, die sich auf mich gerichtet hatte. Zweifellos war meine Annäherung beobachtet worden.

An der Tür zu Zarendargars Raum blieb ich stehen und hob das Pfeilgewehr. Aber die Tür war offen.

Es hatte in der Station heftige und blutige Kämpfe gegeben. Viele Besatzungsmitglieder der Station und rothäutige Jäger waren gefallen. Der Widerstand war von dem riesigen Kur mit dem zerfetzten linken Ohr geleitet worden. Aber die Zahl der rothäutigen Jäger war zu groß gewesen. Als der Kampf verloren schien, hatte er es den Kurii und den Menschen freigestellt zu fliehen oder sich zu ergeben. Von den Kurii hatte keiner kapituliert. Die meisten hatten bis zum Äußersten gekämpft und waren getötet worden. Einige waren verwundet geflohen und in die arktische Nacht verschwunden. Zarendargar hatte sich in seine Bastion zurückgezogen.

Die Tür stand offen. Mit dem Lauf meiner Waffe stieß ich sie auf. Vorsichtig glitt ich über die Schwelle und senkte die Waffe.

»Sei begrüßt, Tarl Cabot«, tönte es aus dem Übersetzungsgerät.

Wie schon einmal erblickte ich Zarendargar auf dem pelzbelegten Podest. Ganz in seiner Nähe lag ein kleines Gerät.

Die riesige Gestalt richtete sich schwerfällig in eine sitzende Stellung auf und beobachtete mich.

»Verzeih mir, mein Freund«, sagte sie. «Ich habe viel Blut verloren.»

»Dann wollen wir deine Wunden verbinden«, sagte ich.

»Trink einen Schluck Paga«, antwortete das Ungeheuer und deutete auf die Flaschen und Gläser an der Wand.

Ich ging zu dem Regal, warf mir das Pfeilgewehr über die Schulter und schenkte zwei Gläser Paga ein. Eines gab ich Zarendargar, das andere behielt ich für mich. Dann setzte ich mich mit untergeschlagenen Beinen vor der Plattform nieder, nach Art eines Kriegers.

»Du bist mein Gefangener«, sagte ich zu Halb-Ohr.

»Das glaube ich nicht«, kam die Antwort. Der Kur griff nach dem kleinen Metallgerät das neben ihm auf dem Podest gelegen hatte. Es verschwand in seiner linken Pfote.

»Ich verstehe«, sagte ich. Meine Nackenhaare begannen sich zu sträuben. Ein Kribbeln lief mir über den Rücken.

»Trinken wir auf deinen Sieg!« sagte er und hob das Glas. »Auf den Sieg der Menschen und Priesterkönige k

»Du bist großzügig.«

»Ein Sieg in einer Schlacht ist noch kein gewonnener Krieg«, sagte er.

»Das stimmt.«

Wir stießen an und tranken.

Der Kur stellte das Glas fort und hob das metallische Gebilde. Ich erstarrte.

»Ich kann diesen Schalter bedienen«, sagte er, »ehe du schießen könntest.«

»Das ist mir klar«, sagte ich. »Du blutest«, fügte ich hinzu.

Der Kur hob das Metallgebilde. »Dies hast du gesucht«, sagte er.

»Natürlich«, gab ich zurück. »Ich habe zu spät begriffen, wo ich es zu suchen hatte.«

»Du wirst mich nicht lebendig gefangennehmen können«, sagte Halb-Ohr.

»Eine Kapitulation ist nichts Ehrenrühriges. Du hast gut gekämpft, aber verloren.«

»Ich bin Halb-Ohr, ein Kur«, lautete seine Antwort.

»Ist die Station denn so wertvoll, daß du sie zerstören möchtest?« fragte ich.

»Die Vorräte hier und die Aufmarschpläne, die Unterlagen und Kodebücher dürfen den Priesterkönigen nicht in die Hände fallen«, sagte das Wesen und sah mich an. »Ich habe hier zwei Schalter an dem Gerät«, fuhr es fort und hob das Gebilde. »Ich brauche nur einen der Hebel zu betätigen«, sagte er, »und zwei Dinge nehmen unwiderruflich ihren Lauf. Erstens wird aus der Station ein Signal an die Stahlwelten gefunkt. Dieses Signal, das von den Kundschafterschiffen wie auch von der Flotte empfangen werden kann, informiert meine Artgenossen von der Vernichtung der Station, von dem Verlust dieser Munition und des Kriegsmaterials.«

»Und der zweite Teil des Impulses, gleichzeitig ausgelöst, betrifft die Vernichtung der Anlage«, ergänzte ich.

»Natürlich«, sagte Halb-Ohr.

Sein Finger lag auf dem Schalter.

»Es befinden sich noch zahlreiche Menschen in der Station«, sagte ich.

»Aber keine Kurii.«

»Das stimmt. Aber Menschen, Und viele davon, jetzt gefangen, waren deine Helfershelfer.«

Der Kur drückte den zweiten Schalter.

Ich verkrampfte mich, doch der Raum, die Anlage, flog nicht in die Luft.

»Der zweite Schalter ist betätigt«, sagte er. »Das Signal an die Welten, die Flotte ist hinausgegangen. Außerdem ist die Vernichtung unserer Basis eingeleitet.«

»Aber es ist die zweite Variante«, sagte ich.

»Ja, die zweite Variante, die genug Zeit läßt für die Evakuierung der Anlage.«

»Wieviel Zeit?«

»Drei Kur-Ahn«, lautete die Antwort. »Das Gerät ist natürlich auf Kur-Zeitrechnung eingestimmt, die sich nach der Rotation unserer Heimatwelt richtet.«

»Dieselbe Zeit, die hier in der Station gilt?«

»Natürlich.«

»Das wären gut fünf goreanische Ahn«, sagte ich.

»Ungefähr. Ich würde euch aber raten, eine gute Kur-Ahn entfernt zu sein, wenn die Anlage explodiert.«

»Ich werde schnell handeln«, sagte ich. »Du mußt uns begleiten.«

Der riesige Kur legte sich mit geschlossenen Augen auf die Plattform.

»Nein«, sagte er. Blut strömte über dem riesigen Körper des Ungeheuers.

»Wir können dich fahren«, sagte ich.

»Wer mir zu nahe kommt, wird sterben!«

»Wie du willst.«

»Ich bin Zarendargar, Halb-Ohr«, sagte das Wesen. »Ich bin zwar in Ungnade gefallen, ich habe versagt, doch ich bin Zarendargar, Halb-Ohr, ein Kur.«

»Ich lasse dich jetzt allein«, sagte ich.

»Dafür bin ich dir dankbar. Du scheinst dich recht gut in unser Denken hineinversetzen zu können.«

»Es unterscheidet sich nicht sehr von dem des Kriegers«, sagte ich.

Ich schenkte noch ein Glas Paga ein und ließ es in seiner Reichweite auf der Plattform stehen.

Dann wandte ich mich ab und begab mich zur Tür. Er wollte alleingelassen werden, er wollte in der Dunkelheit verbluten; niemand sollte sein Leiden beobachten. Die Kurii sind stolz.

Auf der Schwelle machte ich kehrt. »Ich bin stolz, dich kennengelernt zu haben, Kommandant«, sagte ich.

Das Übersetzungsgerät blieb stumm. Ich ging.

## 34

Befehle wurden gegeben.

Zwei Ahn später waren wir bereit, die Station zu verlassen. Schlitten standen bereit, Gefangene waren in Pelze gehüllt und gefesselt worden; ihnen drohte ein Sklavenschicksal. Die Frauen, die wir in der Kur-Basis gefunden hatten, waren auf ähnliche Weise aneinandergefesselt worden. Sie würden es lernen, rothäutigen Herren zu dienen.

»Du möchtest doch sicher auch ein Mädchen haben, das dich warmhält und dir Freude bereitet?« wandte sich Imnak an Karjuk, den Wächter des Volkes.

»Ich bin ein mürrischer, verschlossener Mann«, sagte er und schnürte ein Bündel, um es auf seinen Schlitten zu tun.

Imnak blinzelte mir zu. »Komm mit, du ernster Freund«, sagte er. »Ich wollte dir etwas zeigen.«

»Ich weiß wenig von solchen Dingen«, sagte Karjuk.

»Vielleicht kann dir so ein Mädchen den Schlitten ziehen.«

Wir marschierten durch einen Gang und betraten einen großen Raum. In der Mitte kniete eine junge rothäutige Frau, die einzige Angehörige des Volkes, die man in der Station als Sklavin gefunden hatte.

»Niemand will dieses Mädchen«, sagte Imnak. »Sie ist Sklavin der Weißen gewesen.«

Das Mädchen hatte Tränen in den Augen. Sie war sehr hübsch, wenn auch klein und rundlich gebaut wie die meisten Frauen der rothäutigen Jäger.

»Was wirst du mit ihr tun?« fragte Karjuk.

»Sie auf das Eis hinausjagen«, antwortete Imnak. »Sie ist eine Schande für das Volk.«

»Ich lebe außerhalb«, sagte Karjuk.

»Möchtest du sie?«

»Natürlich nicht!« sagte Karjuk hastig. »Sie ist zu hübsch für mich.«

»Kennst du sie denn?« fragte Imnak.

»Sie hieß einmal Neromiktok und stammt aus dem Lager der kupfernen Klippen«, antwortete er.

»Kennst du ihn?« wandte sich Imnak an das Mädchen. Er konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Er ist Karjuk, Herr«, flüsterte sie, »ehemals aus dem Lager der hellen Felsen. Jetzt ist er der Wächter des Volkes.«

»Es heißt, er verließ das Lager und wurde Wächter, weil ein stolzes Mädchen aus dem Lager der kupfernen Klippen seine Geschenke ablehnte.«

Sie senkte den Kopf.

»Wie bist du Sklavin geworden?« fragte Imnak.

»Ich war zu gut für die Männer«, antwortete sie.

Mehrere rothäutige Jäger, die uns begleitet hatten, begannen zu lachen.

»Ich bin von den kupfernen Klippen fortgelaufen, um einer Verbindung zu entgehen, die ich nicht wollte«, sagte sie. »Ich wurde gefangen und zur Sklavin gemacht.«

»Bist du immer noch zu gut für die Männer?« fragte Imnak,

»Nein, Herr.«

»Du hast dem Volk Schande gemacht«, sagte Imnak streng.  
»Was für eine Frau bist du überhaupt?«

»Eine Frau, die zu den Füßen von Männern knien und sie lieben will«, sagte sie.

»Weißt du, was mit jemandem geschieht, der dem Volk Schande macht?« fragte er.

»Bitte nein, Herr!«

»Ergreift sie!« wandte sich Imnak an zwei rothäutige Jäger. Sie packten sie an den Armen und zerrten sie hoch.

»Sie werden mich im Schnee aussetzen!« rief sie Karjuk zu.

»Willst du die verstoßen?« fragte Karjuk.

»Natürlich«, sagte Imnak.

»Aber sie hat kräftige Beine«, gab Karjuk zu bedenken.

Das Mädchen strampelte zwischen den beiden Jägern. Sie ließen ihre Arme los, und sie warf sich vor Karjuk auf die Knie.

»Zum Schlittenziehen taugt sie vielleicht«, sagte ein Mann.

»Mag sein.«



»In den Fellen stellt sie sich vielleicht auch nicht ungeschickt an«, meinte ein anderer.

»Behalte mich, Herr!« flehte das Mädchen Karjuk an.

»Niemand will dich haben«, sagte Imnak.

»Bitte, Herr!« schluchzte das Mädchen.

»Du bist zu gut für mich«, sagte Karjuk.

»Nein, nein Herr!« rief sie. »Ich bin nur eine Sklavin!«

»Und sehr hübsch«, sagte Karjuk.

»Es würde mich freuen, wenn ich dem Herrn gefiele!«

»Reden wir mal über etwas Wichtiges«, sagte Karjuk. »Kannst du nähen und kochen.«

»Ja, Herr!«

»Kannst du einen guten Sleenbraten machen?«

»Ja, Herr! Ich weiß zwar, daß du hoch über solchen Dingen stehst, aber ich kann dir auch in den Fellen großartige Wonnen versprechen, Dinge, die ich hier als Vergnügungssklavin gelernt habe.«

Karjuk zuckte die Achseln. »Es würde nichts schaden, dazuzulernen«, sagte er.

»Behalte mich, Herr!« flehte sie.

»Schau mich an, Mädchen!« forderte er.

Sie gehorchte.

»Ich behalte dich«, fuhr er fort, »aber du mußt dir klarmachen, daß du meine Sklavin bist. Voll und ganz!«

»Ja, Herr!«

»Und wenn du mir nicht gefällt, schicke ich dich aufs Eis hinaus!«

»Ja, Herr.«

»Dann steh auf! Wir müssen unseren Schlitten beladen.«

Sie gehorchte und folgte ihm aus dem Raum.

»Imnak!« sagte ich tadelnd. »Du hast das alles arrangiert.«

»Das wäre nicht unmöglich«, antwortete er. »Aber jetzt müssen wir uns wirklich beeilen. Die Zeit wird knapp. In zwei Ahn gibt es diese Station nicht mehr.«

Im Korridor nahm ich einem der rothäutigen Jäger sein Bolzengewehr ab.

»Wohin willst du?« erkundigte sich Imnak.

»Zu Zarendargars Gemach«, sagte ich. Ich schob einen Explosivpfeil in die Kammer und ließ den Bolzen zuschnappen. »Warum?« wollte er wissen.

Ich zuckte die Achseln. »Er hat bestimmt keinen schönen Tod«, sagte ich.

Mit der Waffe in der Hand begab ich mich zu dem zentralen Raum, in dem Zarendargar geherrscht hatte.

Am Eingang angekommen, öffnete ich die Tür mit dem Fuß und hob die Waffe, um auf die Gestalt zu schießen, die auf der blutigen Plattform liegen mußte.

Aber dann zuckte ich zusammen. Mit einem großen Satz sprang ich in den Raum. Die Waffe erhoben, drehte ich mich einmal im Kreis und suchte die Wände ab, die Stangen, die unter der Kuppel ihr Gewirr bildeten.

Ich bebte am ganzen Leib.

Zarendargar war verschwunden,

»Ich lasse alle Räume und Korridore absuchen!« rief Imnak. Er hastete davon.

Langsam näherte ich mich dem pelzbedeckten, blutüberströmten Podest. An der Kante hatte ich vor dem Gehen ein Glas Paga gestellt. Vor einer Stahlwand sah ich die zerschmetterten Überreste eines solchen Glases. Auf dem Podest jedoch stand ein zweites Glas, gefüllt mit Paga.

Ich lachte laut los. Dann bückte ich mich und ergriff das zweite Glas. Mit einer prostenden und zugleich grüßenden Gebärde hielt ich es dem Raum entgegen. Dann stürzte ich den Paga hinunter und schleuderte das Glas an die Metallwand. Das Glas barst klirrend, und die Bruchstücke vermengten sich mit den Resten des ersten Glases.

Ich machte kehrt und verließ den Raum. Draußen war Imnak bemüht, eine Durchsuchung der Station zu organisieren.

»Dazu ist keine Zeit mehr«, sagte ich.

»Aber das Ungeheuer...«, wandte er ein.

»Wir haben dazu keine Zeit mehr! Wir müssen los!«

»Du hast recht, Tarl, der mit mir jagt.« Seine rothäutigen Jäger um sich scharend, eilte er davon.

Die Schnee-Sleen waren angeschrirrt. Einen Augenblick lang zögerte ich an der Schwelle des Raumes, in dem Zarendargar geherrscht hatte, Halb-Ohr, der Kriegsgeneral der Kurii. Ich schaute noch einmal auf die blutige Plattform, auf die Stahlwand, auf die Scherben der beiden Gläser.

Dann machte ich hastig kehrt und eilte durch den Korridor. Die Fahrt über das Eis mußte beginnen.

»Schaut!« rief Imnak.

Ich stoppte den Schlitten und drehte mich um. Andere folgten meinem Beispiel. Viele schrien vor Staunen und Angst auf.

Hinter uns hingen dünne Vorhänge chromatischen Lichts, gelb, rot und rosa, am schwarzen Winterhimmel, schimmernd und flackernd und viele Pasangs hoch.

»Dazu haben wir gar nicht die Jahreszeit«, sagte ein Jäger.

Die Männer schrien eingeschüchtert auf. Kinder legten Arme vor die Gesichter.

Einen kurzen Augenblick erschien in jenem hohen, flirrenden Panorama, gebrannt in Licht, der Riesenkopf eines Kur. Sein linkes Ohr war halb abgerissen. Amüsiert zogen sich die Lippen von den Zähnen zurück. Dann war der schreckliche Kopf verschwunden.

Im nächsten Augenblick sahen wir, die wir gut eine Ahn von der Station weg waren, einen Lichtfleck am Horizont aufzucken, der uns halb geblendet vor Schmerzen aufschreien ließ.

Einen schrecklichen Augenblick lang war der Himmel mehr als taghell. Von einer Helligkeit, wie sie die meisten Angehörigen des Volkes in diesen nördlichen Regionen nie erlebt hatten, eine Grelle, wie sie über dem weißen Land der flammenden Tahari oder dem grünen Regendschungel von Ost-Cartius liegen mochte.

Doch schon war das Licht am Himmel wieder verschwunden, die Polarnacht war zurückgekehrt, bis auf eine gelbschimmernde Rauchsäule, die hoch über dem fernen Eis stand.

»Hinlegen!« rief ich. »Hinter die Schlitten!«

Sekunden später traf die Schockwelle der Explosion ein. Eissplitter und körniger Schnee wurden von ihr mitgerissen. Die heftige Böe zerrte an unseren Fellen. Ich hielt den Schlitten fest, damit er nicht umstürzte. Arlene schrie vor Entsetzen, als sich das Fahrzeug zur Seite neigte. Doch nur etwa sieben Sekunden lang hielt der unheilvolle Sturm an, dann war die Erschütterung vorbei.

Ich gab dem Sleen einen Schlag auf die Schnauze und zerrte ihn an seinem Geschirr hoch. Dann drehte ich den Schlitten wieder in die Richtung der ehemaligen Kur-Station und stellte mich auf die hinteren Streben, um einen besseren Ausblick zu haben.

Auch Arlene, die an den Schlitten gekettet war, versuchte etwas zu erkennen. Meine anderen Mädchen, Audrey, Barbara, Constance, Belinda und das Mädchen, das einmal Lady Rosa gewesen war, waren an den Schlitten anderer Jäger festgemacht. Arlene war sehr stolz gewesen, mit mir reisen zu dürfen. Die Mädchen waren bemüht, mir zu gefallen, um in meiner Gunst den ersten Platz einzunehmen. Es würde mir Spaß machen, die Mädchen gegeneinander auszuspielen.

Ich lächelte.

Die weiblichen Bedürfnisse werden von den meisten goreanischen Männern erbarmungslos ausgebeutet. Es war ein hübsches Spiel.

Ich berührte Arlenes Schläfe mit meinem Handschuh. Sie wandte sich um und blickte lächelnd zu mir auf.

»Möchtest du zur Erde zurück?« fragte ich.

»Der Herr treibt seine Scherze mit mir«, sagte sie.

»Natürlich, denn du bist eine aufreizende Sklavin, die sich gut für die Ketten und den Verkauf eignet.«

»Nein«, sagte sie. »Ich möchte nicht auf die Erde zurück. Dort habe ich mich niemals so sinnlich lebendig gefühlt wie hier in der Unterwerfung unter die Männer. Ich bemitleide sogar die freien Frauen dieser Welt, die die Freuden und das Lieben der Sklavin nicht teilen können. Ich möchte nicht zur Erde zurückkehren und dort weiter so tun müssen, als wäre ich ein Mann. Was hat die Erde zu bieten, das mehr als Freude und Glück wiegt?«

»Vielleicht verkaufe ich dich«, sagte ich.

»Das steht dir natürlich frei, Herr, denn ich bin deine Sklavin«, sagte sie. »Wenn du mich verkaufst, dann hoffe ich meinem nächsten Herrn ebenso zu gefallen.«

»Du redest aber gar nicht wie ein Mädchen von der Erde.«

»Ich bin kein Erdenmädchen mehr, sondern eine goreanische Sklavin.«

»Das stimmt.«

Sie kuschelte sich in ihre Felle auf dem Schlitten. Einige rot-häutige Jäger drehten ihre Schlitten. »Seht!« sagte Imnak. Ich bemerkte, daß der Sleen die Pfoten hob und Wasser davon herabtropfte.

»Das ist die heiße Luft, die über das Eis streicht«, sagte ich. »Sie geht von der Explosion der Station aus.«

»Nein«, sagte Imnak. »Dort!«

Er deutete in die Ferne. Dort stieg Dampf aus dem Wasser empor.

Ganze Formationen von Packeis glitten ins Meer. »Seht ihr das Wasser?« fragte er. »Es kocht!«

Ich schaute zur Station zurück. Rauch wallte auf. In den oberen Bereichen der Atmosphäre hatte er sich weit ausgebreitet, wie ein Regenschirm, der sich in der dünnen Luft öffnete. Die pilzförmige Wolke war mir auf beunruhigende Weise vertraut. Die Vernichtung der Anlage ging wohl auf einen nuklearen Sprengsatz oder eine Atombombe zurück.

Ich sah den gewaltigen Eisberg, der die Anlage umhüllt hatte, im Meer versinken.

»Das Wasser dort kocht!« rief Imnak.

»Nichts könnte darin überleben«, bemerkte ich.

»Das Ungeheuer ist tot«, sagte er.

»Vielleicht.«

»Du hast das Gesicht am Himmel gesehen«, sagte er.

»Der Apparat, der das Bild ausstrahlt, kann vorher eingestellt gewesen sein.«

»Das Ungeheuer ist tot«, sagte Imnak. »Wenn es nicht in den Räumen und Korridoren der Station gestorben ist, dann bestimmt verbrüht oder ertrunken im Wasser rings um die Einsel.«

»Nichts könnte dort überleben«, sagte ein Jäger.

»Das Ungeheuer ist tot«, meinte Imnak.

»Vielleicht«, sagte ich. »Ich weiß es nicht.«

Das Eis unter unseren Füßen begann sich ächzend zu bewegen.

»Los! Beeilung!« rief Imnak.

Ich warf einen letzten Blick auf das ferne brodelnde Schauspiel, mit dem das Meer auf den Vernichtungsapparat reagierte, der von vernunftbegabten Wesen geschaffen worden war.

Die Priesterkönige haben der technischen Entwicklung der Menschen auf dieser Welt konkrete Grenzen gesetzt. Sie ziehen Speer und Pfeil und Bogen vor, bzw. Armbrust, sie mögen das Schwert und den Stahl des Messers. Die Kurii jedoch unterliegen ihren Beschränkungen nicht. Ich fragte mich, von welchem zottigen Prometheus die Kurii vor langer Zeit das Feuer entgegengenommen hatten. Ich überlegte, welche Bedeutung darin

lag, in der Flamme, die in der Klaue eines Ungeheuers Bestand gewann,

»Los! Los! Beeilung!« rief Imnak. »Wir müssen ganz schnell machen!«

Werden Grenzen der Natur gesprengt wendet sie sich vielleicht zorn erfüllt gegen den Verursacher.

»Schnell!« forderte Imnak und rüttelte mich an der Schulter. »Das Ungeheuer ist tot!« wiederholte er.

Ich dachte an Zarendargars Gemach und an zwei Gläser, die an einer Stahlmauer zerschmettert worden waren.

Dann hob ich die Hand in Richtung der brodelnden, dampfenden Insel im Meer.

»Schnell!« rief Imnak.

Ich drehte den Schlitten und ließ über dem Kopf meines Sleen die Peitsche knallen. »Los!« rief ich. »Los!«

Der Sleen grub seine Krallen in das Eis und warf sein Gewicht in das Geschirr.

Hinter mir riß das Eis auf, und mein Fuß patschte durch Wasser. Ich schob den Schlitten mit voller Kraft auf das feste Eis hinauf und raste peitscheschwingend davon.

## 36

Leise schloß ich die Tür des Festhauses hinter mir. Ich glaubte nicht, daß man mein Verschwinden bemerken würde.

Dinnen vergnügten sich die Angehörigen von Imnaks Lager, Es gab dampfendes Fleisch in Mengen. Es wurde gelacht und gesungen. Draußen hatte es leicht zu schneien begonnen. Die Geräusche des Fests drangen schwach aus dem niedrigen, halb in den Boden gebauten Festhaus. Ich blickte zur Küste des Polarmeeres hinunter, jenes nördlichen Ausläufers des Thassa. Am mond hellen Himmel standen funkelnde Sterne.

Ich begab mich zu den Schlitten.

Im Innern des Festhauses hatte Imnak zu singen begonnen. Dies machte mir größte Freude. Der Berg, der sich früher vor ihm aufzurichten schien, ängstigte ihn nicht mehr. Jetzt wußte er, daß der Berg ihn willkommen hieß. »Niemand weiß, woher die Lieder kommen«, heißt es beim Volk. Doch jetzt hatte Imnak seine Lieder gefunden. Sie stiegen in ihm auf wie das Aufgehen

der Sonne nach langer Nacht, wie das Aufblühen der Tundra im Frühling, übersät mit winzigen weißen und gelben Blüten.

Im Festhaus sang Imnak. Und Poalu war bei ihm. Ich überprüfte das Geschirr des Schnee-Sleen an meinem Schlitten. Es war alles in Ordnung. Das Tier war unruhig.

Es standen acht Schlitten bereit. Ram und Drusus hatten ihre Abreise vorbereitet, und außer meinem Schlitten standen dort die Fahrzeuge von fünf Jägern bereit, die uns über den Axtgletscher in den Süden begleiten wollten. An der linken hinteren Strebe von Drusus' Schlitten angebunden warteten zwei Mädchen, die er sich in der Station der Kurii unterworfen hatte. Neben Rams Schlitten stand Tina, und auch die Jäger hatten ihre Sklavinnen an ihren Schlitten festgemacht. An meinem Schlitten wartete eine ganze Kette von Mädchen – an erster Position Arlene, gefolgt von Audrey, Barbara und Constance, während Belinda das fünfte Mädchen war, und in letzter Position, am weitesten außen, die ehemalige Lady Rosa auf mich wartete. Sie alle trugen wärmende Felle. Ringsum wehte der Schnee.

Ich begab mich an das Ende der Reihe und nahm das letzte Mädchen an der Leine sanft in die Arme, Ich küßte sie.

»Wie soll ich dich nur nennen?« fragte ich. »Rosita? Pepita?«

»Nenn mich, wie du willst, Herr«, sagte sie. »Ich gehöre dir, voll und ganz.«

Ich ging zum fünften Mädchen an der Leine, Belinda, die ich in der Station der Kurii gefunden hatte. Ich küßte sie ebenfalls.

»Du bist bereits gebrandet«, sagte ich zu ihr.

»Brande mich tausendmal«, sagte sie, »und jedesmal werde ich noch mehr dir gehören. Mit jeder Berührung drückst du mir dein Brandzeichen auf.«

»Du bist Sklavin. Für dich gälte das gegenüber jedem Herrn.«

Sie senkte den Kopf. »Ja, Herr«, sagte sie.

Ich ging zu Constance weiter, die als viertes Mädchen an der Leine stand.

»Herr«, sagte sie, als ich sie geküßt hatte.

»Ja?«

»Du wolltest mich in Lydius verkaufen.«

»Ja.«

»Hast du das noch vor?«

»Nein. Ich werde dich mit nach Port Kar nehmen.«

»Vielen Dank, Herr«, sagte sie erleichtert.

»In Port Kar gibt es viele Sklavenmärkte.«

»Willst du mich nicht behalten?« fragte sie bestürzt.

»Vielleicht ein Weilchen.«

»Ich werde mir große Mühe geben, dir zu gefallen!«

»Das wirst du sowieso tun, oder du bekommst die Peitsche zu spüren. Oder wirst gefesselt in einen Kanal geworfen, wo die Urts sich über dich hermachen. So etwas geschieht in Port Kar öfter.«

Lachend gab ich ihr einen Stoß. Sie küßte mich. Vielleicht würde ich sie behalten. Ich wußte es noch nicht. Ich konnte in aller Ruhe darüber entscheiden.

Als nächste kam Barbara an die Reihe. Ich küßte auch sie.

»Du bekommst dein Brandzeichen in Port Kar«, sagte ich.

»Ich warte voller Freude darauf, Herr.«

Dann stellte ich mich vor Audrey hin, das zweite Mädchen an der Leine. Sie klammerte sich an mich,

»Ich erflehe dein Brandzeichen, Herr«, sagte sie heiser.

»Bist du nicht ein Mädchen von der Erde, das früher einmal sehr reich war?«

»Ich bin ein goreanisches Mädchen, eine Sklavin!« sagte sie. Tränen standen in den Augen, die mich anblickten. »Mein Reichtum auf der Erde könnte mir keinen Kragen verschaffen und auch kein Brandzeichen. Hier besitze ich nichts, und ich werde beides erhalten, weil es Männern so gefällt.«

»Ja. Ich werde dich wohl eine Zeitlang in meinem Kragen behalten«, sagte ich. »Du bist als Sklavin nicht uninteressant. Meine Männer könnten dich amüsant finden. Und vielleicht erlaube ich dir gelegentlich, in mein Gemach zu kommen.«

»Danke, Herr«, sagte sie.

»Und dann werde ich dich wohl verkaufen«, fuhr ich fort. »Es wird sicher von Vorteil für dich sein, von vielen Herren bestiegen zu werden, denn nur so wirst du eine hervorragende Sklavin.«

»Danke, Herr«, sagte sie.

Ich ging zu Arlene, die die Spitze der Leine einnahm. Das doppelte Tau führte von ihrem Hals zur linken hinteren Stützstrebe des Schlittens.

Sie schaute mich an. Ich streifte ihr die pelzbesetzte Kapuze auf die Schulter. Wie schön sie war! Schneeflocken setzten sich in ihrem Haar fest.



»Mein Bein trägt ebenfalls noch kein Zeichen«, sagte sie.  
»Wird mein Herr mich in Port Kar ebenfalls brandmarken lassen?«

»Ja.«

»Das freut mich.«

»Wirklich?« fragte ich und nahm ihren Kopf zwischen die Hände.

»Ja«, sagte sie. »Es ist für ein Mädchen eine große Ehre, von einem Krieger für sich beansprucht zu werden, noch dazu von einem Krieger, der zugleich Kapitän ist.«

Ich zuckte die Achseln. Genaugenommen hatte sie wohl recht. Ich gehörte der hohen Kaste der Krieger an und war Kapitän. So etwas galt unter Sklavinnen sehr viel.

Plötzlich preßte sie mich an sich. »Oh, Herr!« sagte sie. »Es hat wirklich nichts mit der Kaste zu tun. Es liegt einzig und allein an dem Typ Mann, der du bist. Du könntest genausogut ein Bauer oder ein Schmied sein. Es wäre mir egal. Wenn du ein Mädchen nur anschaut, ersehnt es sich dein Brandzeichen. Wenn dein Blick auf ein Mädchen fällt, will es deine Sklavin sein. Mädchen träumen davon, von einem Mann wie dir unterworfen zu sein.«

»Das sind die Träume einer Sklavin«, sagte ich.

»Natürlich.«

»Sklavinnen sollten sich davor hüten, ihre Träume auszusprechen«, sagte ich, »damit ihr Herr sie nicht zu hören bekommt.«

»Jede Sklavin sollte ihre Träume kühn verkünden«, sagte sie.

»Aber ein Sklavenherr könnte sie hören«, sagte ich.

»Wollen wir um ihretwillen hoffen, daß er sie hört«, sagte sie.  
»Warum sollte eine Sklavin sonst aufschreien, wenn nicht zum Gefallen und für das Ohr eines Herrn?«

»Ich finde euch Frauen rätselhaft«, sagte ich.

»Die Lösung dieses Rätsels«, sagte sie, »ist ein starker Mann und ein Sklavenkragen.«

»Ich glaube, du hast recht.«

»Ich hatte in der Sache keine Wahl«, sagte sie. »Du hast mich im Schnee zur Sklavin gemacht.«

»Natürlich.«

»Und deshalb liebe ich dich, Herr«, sagte sie. Ich küßte sie sanft auf die Lippen, die einen Augenblick lang den Kontakt hielten. Daraufhin nahm ich sie kräftiger in die Arme und küßte sie

inbrünstiger. »Ich will versuchen, dir zu gefallen, Herr«, sagte sie.

Ich hörte den Sleen im Eis kratzen. Ram hustete. Die rothäutigen Jäger legten die behandschuhten Hände auf die senkrechten Heckstützen der Schlitten.

»Halt den Mund, Sklavin!« sagte ich und stieß sie fort.

»Ja, Herr«, sagte sie. Zurückstolpernd wurde sie von der Leine aufgehalten, die sich zwischen den Hälsen der Mädchen straffte.

Ich drehte mich um und warf einen letzten Blick zurück. So etwas ist eine Angewohnheit der rothäutigen Jäger, die genau wissen wollen, wie die Landschaft auf der Rückfahrt aussehen würde. Aber ich nahm nicht an, daß ich noch einmal hierher in den hohen Norden kommen würde.

Ich sah das Eis des Polarmeeres und die Sterne und das Festhaus, in dem Imnak noch immer sang.


Dann machte ich kehrt und hob den Arm. Links von mir, im Osten, war ein erster, schwacher Lichtschimmer zu sehen, eine Vorahnung der Dämmerung, die den langen Tag des arktischen Frühlings und Sommers einleitete. Die Nacht war vorbei.

Ich senkte den Arm. »Los!« sagte ich. »Los!«

Die acht Schlitten glitten über das Eis. Ich stellte mich hinter meinem Fahrzeug auf die Kufen. Die Mädchen, links hinter dem Schlitten, hielten Schritt.


Niemand achtete auf uns, als wir das Lager verließen.





In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen TARL CABOT auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.



Seltsame Dinge geschehen nördlich des Polarkreises, jenseits von Torvaldsland. Die Tabukherden, die im Frühjahr über den Axtgletscher in die Polarsenke ziehen, bleiben aus. Die rothäutigen Jäger, Bewohner der Tiefebene, hungern. Ein Schiff, das Tarl Cabot mit Hilfsgütern nach Norden entsendet, wird von Tarnreitern, den wilden Kämpfern auf ihren riesigen Sattelvögeln, angegriffen und versenkt.

Schließlich bestätigen sich Tarl Cabots Vermutungen, daß die Kurii, intelligente Bestien und Gegner der Priesterkönige, wieder aktiv geworden sind. Tatsächlich haben sie sich im Packeis einen Brückenkopf geschaffen, und ihre „Stahlwelten“ sind im Anflug auf das Sonnensystem, um Gor zu unterwerfen.

Tarl Cabot beschließt, selbst in den Norden zu ziehen, um sich Gewißheit zu verschaffen – wobei er auf einige hübsche Mädchen von der Erde stößt, die von den Kurii und ihren Helfern nach Gor verschleppt wurden. Er macht sie zu seinen Sklavinnen, um sich die lange Polarnacht zu verkürzen und sie als süße Beute mit nach Hause zu bringen.